

Robert Riemann

(1877 – 1962)

Dummheit und Einsicht in achtzig Lebensjahren (1877 – 1957)

Die Kapitel

- 1 Familientraditionen
- 2 Hugo Riemann
- 3 Konrad Bertelsmann
- 4 Freundschaft und Dichtung
- 5 Thomaner, Student, Soldat** (16. August 2015)
- 6 Paul Beck
- 7 Die Oberrealschule
- 8 Der Deutsche Monistenbund
- 9 Kleine Kriegserlebnisse
- 10 Die neue Ordnung
- 11 Mann der Öffentlichkeit
- 12 Stadtrat
- 13 Schwarzarbeiter
- 14 Idyll am Bodensee
- 15 Heimkehr und Abschied
- 16 Mein achtzigster Geburtstag

Herausgegeben von Tord R. Riemann, Königs Wusterhausen, 2008-2015

Copyright:

Das Werk unterliegt der [Creative Commons Lizenz \(by-nc-nd\) – 3.0 Deutschland](#). Die Rechte liegen beim Herausgeber, Dr. Tord R. Riemann. Sie dürfen das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen. Sie müssen dabei mindestens folgende Quellenangaben nennen: *Robert Riemann, Dummheit und Einsicht* (Hrsg. Tord R. Riemann, www.hugo-riemann.de, 2008-2015). Dieses Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden. Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden. Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt, mitteilen. Am einfachsten ist es, einen Link auf die Creative Commons 3.0 Web-Seite einzubinden. Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers dazu erhalten. Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte unberührt. Die juristisch genaue Fassung sehen Sie im genannten Weblink.

Fünftes Kapitel.

Thomaner, Student, Soldat

Wir fahren alle sehr traurig aus Wiesbaden ab, zumal meine Mutter, die in anderen Umständen war. Mein Vater wollte uns sein geliebtes Thüringen im vollen Glanze vorführen, zerlegte daher die Fahrt in Etappen mit längerem Aufenthalt und besichtigte mit uns die Wartburg und die klassischen Stätten in Weimar. Als Reiselektüre hatte ich mir den "Faust" mitgenommen, konzentrierte mich aber durchaus auf den zweiten Teil, der meinem formalistisch vernebelten Gehirn besonders zusagte, und lernte den Monolog am Wasserfall andächtig auswendig. Wir hatten ohne Besichtigung in Leipzig eine Wohnung in der Thomasiusstraße gemietet, deren Schrecknisse sich in der ersten Nacht enthüllten. Die ganze Familie war nach einer Stunde wieder auf den Beinen, in allen Zimmern wurde Licht gemacht, und man beschäftigte sich damit, die Wanzen totzuschlagen, die hinter jeder Tapete herumwimmelten. Natürlich sahen wir uns am nächsten Morgen nach einem Kammerjäger um, doch das Beste tat doch meine Mutter selbst mit Wasser und grüner Seife. Nach einigen Wochen war in der ganzen Wohnung keine Wanze mehr aufzutreiben. Auf diesen Sieg der Reinlichkeit über die Verwahrlosung ist meine Mutter immer besonders stolz gewesen.

Das zweite, was uns in Leipzig mißfiel, war die gänzlich reizlose Umgebung. Wir hatte seit Wiesbaden von einer Gegend ohne Berge keine rechte Vorstellung. Daß der junge Goethe die Leipziger Landschaft mit wohlbestellten Feldern und großen Gärten schöner gefunden hatte, als den heimatlichen Taunus, wußte ich und war über seinen Geschmack, den er allerdings nach der Lektüre Rousseaus rasch geändert hat, maßlos erstaunt. Wir kamen uns vor wie Adam und Eva nach der Vertreibung aus dem Paradiese. Unserer Wohnung gegenüber lag eine Destille, in der abends oft Radau war, und nebenan war eine Kellnerinkneipe, in deren Garten bisweilen Pärchen sich belustigten. An den Gärten floß die Elster vorbei, hatte aber so wenig Wasser, daß wir nicht recht begriffen, wie Poniatowski 1873 in ihr hatte ertrinken können, obwohl das auf seinem Denkmal in der nächsten Straße zu lesen war. Noch weniger gefiel uns die schokoladenfarbige Pleiße, die alle anderen Wasserläufe an Langsamkeit übertrifft. Kurz vor unserer Abreise in Wiesbaden hatte ich in Rüdesheim in der altdeutschen Weinstube gehört, wie eine Kellnerin, die aus Leipzig stammt, mit einem Gaste, der ebenfalls aus Leipzig war, vom Wassergott an der Pleiße schwärmte. Beide kamen zu dem Urteil: "Die Loreley ist scheene, aber so scheene wie der Wassergott is se doch nich." Natürlich beeilte ich mich in meinem Hunger nach schöner Landschaft, in Leipzig den Wassergott aufzusuchen. Es war ein etwas verfallener Pfahlbau, der in die trübe Pleiße hineingebaut war und von den Ruderern aufgesucht wurde, um Soleier zu essen und Lagerbier zu trinken, kümmerlich und spießbürgerlich. Wir kamen aus dem Kopfschütteln nicht heraus.

Der dritte Stein des Anstoßes war der Dialekt. Das Hamburger Platt hatte uns in seiner biederen Derbheit gefallen, die Wiesbadener Mundart klang süddeutsch herzlich, aber das Sächsische wirkt, gerade deshalb, weil sich aus ihm die neuhochdeutsche Sprache entwickelt hat, immer wie verdorbenes Hochdeutsch und reizt zum Lachen. Bei gesamtdeutschen Kongressen und Besprechungen wurde stets gelacht, wenn ein sächsischer Delegierter aufs Podium steigt und etwa anfängt: "Se derfen mir's nich voriebelnähm', aber von dem, was ich gehert habe, geht manches nich in mein'n gleenen Gobb' rin." Das Bewußtsein, schon durch seine Aussprache humoristisch zu wirken, verführt den Sachsen dazu, alles ins "Gemiedliche" abzubiegen. Es ist ein wahres Wunder, daß ein Meister der geschliffenen Aphorismen wie Nietzsche aus der sächsischen Ebene gekommen ist. Aber er hat sich ja immer im Widerspruch zu seiner Umgebung entwickelt. Man kann nicht sagen: "Ich lähre eich den Iebmensch", ohne sofort aller Feierlichkeit ein Ende zu machen. Das sächsische Temperament ist dem Schwung und der Begeisterung abhold.

Statt sich hinreißen zu lassen, wittert der Sachse irgendeinen Schwindel, wenn hohe Töne angeschlagen werden. Die Bevölkerung ist überhaupt mißtrauisch und nennt sich "helle", weil sie schwerer hinter das Licht zu führen ist. Das ist eine sehr schätzbare Eigenschaft, aber einem Fremdling wird sie immer unbehaglich sein.

Unser erster Eindruck ging dahin, daß alles in Leipzig fade und lauwarm sei. Das Dienstmädchen, das wir engagierten, fragte vorsichtig: "Geht die Herrschaft oft ins Theater?" Meine Mutter bejahte mit freudigem Stolz: "Jawohl, wir gehen in alle klassischen Stücke." - "Da muß ich mir die Sache doch überlegen," sagte die kluge Jungfrau; "Wenn die Herrschaft abends ins Theater geht, gibt es zu Mittag nur Kohlrabi und Gräupchen." Wir mußten über diesen nie gehörten Einwand lachen. Meine Mutter versicherte, es gäbe alle Tage ein Stück Fleisch, sie könne beruhigt sein. Darauf blieb sie. Wir fingen nun an zu beobachten, was die Bevölkerung aß und trank, und kamen zu einem ähnlichen Ergebnis wie Nietzsche. Dieser sagte, er habe von vornherein einen gesunden Optimismus in sich gehabt; denn er habe in Leipzig den doppelten Angriff der Schopenhauerschen Philosophie und der Leipziger Küche ausgehalten, ohne zum Pessimisten zu werden. Ähnlich sagte meine Mutter: "Soviel ich sehe, essen die Leute hier am liebsten rohe Gurken und billigen schlechten Kuchen. Dazu trinken sie ganz dünnen Kaffee und nennen ihn Blümchenkaffee, weil man das Blümchen auf dem Grunde der Tasse sieht, wenn man eingegossen hat." Das erwies sich allerdings als Verleumdung; denn es gab in Leipzig eine ganze Reihe von Lokalen, in denen man sehr guten starken Kaffee bekam. Aber die Leipziger hatten doch zwei dünne Getränke, nämlich die Gose in der grotesken langhalsigen Flasche und das Lichtenhainer Bier, das in hölzernen Spitzkannen aufgetragen und aus Holzbechern mit reichlich abgenagten Rändern getrunken wurde. Ein erfahrener Korpsstudent hat mir einmal versichert: "Den Unterschied zwischen voll und besoffen kannst du nur kapieren, wenn du Lichtenhainer trinkst. Davon wirst du sehr schnell voll, aber nie besoffen."

Für alle diese Mängel mußte nun der Geist entschädigen, für den allerdings reichlich gesorgt war. Das Reichsgericht, die Universität, die Stadtbibliothek und die Universitätsbibliothek, das graphische Gewerbe mit den zahlreichen Verlagsanstalten und Druckereien, so alte höhere Schulen wie das Thomas- und das Nikolaigymnasium vereinigten massenweise Vertreter geistiger Berufe. Dazu kamen der Rauchwarenhandel, achttausend Juden und schließlich noch eine im Aufblühen befindliche Metallindustrie. Der Bildungstrieb war in Leipzig verbreitet wie nirgends sonst. Es gab drei Theater und zahlreiche Liebhaber Bühnen und Bildungsvereine. Sahen wir auf diese Seite der Sache, dann kam uns unser geliebtes Wiesbaden doch etwas zurückgeblieben vor. Verglichen wir aber mit Hamburg, dann vermißten wir in Leipzig wieder den weltstädtischen Zug. Man blieb trotz aller Bildung immer etwas provinziell. Sogar der übliche Monarchenkultus war ganz anders als in Sondershausen oder Wiesbaden. Es war nicht mehr die Serenissimusverehrung wie in Sondershausen, es war aber auch nicht die Anbetung des obersten Kriegsherrn wie in Preußen, sondern die ewige Erörterung der Frage, ob der jeweilige Wettiner ein guter Mensch sei. Ihre intellektuelle Begabung schienen die Wettiner mit dem König Johann (1854-1873) verbraucht zu haben. Dieser saß am liebsten auf der Albrechtsburg in Meißen in einem hochgelegenen Zimmer mit weitem Ausblick auf die Elblandschaft und übersetzte Dante. Die späteren Wettiner neigten zur Begünstigung der Katholiken, mehrere Prinzen gingen selbst ins Kloster. Die ewig mißtrauischen sächsischen Kleinbürger sagten: "Sie wollen uns alle wieder katholisch machen." Ein beliebtes Bier- oder Gosengespräch war die Erörterung der Frage, ob es schlimm sei, vollends von Preußen aufgefressen oder wieder katholisch gemacht zu werden. Die Oberschicht lachte über diese altertümliche Phantasie, hatte aber um so mehr Angst vor der Sozialdemokratie, die einen Wahlkreis nach dem anderen eroberte und Sachsen allmählich in das rote Königreich verwandelte. Die verschiedenen Verschlechterungen des sächsischen Landtagswahlrechts halfen dem nicht ab, sondern ließen den

Widerspruch nur bei jeder Wahl schärfer hervortreten.

Mein Vater führte seine Söhne zur Anmeldung in die Thomasschule und wurde von dem Rektor, Emil Jungmann, sehr zuvorkommend empfangen. Wir hatten sofort das Gefühl, einem gesellschaftlich völlig sicheren vornehmen Gelehrten gegenüberzustehen. Jungmann war wie Nietzsche ein Lieblingsschüler des Plautusforschers Friedrich Ritschl gewesen, hatte früh das Rektoramt der altberühmten Thomasschule erreicht und dies in eine Standesschule verwandelt, soweit sie es nicht schon war. Er verehrte alles Antike und sah in Goethe den Gipfel der deutschen Dichtung, im Naturalismus eine schändliche Entartung ins Pöbelhafte. Gegen Nietzsche hegte er aber einen Haß, den ich mir nur aus der Rivalität erklären kann, die sich zwischen beiden in ihrer Studienzeit bei Ritschl entwickelt hatte. In seinen Abiturientenreden pflegte Jungmann zu versichern, es sei ein Glück, daß Nietzsches Philosophie so schwer verständlich sei, daß man ungeheuer viel Zeit brauchte, um sich in sie einzulesen. Seine Absicht, vom Lesen des "Zarathustra" abzuhalten, hatte er auf diese Weise zweifellos oft erreicht. Wenn die Menschen hören, daß eine Sache viel Mühe kostet, gehen sie ihr gewöhnlich aus dem Weg.

Jungmann hätte am liebsten auf der Thomasschule nur Söhne von Universitätsprofessoren und Juristen gehabt. Er sagte zu meinem Vater: "Es freut mich, daß Sie uns gleich drei Söhne bringen. Wir leiden unter dem Übelstande, daß sehr viele Familien, die gar keine akademischen Traditionen haben, ihre Kinder auf unsere Schule schicken. Das geht so oberflächlich zu wie möglich. Die Leute sehen aus dem Fenster, wie die vielen Jungen mit den grünen Mützen auf dem Wege zu unserer Schule sind. Dann kommen die Schuster und Schneider auf den Einfall, daß ihren Jungen die grünen Mützen auch gut stehen würden. Auf diese Art bekommen wir eine Masse ungeeignetes Material, das schwer wieder loszuwerden ist, wenn es erst einmal in der Schule sitzt. Es ist ein Unglück, daß die preußische Schule in einer solchen Zeit die Anforderungen herabgesetzt hat! Wir haben diese sogenannte Reform, die ihren Namen zu Unrecht trägt, in Sachsen nicht mitgemacht. Ihre Söhne haben zum Teil gute Zeugnisse, werden aber doch anfangs vielleicht Schwierigkeiten haben, ihre Lücken im Griechischen und Lateinischen aufzufüllen. Nun, das ist nicht ihre Schuld, sondern die der übereilten preußischen Reform, und in einer Familie mit akademischen Tradition gleicht sich das erfahrungsgemäß immer rasch aus."

Das Wort "akademische Tradition" machte einen großen Eindruck auf mich. Von so etwas war in Wiesbaden nie die Rede gewesen, und hier wurden wir sozusagen als Standesgenossen empfangen. Die Aufnahmeprüfung wurde selbstverständlich als reine Formalität erledigt. Mit uns wurden drei Söhne des nach Leipzig berufenen Mediziners Friedrich Freudenburg und drei des Reichsgerichtsrates Jeß geprüft, alle mit dem gleichen Erfolg, der von vornherein gesichert war. Für Jungmann war das sicher ein großer Tag. Er hatte seine vornehme Verbindlichkeit allmählich auch den anderen Lehrern zur zweiten Natur gemacht. Mir fiel das am ersten Tag im Unterricht auf, und ich fragte einen anderen Schüler: "Reden alle eure Lehrer so leise?" Darauf bekam ich die Antwort: "Nur der Turnlehrer brüllt." Auf dem Gebiete der Körpererziehung schien also die preußische Reform doch bereits abgefärbt zu haben. Die Schule lief damals so glatt wie von 1914 ab nie. Die Lehrer sahen ihre Aufgabe darin, sich und uns nicht zu überanstrengen und uns doch allerhand Kenntnisse beizubringen. Als ich nach fünfzig Jahren die "Odyssee" wieder einmal griechisch las und anfangs nur fünfzig Verse täglich fertigbrachte, dann zweihundert und schließlich sechshundert, merkte ich in aller Deutlichkeit, wieviel man uns in diesem ruhigen und sicheren Unterrichtsgang beigebracht hat. Außerdem hatte ich nach meiner Aufnahme in die Thomasschule wieder ein neues Ideal, nämlich das, ein so vornehmer, würdevoller und einflußreicher Rektor zu werden wie Jungmann. Allerdings bin ich an dieses Ziel erst nach den mannigfachsten Zwischenfällen im Jahre 1946 gelangt, also im Greisenalter. Die Welt mußte sonderbare Sprünge machen, ehe ich auf diesen Gipfel gelangte.

Einen solchen Freund wie Gustav Passavant, mit dem ich noch zehn Jahre lang Briefe wechselte, habe ich auf der Thomasschule trotz eifrigen Bemühens nicht gefunden. Mein Banknachbar Förster, der Sohn eines Arztes und später im gleichen Berufe tätig, schwärmte allerdings für die Naturalisten und sah in Dehmel und Wedekind die Größen der Zeit. Aber ich las diese Dichter erst später, und Förster hatte keinen rechten Sinn für meine Jambendramen. Die Aufmerksamkeit unseres Deutschlehrers, der Küchenmeister hieß, erregte ich, als er unvorsichtigerweise einmal äußerte, er nähme statt des fälligen nächsten Aufsatzes auch ein Gedicht entgegen, das aber einen anständigen Umfang haben müsse. Darauf lieferte ich einen "Ahasver" in Stanzen mit sechs eingelegten Sonetten ab und bekam eine 1. Den Hemerlingschen "Ahasver in Rom" hatte ich damals noch nicht gelesen. Sonst wäre meine Dichtung wahrscheinlich noch etwas pessimistischer ausgefallen, als sie ohnehin wurde. Meine Gesänge auf den Ewigen Juden waren einfach ein Ausfluß der Vereinsamung, in der ich mich fühlte, seit ich von meinen Wiesbadener Freunden getrennt war. Selbstverständlich schrieb ich trotz der Schwierigkeiten, die ich hatte, die Lücken im Lateinischen und Griechischen zu füllen, weiter Versdramen. In Wiesbaden war ich Primus gewesen, hier brachte ich es nur bis zum sechsten Platze, aber auf das Dichten wurde nicht verzichtet. Das Märchen "Melechsala" von Musäus interessierte mich schon deshalb, weil ich auf der Reise durch Thüringen die Burgreihe der drei Gleichen gesehen hatte. Ich gab dem Grafen Gleiche auf dem Kreuzzuge einen Kampfgenossen, den ich aus der Burg Rheinstein gegenüber Rüdesheim kommen ließ, die ich oft gesehen hatte. Damit verquickte ich etwas Stauffergeschichte um Friedrich Barbarossa und sehr viel Orientalisches aus 1001 Nacht. Also Staufferromantik, Rheinromantik und orientalische Romantik in möglichst farbenprächtiger Häufung. Einige Leipziger Kameraden lasen das Stück mit Respekt, fanden es aber im wesentlichen fremdartig. Es hatte mit der Welt, in der sich ihr Denken bewegte, in der Tat überhaupt nichts zu tun.

Bei der Lektüre des Livius stieß ich auf die Kämpfer der Römer mit den keltischen Allobrogern. Ich war aber gleichzeitig auf den schwermütigen Nebeldichter Ossian, den mein Vater in der Ahlwardschen Übersetzung besaß, gefallen. So rührte ich daraus eine Keltentragödie zusammen, die außerdem noch von Hebbels "No oloch" beeinflusst wurde. Auch dieses Drama "Die Allobroger" hatte nur eine Frau, Agandekka, in die sich zwei Brüder verliebten, die um den Thron kämpften. Die Reden bestanden teils aus Ossianschen Seufzern, teils aus Shakespearschen Metaphern; denn ich hatte auch noch alle Dramen Shakespeares in einem Zuge hintereinander gelesen und dabei jede Metapher am Rande unter dem Gesichtspunkt analysiert, ob der Vergleich eine geistige Eigenschaft oder eine sinnlich wahrnehmbare betraf. So stand in meinem großen Shakespeareband überall "sinnlich" am Rand, wenn etwa Othello sagte, eine Hausfrau solle seinen Helm zum Kessel machen, oder Hamlet, er sei keine Flöte, auf der man spielen könne. Wenn aber Richard III vom Winter des Mitvergnügens und der Sonne Yorks redete, war die Stimmung das Verglichene, und dann stand "geistig" da. Man sieht, daß ich mein Handwerk so gewissenhaft zu lernen suchte wie die Meistersinger, und daß dabei ebensoviel herauskam wie bei ihnen. Nur hatte ich dabei nicht einmal die Entschuldigung, die das Verfahren bei den ehrsamten Handwerksmeistern als ganz natürlich erscheinen läßt. Wenn man gelernt hat, wie man Würste stopft, dann sucht man nach den Regeln, nach denen Verse gefüllt werden. Man sollte eigentlich nicht auf so etwas verfallen, wenn man kein Handwerk gelernt hat. Aber je sonderbarer die eigenen Einfälle sind, desto stolzer ist man auf sie. Meine Metaphern suchte ich mir auf Spaziergängen im Rosenthal zusammen, verglich junge Mädchen mit Birken, alte Helden mit Eichen und schwarze Gedanken mit Raben, so daß ich schließlich nicht unterwegs sein konnte, ohne irgendeinen derartigen poetischen Vergleich mit nach Hause zu bringen. Je schwerer ich mir das Dichten machte, desto mehr mußte nach meiner Meinung, die sehr albern war, dabei herauskommen.

Im Gegensatz zu vielen Eltern waren die meinen glücklich, wenn ich dichtete. Daß ich völlig unmusikalisch war, stand fest. Wenn ich auch noch die dichterische Leier an den Nagel hängte, müßte ich ganz in Prosa und Nüchternheit versinken. "Bewahre dir nur deinen Idealismus!" sagte meine Mutter oft geradezu flehend zu mir. Sie war glücklich, wenn ich wieder etwas Größeres gedichtet hatte, und eiste sogar meinen Vater vom Schreibtisch los, um die Vorlesung mit anzuhören. Das Trauerspiel "Die Allobroger" gefiel beiden so gut, daß meiner Mutter plötzlich der Gedanke kam, ich müßte es Dr. Karl Fuchs, Nietzscheaner, nach Danzig schicken. Das geschah. Fuchs hatte ein besonderes Talent, Dichter und Musiker zweiten und dritten Ranges, wie Peter Gast und mich, für solche ersten Ranges zu halten und aller Welt anzupreisen. Er führte einen ausgedehnten Briefwechsel nach der Art der Menschen des achtzehnten Jahrhunderts, also jeder Brief einige Druckseiten lang oder mehr, während mein Vater so viele Zeilen schrieb, wie er Seiten. Fuchs plätscherte geradezu in Briefen und kam deshalb nie zu etwas Ordentlichem. Als Hans von Bülow einmal nach ihm gefragt wurde, sagte er kurz: "Fuchs? Ach ja! Der in Danzig. Steckengebliebene Intentionen!"

Zwei Tage nach der Absendung meiner "Allobroger" hatte ich bereits einen acht Seiten langen Brief von Fuchs mit der Ankündigung, daß noch mehrere folgen würden. Ich beeilte mich zu antworten, er ebenso wieder. Wir nahmen die fünftaktige Tragödie Szene für Szene und Vers für Vers durch, und sie wurde dabei unserer Meinung nach immer besser. Wenn ich geschrieben hatte:

*Am Halse müssen wir die Schlange packen
Und Niederpressen, eh' sie schnappen kann,*

Dann schrieb Fuchs: "Die Schlange schnappt nicht, sie sticht." Es wurde also "stechen" eingesetzt, aber es gab auch Stellen, die ich lange verteidigte, ehe ich kapitulierte. Besonders abgesehen hatte es Fuchs auf Verse, die wider Willen zweideutig geworden waren oder zum Lachen reizen konnten, was ja gerade im erhabenen Stile am leichtesten vorkommt. Mindestens alle drei Tage kam ein Brief von Fuchs an, und das dauerte etwa ein halbes Jahr. Dann nahm ihn irgend etwas anderes in Anspruch. Er trug das gereinigte Manuskript schließlich zu der Gattin des Oberpräsidenten von Westpreußen, Gustavson Goßler, die Gönnerin der Musen war und die Aufführung am Danziger Theater durchsetzen sollte. Aber das gelang mit diesem Stück noch nicht, sondern erst mit einem späteren - Frau von Goßler fühlte sich entweder noch nicht kompetent für die Beurteilung der "Allobroger", oder sie fand das Stück zu langweilig, was ich für wahrscheinlicher halte. Daher schickte sie die Keltentragödie an die Koryphäe der deutschen Literaturwissenschaft, den Berliner Ordinarius auf dem Lehrstuhle Jakob Grimms, Erich Schmidt. Aus Mehrings "Lessinglengende" weiß jeder, der es nicht ohnehin weiß, wie sehr dieser Lessingbiograph im Gegensatz zu seinem Helden für Winke von hoher Stelle empfänglich war. Loyal wie immer, las er das Stück durch, und wir bekamen die "Allobroger" mit einem äußerst gewandt abgefaßten Schreiben der germanistischen Spitze zurück.

Es ist eigentlich naiv, ohne weiteres vorauszusetzen, daß ein Geschichtsschreiber der deutschen Dichtung der berufene Beurteiler der Gegenwartsliteratur ist. In diesem Falle aber war es berechtigt; denn meine Dichterei war durchaus epigonenhaft. Erich Schmidt schrieb, er müsse dem Verfasser etwas Unwillkommenes sagen und dazu mit Lessings Nathan bemerken:

*Recha! Recha!
Es ist Arznei, nicht Gift, was ich dir reiche.*

Die "Allobroger" seien kein reifes Kunstwerk, sondern ein Anfängerstück. Der Dichter habe manches zu lernen, ehe er etwas wirklich Gutes liefern könne, müsse aber vor allem sehr vieles wieder verlernen. Das traf den Nagel auf den Kopf. Mit sehr vielem, was Erich Schmidt über

Lessing und Goethe geschrieben hat, bin ich durchaus nicht einverstanden, aber Riemann ist richtig von ihm beurteilt worden.

Schließlich war ich noch immer auf der Schule, also weder ein fertiger Mensch noch ein fertiger Dichter. Das häusliche Milieu bekam ein anderes Gesicht, als am Weihnachtsabend 1895 meine Lieblingsschwester Dina geboren wurde. Meine Mutter hatte mit gewohnter Energie noch Rindfleisch und Bohnen zum Mittagessen gekocht und sich erst in der letzten Minute zu Bett gelegt. Meine beiden Brüder waren zwar bereits Obertertianer, hatten aber vom Zustand meiner Mutter noch gar nichts bemerkt, und waren äußerst erstaunt, als sie sie am Nachmittag anwies, im Garten zu bleiben, bis der Geburtsakt erledigt war. Sie zeichneten sich in der Schule vornehmlich im Turnen und im Fußballspielen aus. Sie sagten sofort: "Der Junge lernt einen Salto, das bringen wir ihm bei." Da es ein Mädchen wurde, konnte der Vorsatz nicht ausgeführt werden. Die um siebzehn Jahre ältere Else hatte ihre Studien auf der höheren Töchterschule abgebrochen, um meiner Mutter ein Jahr lang behilflich zu sein, und umgab Dina mit besonderer Liebe. Aber auch ich habe das Kind schon als Säugling oft auf dem Arme gehabt. Wir haben oft davon geredet, ihr ein sonniges Leben zu verschaffen, aber sie starb 1947 an Hungertuberkulose. Es war der Todesfall, der mich von allen am stärksten erschütterte. Ich hatte Dina eigentlich nie als Schwester, sondern immer als Tochter betrachtet.

In der Oberprima bekamen wir Jungmann als Deutschlehrer. Die Art, wie er uns an Goethe heranführte, hat mich geradezu bezaubert und betört. Jungmann vermittelte höchstes Bildungsgut und sprach von Düntzers wäßrigen Kommentaren zu den Klassikern mit grenzenloser Verachtung, dagegen von Wilhelm Scherer mit großem Respekt. Es gab einen Kreis von Eingeweihten, die ins Allerheiligste kamen, und wir waren nur im Vorhof zum Tempel, aber Jungmann betonte die Möglichkeit, auch einmal hineinzukommen, wenn wir uns nach der Schulzeit wirklich in Goethe versenkten. Besonders bewandert war Jungmann in Goethes Lyrik, den "Hennen", der "Iphigenie", dem "Tasso" und der "Italienischen Reise". Den Verknüpfungen mit der Antike ging er bis ins einzelne nach. Da er Nietzsche haßte, zitierte er gern Wilamowitz. Niemals deklamierte Jungmann schauspielerhaft, das erschien ihm bereits als eine Entwürdigung der heiligen Texte. Sie mußten feierlich gelesen werden. Wenn er seine satirische Bemerkung gegen einen albernen Ausleger machte, wurde niemals laut gelacht, sondern nur verständnisvoll gelächelt. Jungmann erörterte gern Stilfragen und unterhielt sich dann besonders mit mir, da ich in meiner formalistischen Besessenheit sehr viel bewandeter war als die anderen, denen die Frage, ob ein bestimmter Inhalt ein bestimmtes Versmaß verlangte, natürlich mehr oder weniger gleichgültig war. Mit äußerstem Unbehagen erfüllte es ihn aber, wenn man nachklassische Dichter zitierte. Als er über Goethes "Wanderer" einen Aufsatz schreiben ließ, in dem nachgewiesen werden sollte, daß Goethe aus dichterischer Intuition lange vor seiner italienischen Reise bereits italienische Landschaften habe schildern können, zog ich Freiligraths exotische Gedichte zum Vergleiche heran. Darauf bekam ich ganz ungewohnterweise nur eine 2(b). Jungmann hätte mir einfach sagen sollen, Feiligrath habe allerdings nicht den Orient gekannt, aber Victor Hugos "Orientales". Statt dessen sagte er: "Sie müssen jetzt so weit sein, daß sie solche Vergleiche vermeiden. Goethe ist etwas ganz anderes!" Meine Kameraden sagten in der Pause triumphierend: "Siehst du, jetzt bist du auch abgesägt! Wenn er dir eine 2(b) gibt, ist das ebenso, als wenn er uns eine 4 gibt."

Sie irrten sich. In einem Aufsatz: "Die Brunnenpoesie in alter und neuer Zeit" zitierte ich nicht nur das alte Testament, den "Werther", den "Faust" und "Hermann und Dorothea", sondern auch Petrarka, Homers "Odyssee" und die "Argonomtika" des Apollonis Rhodios, der die Entführung des Liebesknaben des Herakles, des Hylas, durch eine Quellnymphe schildert. Jungmann schrieb unter den Aufsatz, er zeuge von einer ganz außergewöhnlichen Belesenheit und von einer Reife des ästhetischen Urteils, die weit über das Niveau der Klassenstufe hin-

ausgehe. Seitdem wurde meine Sonderstellung nicht mehr angezweifelt. Eine besondere Rolle spielte auf der Oberprima der Thomasschule der Witte-Preis. Der Jurist Witte hatte der Thomasschule eine beträchtliche Summe vermacht mit der Bestimmung, daß die Zinsen jährlich dem Oberprimaner zufallen sollten, der den besten Aufsatz über ein juristisches Thema liefere. Diese Einschränkung schuf eine gewisse Verlegenheit, da auf dem Gymnasium keine Rechtswissenschaft gelehrt wird. Man nahm das Vermächtnis trotzdem an und behielt sich eine Reihe von Jahren mit einer jesuitischen Auslegung. Man stellte nämlich als Thema immer einen Satz, der mit den Worten begann: "Mit welchem Rechte"... Dann ging man zu einer Satzungsänderung über, die ja bei einer Stiftung immer eine schwierige Sache ist und der Bestätigung durch höchste Instanzen bedarf. Man strich das "juristisch" und teilt den Preis, so daß der erste Sieger 80 Mark bekam, der zweite vierzig. Alle Oberprimaner wurden in der Aula vereinigt. Jeder schrieb über seine Arbeit ein Motto und legte einen geschlossenen Briefumschlag bei, auf dem außen das Motto stand und innen ein Zettel mit dem Namen des Schülers lag. Jungmann sagte aber vorher: "Bitte, verschonen Sie uns mit dem Motto: "Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas (Mangelt die Tätigkeit, so bleibt doch löblich das Wollen). Wir bekommen jedes Jahr mindestens zehn Ut desint vires und müssen dann doch nach der Schrift den Verfasser bestimmen. Das widerspricht aber der Satzung."

Das Thema lautete: "Wozu treiben wir Geschichte?" Einige Jahre vorher würde es gelautet haben: "Mit welchem Rechte verlangt man geschichtliche Kenntnisse?" Glücklicherweise kapierte ich, daß ich nicht einfach auf historische Romane und Dramen hinweisen konnte, sondern zunächst staatspolitische Betrachtungen über Schiffe ohne Steuermann usw. anstellen mußte. Ebenso kam ich um die Versuchung herum, Hegels berühmten Satz zu zitieren: "Man lernt aus der Geschichte nur, daß die Völker nichts aus der Geschichte lernen wollen." Diesen Satz kannte ich nämlich damals noch gar nicht. Also konnte ich ohne skeptische Behinderungen meine allgemeinen Betrachtungen über Orientierung durch die Geschichte vom Stapel lassen und anhängsweise die historischen Dichtungen würdigen. Von der materialistischen Geschichtsauffassung wußte ich damals überhaupt noch nichts. Wenn ich etwas davon gewußt hätte, wäre die Erwähnung sicher von nachteiligen Folgen begleitet worden. So bekam ich den I. Preis, mit dem allerdings herkömmlicherweise die Pflicht verbunden war, an einem Bierabend im Thüringer Hofe alles Bier, das die Oberprimaner tranken, zu bezahlen. Aber da der Liter Würzburger nur 35 Pfennige kostete, war ich trotzdem in der Lage, mir für vierzig Mark Bücher und Brasilzigarren zu kaufen, und ich machte eine Woche lang Leipziger Antiquariate unsicher. Für zehn Mark bekam ich die siebenbändige Ausgabe der Briefe Schillers von Ionas. Bücher waren damals ja ungeheuer billig. Heute würde man für die sieben Bände mindestens fünfzig Mark bezahlen müssen. Es war die erste umfangreiche Briefsammlung, die ich las. Natürlich interessierten mich vornehmlich die ästhetischen Auseinandersetzungen, aber ich merkte doch auch, daß Biographien von Menschen des achtzehnten Jahrhunderts im wesentlichen aus den erhaltenen Briefen hergestellt wurden. Im kürzer schreibenden neunzehnten Jahrhundert fließt die Quelle viel spärlicher, und im zwanzigsten Jahrhundert bestehen die meisten Menschen nur noch aus Ferngesprächen. Die Ionasche Ausgabe der Schillerbriefe hat mir sehr gute Dienste geleistet, besonders als ich sie später durch fünf Bände Lessingbriefe und sechs Bände Goethebriefe ergänzte. Leider ist das alles am 4. Dezember 1943 mit unserem Haus verbrannt. Wer bei dieser Gelegenheit eine organisch gewachsene und mit viel persönlichen Erinnerungen verknüpfte Bücher- und Manuskriptsammlung verloren hat - mir verbrannten ja damals auch die sämtlichen Briefe von Gustav Passavant und Dr. Karl Fuchs - hält die Kulturzerstörung durch den Krieg nicht für eine leere Phrase. Auch meine pietätvoll aufbewahrten Aufsatzhefte mit Jungmanns geschliffen formulierten Randbemerkungen wurden damals vernichtet.

Die Abiturprüfung war, wie die Aufnahmeprüfung anderthalb Jahre vorher, eine reine For-

malität. Man hatte in der Aula immer einen Schüler aus der A-Klasse neben einen aus der B-Klasse gesetzt, und die beiden Klassen hatten verschiedene Themen. Auf diese Art sollte das Abschreiben verhindert werden. Neben mir saß irgendein Kamel, das in der Mathematik verzweifelt vor der ihm total unverständlichen Aufgabe döste. Da ich unsere Aufgabe mit den bei Büchler in Wiesbaden erworbenen Kenntnissen bereits spielend gelöst hatte, erbarmte ich mich des Unglücklichen und diktierte ihm im gebotenen Flüstertone, was er hinzuschreiben hatte. Wenn er etwas intelligenter gewesen wäre, hätte er sich im Lateinischen und Französischen revanchieren können; denn da machte ich einige grammatikalische Fehler. Der Lateinlehrer, Professor Sachse, war förmlich in Entsetzen aufgelöst, weil ich "Adhortavit", statt "adhortatus est" geschrieben hatte. Er erzählte das sogar einem anderen Prüfling, mit dem er den gleichen Schulweg hatte, in tiefer Ergriffenheit. Die Sache wurde aber in der mündlichen Prüfung wieder wettgemacht. Man verlangte damals, daß jeder Abiturient vierundzwanzig Horazoden auswendig können mußte. Daran wurden literarhistorische Erläuterungen, Vergleiche mit griechischen Lyrikern geknüpft, und da war ich ja in meinem Felde. Wenn ich bedenke, wie leicht und sicher damals mein Gedächtnis funktionierte, und wie langsam es heute arbeitet, werde ich förmlich melancholisch.

Die französische Prüfung nahm ein Lehrer ab, der zehn Jahre später die Paralyse bekam und ausscheiden mußte. Er hieß Hofer und hatte den wenig liebenswürdigen Beinamen "die Klosettbürste", weil er eines Tages auf den Einfall gekommen war, sich einen reichlich struppigen Vollbart stehen zu lassen, der erst nach längerer Zeit einigermaßen passabel aussah. Wenn aber ein Lehrer erst einmal einen Beinamen hat, dann behält er ihn, auch wenn der Grund gar nicht mehr ersichtlich ist. In der Epoche meiner stärksten Bieraufgeschwemmtheit, um 1910, bekam ich den Spitznamen "Schwemmel". Als ich in und nach dem Ersten Weltkrieg von 224 Pfund auf 146 herunterkam, hieß ich noch immer Schwemmel, obwohl ich nur noch aus Haut und Knochen bestand. Der mit dem unappetitlichen Beinamen belegte Hofer hielt also die französische Prüfung ab und eröffnete sie folgendermaßen: "Sie haben in der schriftlichen Prüfung unsere Erwartungen nicht ganz erfüllt, Riemann. Daher haben wir für Sie eine ganz besonders schwierige Aufgabe herausgesucht, damit Sie das ausgleichen können. Es handelt sich um eine Rede Robespierres!" Er überreichte mir das Buch, in das ich mich begierig vertiefte, denn ich kannte zwar Miguels Darstellung der Französischen Revolution und einen mehrbändigen Roebespierreroman von Roth, auch Büchners "Dantons Tod", aber nicht einmal Griepenkerls Tragödie "Maximilian Robespierre". Eine Rede des großen Volkstribunen im Original, dazu die Aufgabe, sie vorzuführen, war also etwas Wunderbares für meine geltungsbedürftige Seele. Ich donnerte die Rede in einem rasenden Tempo herunter und setzte mich wieder. Über das bei der Beratung meiner Zensur folgende Gespräch, das bekanntlich geheim ist, wurden wir unterrichtet, weil unter den Abiturienten der Sohn eines Lehrers der Anstalt war. Hofer wollte mir die 2a in der mündlichen Prüfung geben und die Gesamtzensur 3a im Französischen. Die Entscheidung aber hatte Jungmann, der die Prüfung nicht nur als Rektor technisch leitete, sondern zugleich Kommissar war. Zu angesehenen Rektoren schickte die Regierung damals nur alle zwei Jahre einen Universitätsprofessor als Kommissar. Wir hatten gerade das Jahr erwischt, in dem der Rektor selbst Kommissar war. Das kam mir zugute, denn Jungmann verwandelte die 2a Hofers in eine 1 und die französische Abschlußzensur Hofers aus der 3a in die 2a. Hofer wollte remonstrieren, aber Jungmann schnitt jeden Einwand mit der Frage ab: "Verlangen Sie mehr, als daß Ihnen ein Schüler die schwerste Rede Robespierres so glänzend extemporiert?" Da ich später sehr viele französische Werke gelesen und einige in gelehrten Zeitschriften besprochen habe, darunter das Buch François-Poncets über Goethes "Wahlverwandschaften", habe ich die Zensur wenigstens nachträglich verdient. Der Verlauf hat mir später, als ich selbst Rektor war und Prüfungen leitete, oft vorgeschwebt. Die begabten Schüler haben meist etwas Unregelmäßiges, aus der Reihe

Herausfallendes, das von beschränkten Pedanten nicht begriffen und falsch beurteilt wird. Zu Prüfungsleitern sollte man nur Persönlichkeiten machen, die nicht mit bürokratischem Stumpfsinn verfahren, sondern das Ungewöhnliche wittern. Der deutsche Aufsatz erregte den Zorn meiner Kameraden. Das Thema lautete nämlich: "Der Einfluß der anderen Literaturen auf die deutsche Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts". Die Konabiturienten fauchten: "Das Thema hat er dir auf den Leib geschrieben, damit er mit Deinem Aufsatz herumparadieren kann, und wir sind die Dummen!" Hier muß ich meinen Mitschülern rechtgeben, was ich damals natürlich nicht tat, sondern stolz darauf war, daß ich eine halbe Druckseite aus Friedrich Theodor Vischers "Ästhetik der Dichtkunst" aus dem Gedächtnis wörtlich zitiert hatte. Das Thema ist viel zu weit für eine Abiturientenarbeit, man könnte sechs Bände darüber schreiben, die nacheinander die Dichtung des Altertums, die Franzosen, die Engländer, die Spanier, die Italiener und einige kleinere Nationen behandelten. Auf der anderen Seite kann ich sehr wohl verstehen, daß Jungmann einmal einen vollen Lehrerfolg erleben wollte, um sich zu überzeugen, daß er nicht vergeblich über Goethe, Sophokles, Shakespeare, Tasso Calderon und Racine geistvoll mit uns geredet hatte. Daran dachte ich zurück, als 1946 die freiwillige wissenschaftliche Arbeit des Abiturienten über ein ihn besonders interessierendes Thema eingeführt wurde. Das wäre die richtige Form der Abladung meiner Kenntnisse gewesen! Nur hätte ich dann, da man die Arbeit zu Hause im Laufe des Jahres anfertigte, wahrscheinlich einige Monate darauf verwendet und einige hundert Schriftseiten abgeliefert, die der unglückliche Rektor hätte korrigieren müssen.

Natürlich bekam ich die 1 im Deutschen und konnte also mit gutem Gewissen Germanistik, Philosophie und Geschichte studieren. Mein Gesamtzeugnis, d. h. der aus allen Fächern errechnete Durchschnitt, war die 2a. In Wiesbaden hätte ich es wahrscheinlich auf die 1 gebracht, aber auf der Leipziger Thomasschule schnitten fünf Abiturienten besser ab als ich. Die Hauptsache war, daß niemand durchgefallen war, sondern alle bestanden hatten. Daher dichtete ich für die Abiturientenkneipe, die im Börsenkeller im großen Rahmen unter Teilnahme aller Lehrer und vieler Väter, noch mehr alter Thomaner und einer starken Musikkapelle vor sich ging, einen Siegeshymnus. Dieser wurde gedruckt und nach der Melodie: "Wohlauf noch getrunken", gesetzt, so daß weidlich gejohlt werden konnte. Die Sache zog sich bis in die Morgenstunden hin. Dann gingen wir ins Café und trafen dort den trunkfesten Teil des Lehrerkollegiums wieder. Leipzig hatte damals ein Nachtleben, das seit dem Ersten Weltkrieg völlig verschwunden ist. Vermutlich ist die Zahl der Menschen, die an aufgesoffener Leber sterben, seitdem ebenfalls beträchtlich zurückgegangen. Die Muli, wie die Abiturienten bis zur Immatrikulation an der Universität genannt wurden, setzten die Biertrinkerei bis zu diesem Termin in Form von täglichen Frühschoppen fort, wobei man diejenigen, die auch am vorhergehenden Abend getrunken hatten, daran erkannte, daß sie ihren Kater durch den Genuß von Fleischsalat oder Ochsenmahlsalat bekämpften. Die Reihen lichteten sich allmählich durch wachsenden Geldmangel, da die Gebefreudigkeit der Väter schließlich auch ihre Grenzen hatte. Ganz bis zum Semesterbeginn habe ich auch nicht durchgehalten. Im übrigen füllte ich meine Mulizeit damit aus, daß ich die dreizehnbändige "Geschichte des Dramas" von Julius Leopold Klein durchlas. Sie ist trotz ihres riesigen Umfangs nur ein Fragment; denn Klein starb 1876, als er gerade bei Shakespeare angelangt war. Das Werk besteht weniger aus dem Haupttext, der oft auf drei bis vier Zeilen auf der Seite zusammenschrumpft, als aus den Anmerkungen und den Anmerkungen zu den Anmerkungen. In ihnen packt Klein alles aus, was er auf dem Herzen hat, auch viele Betrachtungen über die zeitgenössische Politik und Journalistik. Der berühmte Rabelais-Kommentar von Regis sieht ungefähr ebenso aus. Das Ganze ist genauso ein Durcheinander, wie es damals noch immer in meinem Kopfe quirlte. Immerhin habe ich aus dem Werke Kleins viel über das italienische und spanische Drama gelernt. Der Verleger des Werks hat Bankrott gemacht und sich erhängt.

Der erste Professor, den ich auf der Universität hörte, war Wilhelm Wundt. Er war 1832 geboren, also 1897 bereits 65 Jahre alt. Er las im Auditorium maximum, dessen 200 Plätze immer restlos besetzt waren, obwohl Leipzig damals in allen vier Fakultäten nur insgesamt 3000 Studenten hatte. Aber jeder wollte Wundt einmal gehört haben; denn dieser galt als die Spitze der deutschen Philosophie, da wohl Nietzsche damals gerade in die Mode kam. Gelesen wurde er sicher mehr als Wundt; dafür sorgte schon seine geistig mehr als unbedeutende, aber eminent geschäftstüchtige Schwester. Die Universität hinkte beträchtlich nach. Der alte Heinze, der Nietzsche in Schulpforta unterrichtet hatte, leitete daraus das Recht ab, "mein Schüler Nietzsche" zu sagen, wenn er ihn einmal erwähnte, was aber sehr selten vorkam. Er fügte dann hinzu: "Es wird ja jetzt sehr viel über ihn geredet und geschrieben. Man hört da die verschiedensten Ansichten. Merken Sie sich vor allem eines: Nietzsche ist ein Individualist." Das kam uns auch so vor. Der Altphilologe Kurt Wachsmuth sagte, wenn er über Dionysius von Halikarnaß sprach: "Darüber habe ich in meiner Jugend eine Kontroverse mit dem später als Philosoph sehr viel berühmter gewordenen Nietzsche gehabt. Ich könnte diesen Aufsatz natürlich ruhig preisgeben, wenn Nietzsche recht gehabt hätte. Aber das war keineswegs der Fall." Wundt redete über sein Lieblingsthema, das Verhältnis der Philosophie zum naturwissenschaftlichen Weltbilde, und fügte hinzu: "Nietzsche hat das alles abzuwehren gesucht und ist andere Wege gegangen. Aber ein wirkliches System hat er nicht geliefert. Er ist überhaupt kein Systematiker, sondern ein Stimmungsphilosoph, und gerade für Stimmungen hat unsere sachliche Zeit, die naturwissenschaftlich zu denken gewöhnt ist, wenig Sinn."

Abschließende Würdigungen waren das nicht. Was uns immer wieder dabei klar wurde, war die Tatsache, daß alle alten Herren gegen Nietzsche waren. Sie sprachen immer von ihm als einer Gefahr, wie das auch Jungmann tat. Die Jugend wird aber, wenn man sie vor einer Gefahr warnt, so neugierig wie Blaubarts Frau und will unbedingt in das verbotene Zimmer hinein. Jungmann war als erfahrener Pädagoge klug genug, der Warnung hinzuzufügen, daß sehr viel Mühe und Zeit erforderlich sei, um Nietzsche zu kapiern. Das reizte natürlich sehr wenige, aber mich, der ich damals noch der Meinung war, alles das kapiern zu können, was andern zu schwer war. Ich hatte ein Exemplar des "Zarathustra", zu dem sogar eines der fünfzehn von Nietzsche versandten Exemplare des besonders ruchlosen vierten Teils mit einer Widmung an seinen Verleger E. W. Fritsch gehörte. Dieses Exemplar ist nicht am 4. Dezember 1943 verbrannt, weil ich es dem Verleger Fritz Hendel zu seinem fünfzigsten Geburtstage geschenkt hatte, nachdem ich schwarz in der Nazizeit einen Kommentar für ihn zum "Zarathustra" verfaßt hatte, der mir dann später von einem Philosophieprofessor angelegentlich zur Lektüre empfohlen wurde. Er sagte: "Der Kommentar ist wirklich ausgezeichnet." Ich erwiderte: "Das freut mich; denn er ist von mir." Diese ergetzlichen Episoden sind das angenehmste, was uns im Leben beschert ist.

Als Nietzsche 1900 starb, schickten mein Vater und ich einen großen Kranz mit unseren Visitenkarten hin. Damals kannte ich bereits "Jenseits von Gut und Böse" und die "Genealogie der Moral", die ich später auch für Friedrich Hendel kommentiert habe. Wir hatten 1943 eine neunbändige Ausgabe mit Kommentar fertiggestellt, aber die blieb größtenteils ungedruckt, als die Naziherrschaft zusammenbrach und Nietzsche in Verruf geriet, weil Goebbels zwölf Jahre lang seinen Namen schändlich mißbraucht hatte, so daß allmählich der Unterschied zwischen Hitler und Nietzsche verschwunden war. Wie sonderbar sind aber die Schicksale der Bücher! Erst schreibt man Kommentare, darf aber seinen Namen nicht darunter setzen, weil die Nazis nicht merken dürfen, daß man überhaupt noch schreibt. Dann verschwinden die Nazis, aber die Gegenpartei, die sie ablöst, verhindert, daß die Kommentare überhaupt gedruckt werden. Es freut mich, daß wenigstens der "Zarathustra"-Kommentar und mit ihm die Biographie gedruckt worden ist, in der die elende Farce enthüllt wird, die Frau Förster-Nietzsche aus dem Begräbnis

ihres berühmten Bruders gemacht hat. Sie stiftete für die Ortsarmen in Röcken eine bedeutende Summe, worauf sich der *Pasto loci* entschloß, eine Ferienreise zu machen und nichts von dem zu hören und zu sehen, was vor sich ging. Der Küster läutete also die Glocken, bei deren Geläut Nietzsche getauft worden war, und der große Atheist wurde im großen Erdbegräbnis der Pastorenfamilie in Röcken beigesetzt; als ob er der frömmste Christ gewesen wäre. Die Ortseinwohner wußten aber sonderbarerweise Bescheid und gaben den Fremden, die nach Nietzsches Grab fragten, die Auskunft: "Der Gotteslügner? Der liegt direkt an der Kirche!" Es ist wirklich schade, daß Voltaire schon über ein Jahrhundert tot war, als die Komödie vor sich ging. Sie würde ihm eben soviel Spaß gemacht haben wie mir. Dr. Karl Fuchs war übrigens beim Begräbnis anwesend, hielt sogar eine Rede am Grabe und kam hinterher zu uns nach Leipzig. Er fand den Vorgang aber nicht komisch, sondern tragisch und erzählte auch vom Geruch der Leiche, wobei er seufzend sagte: "Wie konnte man einen Nietzsche zu so etwas werden lassen, das stinkt!" Es war mir nicht ganz klar, wie man das hätte vermeiden können. Es ist doch unmöglich, alle Geistesgrößen wie ägyptische Könige zu mumifizieren. Mit Anatole France hat man es ja so gemacht, aber es ist auch genug darüber gespottet worden, daß dieser geistvolle Mensch mit vollkommen extirpiertem Gehirn begraben worden ist. Diese Ehre soll man den Königen überlassen, da macht es keinen großen Unterschied aus.

Die Professoren, die über Nietzsche skeptische Bemerkungen machten, werden, soweit sie das noch erlebten, entsetzt gewesen sein, als 1914 nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges 100000 Exemplare der Feldpostausgabe des "Zarathustra" von jungen Soldaten gekauft und im Tornister mitgeschleppt wurden. Mich haben "Jenseits von Gut und Böse" und die "Genealogie der Moral" immer viel stärker interessiert als der lyrisch aufgelöste "Zarathustra", den jeder überhaupt zuletzt lesen sollte, weil er sich sonst sehr viel Verkehrtes bei den prophetischen Äußerungen denkt. Bezeichnend aber ist es, daß zwischen der Universitätsphilosophie und der lebendigen Philosophie der Zeit noch immer die Kluft gähnt, die Shakespeare ausgezeichnet geschildert hat.

Der herrschende Universitätsphilosoph war Wilhelm Wundt. Er hatte die gerade bei den Philosophen seltene Gabe, über die schwierigsten Fragen absolut klar, einfach und verständlich zu reden. Niemals war er verworren und gefühlvoll. Er war der verkörperte Rationalismus. Seine Stimme war altersschwach, die ersten Sätze hörte man kaum. Dann kam etwas Klang hinein, und man verstand bei der im Auditorium herrschenden lautlosen Stille jedes Wort. In den zwölf Semestern, die ich insgesamt bei ihm hörte, habe ich ihn niemals ein Manuskript benutzen sehen. Er stand frei da und kreuzte, wenn er zu Schlußfolgerungen kam, gewöhnlich die Arme über der Brust. Schwierige Namen schrieb er mit noch immer sicherer Hand groß an die Tafel, veranschaulichte auch Gedankengänge durch untereinander gestellte Hauptworte, zwischen die er vertikal Striche setzte, um anzuzeigen, wie eines aus dem anderen hervorging. Er war mehr Leibnizianer als Kantianer, aber auch Kant habe ich ausschließlich durch Wundt verstehen gelernt. Seine Experimentalpsychologie, die ich zweimal gehört habe, ging uns in Fleisch und Blut über, so daß wir Lesefehler, Ergänzungen fehlender Buchstaben oder Worte, Farbeempfindungen und Nachbilder, Assoziationen, Perzeptionen und Apperzeptionen an uns selbst und anderen einfach mit Wundts Augen beobachteten. Die Unterscheidung von Blickpunkt und Blickfeld des Bewußtseins ist das, worauf der Unterschied von Perzeption und Apperzeption hinausläuft. Es war uns das so geläufig, daß wir etwa im Gespräch sagten: "Ungefähr weiß ich, was du willst, aber apperzipiert habe ich die Sache nicht. Was ist das Wesentliche?"

Ergänzt wurde Wundts Psychologie durch seine Logik, die er auch in zwei Bänden hatte drucken lassen, die ich ebenfalls gewissenhaft studiert habe. Da ich mich auf dem Gebiete der Politik genau über die Frage "wie's gemacht wird" orientiert hatte, fand ich es glänzend, daß es auch für das Denken eine Technik gab, die man sich aneignen konnte. Natürlich kann-

te ich längst Mephistos Spott über das Collegium Logicum, aber einig fühlte ich mich damit durchaus nicht, sondern war meiner ganzen Anlage nach eher mißtrauisch gegenüber Goethes Bevorzugung der Intuition. Das Abwarten des erleuchtenden Einfalls erschien mir als eine vornehme Form der Faulheit. Zutrauen hatte und habe ich nur zu solid erarbeiteten Denkergebnissen, nicht zum Aperçu, das Goethe für das Kennzeichen des Genies hält. Wenn es so etwas gibt, dann ist es eine nicht mitteilbare Eigenschaft, die man zwar bewundern, aber nicht in eine Methodik verwandeln kann. Wundt behandelte die Logik als Lehre von den Methoden des wissenschaftlichen Denkens und interessierte sich und uns besonders für die Art, wie Induktion und Deduktion, Folgerung aus Beobachtungen und Folgerung von Gedanken aus Gedanken, sich fortwährend ergänzen. Er widerlegte gern die Behauptung Lockes, daß sein "Versuch über den menschlichen Verstand" nur Induktionen und keine Deduktionen enthalte. Wundts eigene Liebe hatte ursprünglich der Induktion gegolten, die er namentlich durch Beispiele aus Darwins "Entstehung der Arten" erläuterte. Im Alter aber neigte er dazu, den ganzen Gedankengang deduktiv, Begriff aus Begriff folgernd, zu entwickeln und die Beispiele erst hinterher zu geben. Dann verstand man nachträglich das, was man vorher nur halb begriffen hatte. Diese Neigung, am liebsten abstrakt zu denken, und die Erfahrung nur als Kontrollinstanz zu benutzen, ist gerade sehr erfahrenen Greisen eigen. Es kommt ihnen alles selbstverständlich vor, die Begriffe sind notwendig miteinander verkettet. Die Erfahrungen stehen massenweise im Hintergrunde und werden nur herangezogen, um Jugendlichen klarzumachen, was sie sich bei den Worten zu denken haben. Uns schwebte, wenn das Anschauliche erst nach einer Weile kam, immer auf den Lippen: "Warum hat er das nicht gleich gesagt?"

Bei dem Messen der Reaktionszeiten in der Experimentalpsychologie taten sich natürlich die Amerikaner hervor. Sie waren bereits an den Apparaten ausgebildet, wenn sie herüberkamen; denn in den USA waren zahlreiche Lehrstühle mit Wundtschülern besetzt. Nun wurden die Experimente so ausgeführt, daß man einen Hebel niederdrückte, wenn man ein Wort, das Wundt rief, verstanden hatte, z.B. „Berg“. Wenn man die Assoziation dazu hatte, rief man „Tal“ und drückte den Hebel nieder. Dann wurde von der Gesamtzeit, die registriert war, die Zeit abgezogen, die man zum bloßen Verstehen des Wortes gebraucht hatte, und so gab sich die Zeit, die man zu einer Assoziation brauchte, und damit war der Intelligenzgrad bestimmt. Einige Amerikaner, die grinsend die Apparate bedienten, hatten gerade glänzend abgeschnitten und sich als Menschen hohen Intelligenzgrades erwiesen, als ich mich ebenfalls als Versuchskaninchen meldete. Ich glaubte nämlich, daß ich mindestens ebenso schnell denken könnte, wie diese gar nicht sehr gescheit aussehenden Amerikaner. Dabei vergaß ich völlig, daß ich mich beim Bedienen von Apparaten immer ungeschickt bis zur Tölpelhaftigkeit benommen hatte. Ich ging herunter, trat an den Apparat, hörte Wundt „Not“ rufen, drückte meinen Hebel herunter, brüllte „Hilfe“, was bereits lebhaftes Vergnügen beim Auditorium hervorrief, suchte den Hebel zum zweitenmal und drückte ihn herunter. Wundt verglich die Ziffern, schüttelte den Kopf und sagte lächelnd: „Ja, das ist allerdings eine sehr lange Reaktionszeit, noch längere werden nur bei Schwachsinnigen beobachtet.“ Darauf erhob sich ein allgemeines Freudengelächter derjenigen, die zu vorsichtig gewesen waren, um sich zu melden. Natürlich war mir die öffentliche Blamage ziemlich peinlich. Ich schrieb an Dr. Karl Fuchs einen Bericht über den Vorgang und empfing die tröstliche Antwort: „Von der Experimentalpsychologie halte ich nichts. Es kommt mir so vor, als ob man die Seele quälte, um sie zu ergründen, und dabei kommt natürlich nichts heraus. Ob ein Mensch denken kann, merkt man an dem, was er leistet. Durch einen Apparat kann man das nicht feststellen.“ Das leuchtete mir aber durchaus nicht ein; ich sah vollkommen ein, daß man der Erkenntnis seelischer Vorgänge sehr nahe kommt, wenn man imstande ist, die Dauer ihres Ablaufes zu messen. Mein Vater tröstete mich auf andere Art. Er sagte: „Ach was, die Amerikaner kannten den Rummel genau. Sie haben einfach den Hebel zweimal nacheinan-

der rasch heruntergedrückt und dann in aller Ruhe ihre Assoziation herübertrompetet. Wer da gute Resultate erzielen will, muß überhaupt nur an den Hebel denken, und das hast du natürlich nicht getan.“ Auch das war mir nicht recht tröstlich; denn dann war ich eben insofern dämlich, als ich nicht meine Apperzeption auf den Hebel konzentriert hatte. Ein wahrer Trost liegt nur darin, daß ich bis heute nie in der Biographie eines bedeutenden Mannes einen Versuch über kurze Reaktionszeiten bei experimentalpsychologischen Versuchen gefunden habe.

Wundts eigene Philosophie enttäuschte uns einigermmaßen, obwohl er sehr stolz auf sie war. Er pflegte, wenn man sich zur Prüfung bei ihm meldete und irgendeinen Philosophen angab, mit dem man sich besonders beschäftigt hatte, immer zu fragen: „Sie haben sich doch nicht nur mit diesem Philosophen, sondern auch mit Philosophie im allgemeinen beschäftigt?“ Damit meinte er selbstverständlich seine eigene Philosophie. Das Verlangen war übrigens berechtigt. Wenn jemand sagt: „In Philosophie bin ich von Wundt geprüft worden“, setzt jeder voraus, daß er Wundts Philosophie kennt. Als ich mich 1903 zum Staatsexamen meldete, war ich in der glücklichen Lage, auf Wundts Frage zu antworten: „Jawohl, Herr Geheimrat, ich habe Ihre Kollegien gehört und Ihre Bücher gelesen.“ - „Sie haben doch nicht alles gelesen, was ich geschrieben habe?“ fragte er erstaunt weiter. „Doch“, sagte ich, „sogar die Logik.“ - „Die liegt aber weit zurück,“ erwiderte er. „Ja“ sagte ich, „aber ein Kapitel habe ich nicht verstanden.“ - „Welches?“ fragte er interessiert. „Den Algorithmus der Urteilsfunktionen“, sagte ich. Darauf lachte er und versicherte mir: „Das glaube ich. Das ist eine ganz spezielle und allerdings recht schwierige Sache.“ - „Sie setzen sich da mit den Brüdern Bernoulli auseinander,“ fuhr ich fort, „aber ich habe, offen gestanden, nicht erfaßt, ob der Begriff weißes Schaf durch Addition oder durch Multiplikation von weiß und Schaf entsteht. Daß es gemeinsame Formulierungen für das Denken in Zahlen und das Denken in Begriffen geben muß, weil beides eben Denken ist, sehe ich ein, aber wirklich erfaßt habe ich Ihre Formulierungen nicht.“ - „Da wären wir ja schon mitten in der Prüfung,“ sagte er freundlich, „aber die wollen wir jetzt nicht abhalten, sondern am Mittwoch nachmittag.“ Damit entließ er mich. Zu dem ganzen Gespräch möchte ich noch bemerken, daß mir bei allen solchen Gelegenheiten die gesellschaftliche Schulung, die ich aus dem Elternhaus mitbrachte, sehr zustatten gekommen ist. Die Prüfungen verloren durch die Art, wie ich antwortete, immer rasch den Charakter einer öden Abfragerei, da die Professoren sofort merkten, daß sie mit mir wissenschaftlich plaudern konnten, statt ein Verhör mit „Wann, wer, wo, wodurch, in welcher Beziehung?“ anzustellen. Das war ihnen natürlich bedeutend lieber und mir erst recht. Der Umfang der Kenntnisse wird dadurch auch viel sicherer festgestellt als durch bloßes Abfragen. Da die Staatsexamina öffentlich abgehalten wurden, saßen immer Studenten da, die eifrig bemüht waren, die Fragen und Antworten nachzuschreiben. Daraus entstanden dann solche Hefte wie die „220 Heilstatsachen bei Richard“, das heißt die Fragen, die der Anglist Richard Wülker gewohnheitsmäßig in der Prüfung stellte. Solche Hefte waren ungemein begehrt und wurden gerade von Studenten, die dem Wesen nach keine Wissenschaftler waren, wörtlich auswendig gelernt. Man berichtete uns auch von einem alten Theologen, der in jeder Prüfung zu fragen pflegte: „Wer hat auf wen eingewirkt?“ Er war sehr zufrieden, wenn er auf diese unmögliche Frage prompt die Antwort erhielt: „Spinoza hat auf Lessing eingewirkt,“ und verbesserte bedächtig: „Jawohl, Baruch Spinoza hat auf Gotthold Ephraim Lessing eingewirkt.“

In der Metaphysik ging Wundt ähnlich vor wie im Altertum Aristoteles. Er berichtete zu jeder Frage, wie die großen Philosophen der Vorzeit sie zu lösen suchten, und verglich ihre Systeme mit dem wissenschaftlichen Weltbilde unserer Zeit. Was damit nicht übereinstimmte, wurde gestrichen, und aus den sämtlichen Resten, die nach dieser Prozedur noch übrig waren, destillierte Wundt seine eigene Meinung. Da er ein Mann mit sehr stattlichem Einkommen war und demgemäß sonntags in die Kirche ging, hielt er am Gottesbegriffe fest und bemühte sich nachzuweisen, daß die Forschung in keiner Weise durch die Annahme behindert werde.

Das leuchtete mir nicht recht ein, und außerdem schien es mir, daß man die Notwendigkeit und nicht bloß die Unschädlichkeit der Gotteshypothese nachweisen müsse, wenn man sich ihrer bedienen wolle. Aber da die meisten großen Philosophen, auch Leibniz, Kant und sogar Voltaire, diese Anstandsverbeugung vor der Religion gemacht haben, mußte man sich schließlich damit abfinden, daß auch der geheime Hofrat Wundt nicht aus der Reihe tanzte. Ein bloßer Historiker der Philosophie wollte er nicht sein, obwohl er es im Grunde war. Er wandte sich entschieden gegen Kuno Fischers Meinung, daß die Philosophie nichts mehr zu tun habe, als ihre eigene Geschichte zu erzählen. Bei der Betrachtung des Menschen betonte er stark die Wichtigkeit der Willensfunktionen, die ja bereits eine Rolle im Erkennen spielen, wenn man von der Perzeption bewußt zur Apperzeption übergeht. Sobald man etwas in den Blickpunkt rückt, um es genau zu erfassen, ist das bereits mehr als eine passive Aufnahme von Eindrücken. Als Voluntarist (Willensbetoner) hatte Wundt Beziehungen zu Schopenhauer und hätte sie auch zu Nietzsche haben können, aber diesen nahm er nicht für voll.

Beherrscht wurde Wundts Denken von der Evolutionstheorie Darwins und Herbert Spencers. Er suchte über beide durch sein Prinzip der schöpferischen Synthese oder des Wachstums der geistigen Energie hinauszukommen, das aber auch etwas fragwürdiger Natur ist. Wenn irgendein Urtier dabei ist, einen Magen zu entwickeln, strengt es sich so dabei an, daß es zugleich schon ein Stück Gehirn entwickelt, das dann mit in den Kampf ums Dasein eintritt und sich durch ihn weitervervollkommnet. Der Fortschritt erfolgt also gewissermaßen durch Planerfüllung, so daß man sich nur wundern muß, daß dieses System nicht erst in unserer Zeit entstanden ist. Das Wachstum der Energie läßt sich leicht mit dem Voluntarismus und der Apperzeption verbinden. Wundt nennt es Heterogonie (Neuzeugung) der Zwecke, wenn beim Menschen und bei den Völkern aus erreichten Motiven neue Zwecke hervorgehen. Aber eine Metaphysik aus einem Guß wie die Platons, Spinozas, Hegels oder Schopenhauers kommt trotzdem nicht dabei heraus, sondern höchstens ein kunstvolles Mosaik. Wundt war kein schöpferischer Geist, sondern ein allseitiger Polyhistor, was besonders in seiner „Völkerphilosophie“ hervortritt, in der er die gleichartigen geistigen Erscheinungen aller Völker und Zeiten zusammengestellt und daraus Gesetze zu folgern gesucht hat. In seiner äußeren Erscheinung, dem alten Anzug, dem abgegriffenen Schlapphut und der dunklen Brille sah Wundt so schäbig aus, daß man wie meine Mutter sagte, „in Versuchung war, ihm fünf Pfennige zu schenken.“ Der lange graue Bart vervollständigte das Bild des antiken zynischen Philosophen. Darin war er wieder gar Hofrat. Er spazierte täglich eine Stunde um die Promenade herum, die unsere Innenstadt umschließt, wurde dabei von zahllosen Menschen begrüßt und dankte dabei sehr selten, da seine Augen so schwach geworden waren, daß er nicht bemerkte, wenn ein Vorübergehender den Hut abnahm. Er ist dabei 88 Jahre alt geworden. In der Familie war Langlebigkeit und Spätehe erblich. Wundts Sohn, Max, der mit uns zusammen studierte, pflegte zu sagen: „Ich müßte eigentlich schon einen erwachsenen Sohn haben; denn mein Großvater ist 1787 geboren!“

Die von mir besonders geliebte Logik hörte ich auch bei Schubert-Soldern, einem langen, etwas verhungert aussehenden Privatdozenten, der dem Bewußtseinsidealismus huldigte. Er glaubte, daß man überhaupt nicht behaupten oder beweisen könne, daß es etwas außerhalb des Bewußtseins gäbe. Wir hätten immer nur Empfindungen und Vorstellungen, und wenn wir entdeckt zu haben glaubten, daß sie von irgendetwas verursacht würden, dann sei das wieder nur eine empfundene oder vorgestellte Sache, die nur im Vorstellungsvermögen Wirklichkeit habe. Es sei naiver Realismus, überhaupt von etwas außerhalb des Bewusstseins zu reden. Wir kämen auf keine Weise aus ihm heraus. Wenn wir ihn zweifelnd ansahen, weil wir doch auch außerhalb seines Bewusstseins zu existieren glaubten, wurde er aufgeregt wie ein Mensch, dessen fixe Idee man anzweifelt, und rief mit gesteigerter Stimme: „Ich weiß, was Sie jetzt denken! Sie denken, er bildet sich ein, die Welt sei in seinem Kopfe eingeschlossen. Aber das ist ja gerade

die ungeheuerliche Naivität! Nicht die Welt ist in meinem Kopfe eingeschlossen, sondern Welt und Kopf sind im Bewusstsein eingeschlossen.“ Er war also kantischer als Kant. Lenins „Materialismus und Empirio-kritizismus“, das Werk, das den Bewußtseinsidealismus völlig vernichtet, erschien 1909, also zwölf Jahre später. Da hatte Schubert-Soldern die Universitätskarriere längst aufgegeben und war Lehrer in Böhmen geworden. Mein Vater sagte in Erinnerung an eigene Erfahrungen: „Wenn ihn die Jungens ärgern, wird er schon merken, daß sie existieren.“ Gelernt haben wir von Schubert-Soldern nur die Formalia, die konträren und kontradiktorischen Begriffe (groß, klein – rot, nichtrot), die Prämissen (Vordersätze) und die Konklusion (Schlussatz) usw.

Eine noch viel größere Rolle spielten diese Formalia aber bei dem mehr als sechzigjährigen Professor Max Heinze, dessen Logik ich ebenfalls hörte. Heinzes Hauptleistung war die Herausgabe einer neuen Auflage von Überwegs Geschichte der Philosophie. Er hatte keine eigenen Ideen, sondern war ein Bürokrat der Philosophie. Er war in seinem Felde, wenn er die verschiedenen Arten der Prämissen und Konklusionen nach der Methode der mittelalterlichen Scholastik durchnahm. Der Satz: „Sokrates ist ein Mensch“, ist ein Einzelurteil (E), dagegen der Satz: „Alle Menschen sind sterblich“ ein allgemeines Urteil (A), und die Konklusion: „Sokrates ist sterblich“, wieder ein Einzelurteil. Wir haben also E-A-E, und das bezeichnet man in der mittelalterlichen Scholastik durch ein lateinisches Wort, in dem die drei Vokale vorkommen, nämlich „Celarent“. Dagegen ist Barbara die Schlußfigur, in der die beiden Prämissen und die Konklusion sämtliche allgemeine Urteile bilden. Mit diesem scholastischen Blödsinn wurde bei Heinze die Zeit ausgefüllt. Er hatte trotzdem viele Zuhörer, weil er mit unendlicher Milde prüfte und volles Verständnis dafür hatte, daß kein Mensch alles kapieren kann, sondern die meisten nur sehr wenig und manche gar nichts. Es kam also jeder durch, aber die 1 bei Heinze entsprach höchstens der 3 bei Wundt. Heinze las von 3-4 Uhr nachmittags im Sommer seine Logik, in der an heißen Tagen alles einfach schlief. Sein Kolleg hatte den Spitznamen „die Sommerlogik“. Daß sich Wundts Sohn Max bei Heinze prüfen ließ, habe ich ihm kopfschüttelnd als eine Unmöglichkeit vorgeworfen. Er konnte sich natürlich nicht von seinem Vater prüfen lassen, aber er hätte das eben an einer anderen Universität erledigen müssen, statt sich in einen solchen Elementarunterricht zu setzen und sich von einem Schulmeister zweiten Grades prüfen zu lassen. Der boshafte Albert Köster, der es liebte, in Gesellschaft über seinen Kollegen zu lästern, sagte einmal: „Die eigentliche Stärke Heinzes liegt darin, Ausflüge und Feste im Professorium zu arrangieren. Er hat auch sonst allerhand Ehrenämter und kommt nicht dazu, seine Vorlesungen einmal auf eine neue Basis zu stellen. Er ist daher etwas altmodisch, aber ich finde doch, daß es ein rührendes Bild ist, wenn der alte Herr durch die Wandelhalle trippelt und dabei seine Kollegienhefte, die vor Alter nicht nur angegilbt sind, sondern einfach braun geworden sind, in der Hand hat, um den Studenten den Text vorzulesen, der längst bekannt ist.“ Heinze wurde 74 Jahre alt und starb im Amt. Er bekam aber einige Jahre vorher einen Schlaganfall und las seitdem mit dem Finger an der Zeile. Trotzdem mußte er bisweilen sagen: „Ach, meine Herren, das war nicht richtig. Ich war in die falsche Zeile geraten. Ich lesen den Satz also noch einmal vor.“ Niemand wird sich wundern, daß ich bei Heinze außer der Sommerlogik nur eine Übung im philosophischen Seminar mitgemacht habe, bei der er mit gewohnter Gutmütigkeit dafür sorgte, daß jeder, der eine schriftliche Arbeit einreichte und vortrug, dafür je nach der Güte fünfzehn bis dreißig Mark bekam. Eine solche Arbeit, die ein Student der Theologie vortrug, behandelte die Religionsphilosophie Ludwig Feuerbachs und war mit so gotteslästerlichen Zitaten gespickt, daß ich schleunigst auf die Universitätsbibliothek ging und mir ein paar Bände der alten Gesamtausgabe von Feuerbachs Werken holte, die 1845 bis 1866 erschienen war. Die ersten Bände gefielen mir so gut, daß ich alle zehn Bände las und ausführliche Exzerpte daraus machte, die mir später bei Feuerbachvorträgen und –aufsätzen gute Dienste geleistet haben. Daß

die Schwächen Feuerbachs darin begründet sind, daß er weder gründliche naturwissenschaftliche noch auch gesellschaftswissenschaftliche Kenntnisse besaß, habe ich erst sehr viel später begriffen, als ich Friedrich Engels las. Feuerbachs unendliches Geschwafel über die Liebe als Höhepunkt der Humanität und Moral hat mich damals auch weniger gestört als später. Wenn jemand glücklich verheiratet ist, wie Feuerbach es war, braucht er doch nicht die ganze Welt dadurch unglücklich zu machen, daß er beständig von der seligen Verschmelzung des Ichs mit dem Du redet. Was mich an Feuerbach anzog, war die Ungeniertheit, mit der er über Hegel und die christlichen Philosophen herfiel und die Sinnlichkeit gegen die Abstraktion verteidigte, den Unterleib für den eigentlichen Gott der Menschen, Gott und die Unsterblichkeit für Hirngespinnste erklärte und die Menschen anwies, sich um die Erde und nicht um den Himmel und die Hölle zu kümmern. Feuerbach sagte grade das, was in den philosophischen Kollegien nie gesagt wurde, und das wollte ich hören. Meine Büchnerverehrung ward daher von einer Feuerbachverehrung abgelöst, und das war ein Fortschritt; denn damit kam ich auf den Weg, der mich eines Tages zu Marx und Engels führen mußte. Allerdings ist das ein langer Weg gewesen, aber es war ein gerader Weg. (*Der Fehler lag im Tempo.*)

Das erste Kolleg über Logik, das ich hörte, war das Johannes Volkelts. Er war 1848 geboren, also längst nicht so ehrwürdig wie Wundt. Sein eigentliches Fach war die Pädagogik, aber er hatte sich mit der Zeit immer mehr auf die Ästhetik geworfen und trieb sogar etwas Metaphysik. Er stammte aus Lipnik bei Biala in Galizien und sprach ein sonderbares Deutsch. Er sagte zum Beispiel „Ahnmutig“, ein Wort das er häufig brauchte, und „Ihnerlichkeit“. Seine Frau mußte einen Unterschied zwischen ihm und seinem Sohne machen, der ebenfalls Johannes getauft war und sich in der Nazizeit durch seinen restlosen Anschluß an das rassische Denken unangenehm bekannt machte, als er das Lehrerinstitut in Leipzig leitete. Frau Volkelt nannte ihren Gatten „das Johannesle“ und ihren Sohn „das Hansele“. Wenn man nach Volkelt fragte, bekam man die Antwort: „Das Johannesle ist gerade mit dem Hansele spazieren gegangen.“ Im Gegensatz zu dem hundertprozentig nazistischen Sohne hatte der ältere Volkelt eine offenkundige Scheu davor, sich zu irgendeiner Meinung zu bekennen, sondern suchte alles auszugleichen. Wenn er zwei Philosophen behandelte, die sich Satz für Satz widersprochen hatten, wie z. B. den Optimisten Leibniz und den Pessimisten Schopenhauer, bekannte er sich nicht nur zu keinem von beiden, sondern suchte nachzuweisen, daß der Unterschied zwischen ihnen eigentlich gar nicht erheblich sei, ja daß sie im Grunde beinahe dasselbe gemeint hätten. Mit diesem Schaukelsystem verbrauchte er viel Zeit. Außerdem war er zu meinem Erstaunen mit der Fähigkeit ausgerüstet, für einen Gedanken unendlich viele Worte zu finden, dasselbe hundertmal zu sagen, aber in immer anderer Form, worin eigentlich nur die Franzosen exzellieren. Drittens hatte er die Gewohnheit, in jeder Kollegstunde zunächst zwanzig Minuten darauf zu verwenden, das in der vorigen Stunde Gesagte nochmals zu sagen. Als ich einmal keine Lust hatte, das zum zweiten Mal nachzuschreiben, blickte ich gelangweilt in das Heft meines Nachbarn, der Möller hieß, und sah, daß er mit Riesenschrift hineinschrieb: „Hier verfällt Professor Volkelt derartig ins Delirium tremens des akademischen Wiederkäuens, daß mir schlecht wird.“ Diese Kritik war durchaus berechtigt. Bei Volkelt ertrank alles in einer unermeßlichen Wortflut, und seine Neigung, alle auszugleichen, zu verkleinern und zu verstreichen, nahm den Gedanken alle Schärfe und Bestimmtheit. Aber auch er hatte viele Zuhörer, und seine Prüfungen waren ebenso mild wie die Heinzes, denn Volkelt widerstand auch im Examen nicht der Versuchung, grundfalsche Antworten so zu interpretieren, daß sie sich nicht mehr von richtigen unterschieden. Wenn man ihn verblüffen wollte, brauchte man nur einen Satz mit den Worten zu beginnen: „Ich bin ganz Ihrer Meinung, Herr Professor, daß es falsch ist“ – Dann erschrak er und sagte: „Wo habe ich mich denn mit solcher Schärfe ausgedrückt?“

Der fürchterliche Wortschwall und die unentschlossene Haltung Volkelts verdarben mir

auch die Freude an seinem besten Kolleg, in das ich mit großen Erwartungen hineingegangen war, nämlich an der „Ästhetik des Tragischen und des Komischen“. Das Buch, das er darüber geschrieben hat, ist viel besser, als sein Kolleg war. Er sagte etwa: „Meine Herren, meine Auffassung des Tragischen als des Unterganges des Wertvollen, das wir gerade siegreich leben zu sehen wünschen, ist durchaus nicht an eine Weltanschauung, etwa die christliche oder die pessimistische gebunden, sondern sie verträgt sich mit jeder Weltanschauung. Aber ich meine doch, daß man vielleicht so weit gehen könnte, daß Schillers „Kurz ist der Schmerz, doch ewig ist die Freude,“ einen zu rosigen Ton, eine zu heitere Schattierung in das Gemälde des Untergangs (*am Schlusse der „Jungfrau von Orleans“*) hineinträgt, so daß hier das Tragische augenblicklich so weit gemildert wird, daß es nicht zu voller Wirkung kommt. Damit leugne ich natürlich keineswegs die tragische Grundstimmung; denn der Verlauf des Ganzen bleibt ja doch der, daß hier etwas sehr Wertvolles vernichtet wird, allerdings nach einem letzten Siege. Es ist also mehr der Ausdruck, den ich angreife, als die Sache selbst. Schiller hätte ihn nur etwas vorsichtiger wählen sollen, wie, weiß ich natürlich nicht, aber eine Dissonanz wäre mir willkommener als dieser Ausklang in voller Harmonie, mit dem schließlich in Worten der Abgrund überbrückt wird, den gerade das Tragische sichtbar macht.“

Trotz allem muß ich sagen, daß ich Volkelt um den Wortkatarakt beneidete, der aus ihm herausprudelte. Seine Logik war eine ganz andere als die formalistischen Schubert-Solderns und Heinzes, reichte aber an die Wundts nicht heran, mit dem Volkelt rivalisierte, ohne ihn je zu erreichen. Auch Volkelt wollte eine Lehre des wissenschaftlichen Denkens geben, hätte aber viel eher eine Rhetorik oder eine Poetik zustande gebracht. Unter die verfehlten Methoden rechnete er die erfahrungskritische Philosophie (Empiriokritizismus) von Richard Avenarius (1843-1896). Dieser hatte 1876 sein Werk „Philosophie als Denken der Welt gemäß dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes. Prolegomena zu einer Kritik der reinen Erfahrung.“ veröffentlicht. Kant hatte gefragt, was die Vernunft „frei von aller Erfahrung“ entdecken könne. Avenarius war nicht so unhöflich, zu antworten: „Nichts“, sondern sagte nur, die Fragestellung sei in einem naturwissenschaftlichen Zeitalter nicht mehr am Platze. Er sucht, die Erfahrung zur Hauptsache zu machen. Kant redet zwar vom Verstand, von der Vernunft und vom Ich, aber niemals vom Gehirn. Bei Avenarius spielt das Gehirn, das er das nervöse Zentralorgan nennt, die Hauptrolle. Wir haben heute ein anderes Denkorgan als der Steinzeitmensch. Das Gehirn selbst ändert sich mit dem Wachstum der menschlichen Erfahrung. Es hat diese so einfach wie möglich ohne jeden unnützen Kraftaufwand zu ordnen. Das besagt der Ausdruck „gemäß dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes“. Lenin erkannte sofort, daß Avenarius seinen Materialismus aus Rücksicht auf die vielen Neukantianer, die auf den deutschen Lehrstühlen der Philosophie saßen, und auf die Regierungen, in letzter Linie auf die Bourgeoisie als eine Art von Erneuerung Kants verkleidet hatte. Daher lehnte Lenin seine Bekämpfung des Opportunismus, der Halbheit und der Verlogenheit in der Politik aufs philosophische Gebiet aus und schrieb sein Buch „Materialismus und Empiriokritizismus“, das 1909 erschien, gegen Avenarius. Er sagte darin: „Im großen und ganzen sind die Professoren der Nationalökonomie nichts anderes als die gelehrten Kommis der Kapitalistenklasse und die Professoren der Philosophie - die gelehrten Kommis der Theologen.“

Da Volkelt selbst zu diesen Professoren gehörte und außerdem stets nach vermittelnden Gedankengängen suchte und insofern mit Avenarius verwandt war, konnte er natürlich nicht zu einer so schroffen Ablehnung kommen. Es lag ihm aber auch ganz fern, einen solchen Keulenschlag zu führen wie Nietzsche, der sagte, das Prinzip des kleinsten Kraftmaßes beim Denken der Welt sei das Prinzip der größtmöglichen Dummheit. Volkelt sagte vielmehr: „Es kann in keiner Weise bestritten werden, daß der avenariussche Hinweis auf den Wert der Erfahrung und die Fortschritte der Naturwissenschaft seit Kant einen hohen Wert hat. Aber etwas Endgültiges,

Abschließendes, ein sicheres Fundament für den Weiterbau hat Avenarius nicht geliefert. Das hat er auch selbst gewußt. Sonst hätte er seinem Buche nicht den Untertitel "Prolegomena zu einer Kritik der reinen Erfahrung" gegeben. Prolegomena sind Vorerörterungen, Vorläufigkeiten, anregende Auseinandersetzungen. Als solche kann man den Empiriokritizismus wohl dem Inhalt nach gelten lassen. Nur müssen anregende Auseinandersetzungen in einer klaren, völlig deutlichen, ganz unmißverständlichen Sprache abgefaßt sein. Es ist überhaupt die Pflicht eines Philosophen, vor allem Mißverständnisse, die Möglichkeit von schiefen Auffassungen gänzlich auszuschließen. Der Philosoph muß immer den einfachsten und leicht verständlichsten Ausdruck suchen. Wenn er ihn hat, muß er ihn wiederholen, damit ihn der Zuhörer oder Leser sich aneignet. Das alles ist sehr nötig, man kommt nicht darum herum, man kann es gar nicht vermeiden. Sonst erlebt man immer wieder, daß behauptet wird, man habe gesagt, was man nie gesagt hat. Es ist einfach das, was sich der Zuhörer oder Leser bei unseren Worten gedacht hat, die er eben falsch aufgefaßt hat. Sie werden, meine Herren, wohl schon längst gemerkt haben, daß ich einen Gedanken nie verlasse, ehe ich überzeugt bin, daß er Ihnen absolut klar ist. Ich handle so auf die Gefahr hin, daß man mir vorwirft, ich rede zu elementar und schade dadurch der wissenschaftlichen Würde. Aber es hat gar nichts mit Würde zu tun, wenn man vor allem dafür sorgt, daß man nicht mißverstanden wird. Wir haben in der Philosophie sehr viele Ausdrücke, die eine lange Geschichte haben und in derselben häufig die Bedeutung gewechselt haben. Sie laufen dann mit verschiedenen Bedeutungen um. Nehmen wir nur einmal das Wort Positivismus! Bei Auguste Comte ist das der naturwissenschaftlich-mathematische, allerdings auf das Gebiet der Gesellschaftswissenschaften ausgedehnte Standpunkt, das Berechenbare, das in Zahlen Auszudrückende oder durch sie zu Belegende. Wenn aber einer meiner verehrten Kollegen aus der theologischen Fakultät von Positivismus oder positiven Gedanken redet, dann meint er damit das unbedingte Festzahlen an der Offenbarung. Dasselbe Wort bedeutet also für die Anhänger Comtes etwas durchaus Rationales, Rechenhaftes, und für die Theologen genau das Gegenteil, nämlich die Ausschaltung der Ratio gegenüber der Offenbarung, also etwas Irrationales. Die Zahl solcher mehrdeutiger Ausdrücke noch zu vermehren, ist sicher nicht die Aufgabe einer Philosophie, die naturwissenschaftlich sein will. Aber Avenarius tut das. Er sagt für Gehirn nervöses Zentralorgan oder auch System C, weil das lateinische Wort für Gehirn, cerebrum, mit einem C anfängt. Ich sehe absolut nicht ein, wozu eine solche neue Geheimsprache dienen soll. Meine Herren, ich glaube, man kann Avenarius den Vorwurf nicht ersparen, daß er zwar inhaltlich mit der Naturwissenschaft gehen will, aber in der Ausdrucksweise weit hinter Kant zurückfällt, nämlich in den Stil der Scholastik. Darauf ist er sogar stolz. Er schreibt häufig ganz einfache und längst geläufige Gedanken in diesen Stil um und denkt, daß er auf diese Weise im System aufbaue. Man liest das wie ein Buch, das in einer Fremdsprache geschrieben ist. Man muß jeden Satz erst übersetzen, weil Avenarius ihn in sein Deutsch übersetzt hat. Hat das überhaupt einen Zweck? So haben es die Scholastiker getrieben, und weil damit unendlich viel Zeit verbraucht wird, ist die Philosophie des Mittelalters so ungeheuer langsam vorwärts gekommen. Avenarius will aber doch gerade die Brücke von Kant zum naturwissenschaftlichen Denken schlagen. Auf diese Art wird die Brücke nie fertig. Wie unmißverständlich ist schon sein Ausdruck „Prinzip des kleinsten Kraftmaßes“? Man kann das sehr leicht mit dem Prinzip der Bequemlichkeit verwechseln. Ich sage nicht, daß Avenarius das getan hat, das liegt mir durchaus fern. Avenarius hat gemeint, daß man sich das Denken der Welt nicht unnötig schwer machen soll, sondern alles übersichtlich, fasslich, begreifbar ordnen soll. Aber nehmen sie einmal die Fledermaus! Die Kinder und die Ungebildeten rechnen die Fledermaus zu den Vögeln, weil sie fliegt. Der Wissenschaftler weiß, daß sie zu den Säugetieren gehört. Ich will nicht mißverstanden werden. Ich habe nicht gesagt, daß Avenarius die Fledermaus zu den Vögeln gerechnet hat. Ich sage nur, daß, wenn man hier das Prinzip des kleinsten Kraftmaßes

mißbräuchlich anwendet, es einfacher und leichter ist, die Fledermaus zu den Vögeln als zu den Säugetieren zu rechnen. Das Leichte ist also durchaus nicht immer das Richtige, sondern sehr oft ist in der Wissenschaft das Schwierige das Richtige. Man hat nicht das Prinzip des kleinsten Kraftmaßes anzuwenden, sondern es ist sehr oft ein großer Aufwand an Denkkraft nötig. Daß man dabei jedoch alle unnötigen Schwierigkeiten vermeiden muß, ist die wahre Meinung von Avenarius. Eine unnötige Komplizierung des Weltbildes läge in diesem Falle vor, wenn man die Fledermäuse als die Seelen von Verstorbenen betrachtete, wie das manche Völker tun. Gerade abergläubische und überlebte Vorstellungen wollte Avenarius aus seinem „Denken der Welt“ fernhalten. Das, was man gewöhnlich „übernatürlich“ nennt, kompliziert das Weltbild, und das hat Avenarius für einen Fehler, für einen Verstoß gegen die Denkökonomie gehalten. Aber deshalb kann man ihm nicht den Vorwurf ersparen, daß er selbst gegen die Denkökonomie verstieß, als er seine scholastischen Ausdrücke austüftelte und uns damit die Lektüre unnötig erschwerte.“

So redete Volkelt. Dann konnten wir auf dem Heimwege darüber nachdenken, ob er eigentlich für oder gegen Avenarius sei. Herauszubekommen war das nicht, weil er jedes unbedingte Für oder wider ängstlich vermied. Das Schlimmste war, daß er auf diese Unentschlossenheit auch noch stolz war und es für naiv hielt, sich rücksichtslos zu einem Denker zu bekennen. Darin glich er dem Herrn Bigum in Jacobsens „Niels Lyhne“, den wir damals alle lasen, während er heute schon beinahe vergessen ist. Auch Herr Bigum hütet sich, seine Überlegenheit aufs Spiel zu setzen, indem er sich einem der Gedankenriesen ganz hingibt. Aber im Gegensatz zu dem plumpen Bigum war Volkelt ein zierliches und immer sehr sorgfältig gekleidetes Männchen. Es war einfach unmöglich, sich vorzustellen, daß er jemals mit schief sitzender Krawatte ins Kolleg kommen könne. Darin war er das Gegenbild von Wundt, der gänzlich gleichgültig gegen seine äußere Erscheinung war. Volkelt war eitel bis zur Kleinlichkeit. Als er seine Antrittsvorlesung gehalten hatte, trat Sievers bei der üblichen Beglückwünschung an ihn heran und sagte: „Ich habe sehr aufmerksam zugehört.“ – „Was haben Sie festgestellt?“ fragte Volkelt geschmeichelt, „Ihren Dialekt“, sagte Sievers. „Ich rede doch keinen Dialekt!“ verwahrte sich Volkelt. „In der Wortwahl natürlich nicht“, sagte Sievers, „aber ein Germanist, der sich etwas mit Mundartenforschung befaßt hat, bekommt sofort heraus, daß Sie im Tonfall und in der Aussprache der Vokale und auch der Konsonanten die Sprache der Tups reden.“ – Die Tups ist eine deutsche Sprachinsel im Norden Ungarns an der gallischen Grenze. Volkelt war tief gekränkt, daß man seine geistvollen Ausführungen als Dialektforscher verfolgt hatte. Er hatte einen förmlichen Haß gegen alles, was mit Sievers zusammenhing. Sieversschüler, die sich vor der Prüfung bei Volkelt meldeten, wurden gewarnt, ihre Einstellung ja nicht zu verraten, weil er sonst die gewohnte Milde ablegen, sie scharf prüfen und ihnen allerhöchstens die 2 geben werde. Ebenso ging es aber auch den Wundtschülern; denn Wundt hatte vor Jahrzehnten einmal ein Buch Volkelts abfällig in einer Zeitschrift besprochen, und das vergaß dieser nie. So war jede Meldung zur Prüfung an der Universität ein Akt, der mit viel Diplomatie erledigt werden mußte; denn alle Professoren begossen vor allem ihren eigenen Lorbeerbaum und sahen es äußerst ungern, daß ein anderer begossen wurde.

Das größte Lästermaul aber war Köster. Als er einmal seine Studenten zum Abendessen eingeladen hatte, kam die Rede auf Volkelt. „Als Ästhetiker ist er wohl bedeutend“, sagte ich. „Ja“, erwiderte Köster, „und besonders bewundernswert ist es, aus wie bescheidenen Anregungen er sich seine ästhetischen Anregungen holt. Wir saßen vorige Woche in einem neuen Stück, in dem ein Mann von einem Liebeserlebnis berichtete. Er fing an: „Es war in einem Garten zu Venedig.“ Der Schauspieler rollte das R und sprach die Worte an sich klangschön, da er ein volltönendes Organ hatte. Aber ich dachte sofort: „Wenn er gesagt hätte, der Gipfel dieses Bergriesen ist erhaben, würde er das in genau demselben Tone gesagt haben. Er erinnert sich

an ein leidenschaftliches Erlebnis, ein Liebeserlebnis. Also muß er nicht klangvoll reden, sondern erregt werde und heiser flüstern.“ Als ich mit meiner Reflexion gerade soweit war, rückte Volkelt (*aber dazu scheint er zu dumm zu sein!*) zu mir heran und flüsterte mir zu: „Er spricht hinreißend. Das ist doch wundervoll.“ Er schien gar nicht zu merken, daß er in der tiefsten Provinz im kleinsten Städtchen Schauspieler hören kann, die alles und jedes in dieser klangvollen Sprache sagen. Die wirklich großen Mimen verzichten doch gerade darauf. Aber Volkelt ist da ebenso leicht zufriedenzustellen wie Ratzel, mein geographischer Kollege, dem man eine besonders feine Empfindung für landschaftliche Schönheit zuschreibt. Dabei bleibt er auf unseren Professoriumspaziergängen jedesmal stehen, wenn über einem gelben Korbfeld ein rotes Kirchturmdach sichtbar wird, und sagt: „Ein entzückendes Landschaftsbild!“ Ich sehe mir dann die Sonne an und finde, daß alle diese Dörfer auf –witz, -itzsch oder –itz entsetzlich gleichförmig sind, und daß man sein Entzücken lieber für das Meer oder die Alpen aufheben sollte. Aber Ratzel und Volkelt haben eben die seltene Gabe, schon von bescheidenen Reizen in Entzücken versetzt zu werden, und ich beneide sie darum. Bei Volkelt habe ich noch das Gefühl, daß er erst richtig in Entzücken gerät, wenn er darüber zu reden anfängt und sich immer mehr in die Ekstase hineinsteigert. Als wir im „Julius Cäsar“ waren, traf ich ihn im Foyer und sagte, mehr um überhaupt etwas zu sagen, als daß ich wirklich das Bedürfnis gehabt hätte, mich zu äußern: „Mir fällt heute einmal wieder auf, wie sehr sich Shakespeare mit der körperlichen Erscheinung beschäftigt.“ – „Ja“, fällt Volkelt sofort ein: „Sie meinen die Stelle:

*Laßt fette Männer um mich sein
Mit glatten Köpfen und die nachts gut schlafen,
Der Cassius dort hat einen hohlen Blick.
Er denkt zu viel: Die Leute sind gefährlich.*

Ist das nicht sonderbar, wie sich Shakespeare in die Seele seiner Personen versenkt? Er sieht mit ihren Augen und zwingt auch uns, damit zu sehen. Und dabei ballt sich alles zusammen zu Symbolen, das Gedachte nimmt körperliche, greifbare Gestalt an. Die ruhigen Bürger, von denen Cäsar nichts zu fürchten hat, wurden zu wohlbeleibten Kahlköpfen. Schon das ist visionär. So sieht ein gewöhnlicher Mensch seine Gedanken nicht verkörpert. Völlig Symbol ist aber erst der hohle Blick des Cassius. In diesem Blicke lauert die ganze Gefahr, die tödliche Bedrohung des Lebens, die Verschwörung. Und Cäsar weiß das nicht nur, sondern er sieht es, und wir sehen es mit ihm. So überwältigt uns der Dichter. Durch die Symbole zwingt er uns, dichterisch zu fühlen und zu denken. Der Alltag entschwindet völlig, wir sind in einer anderen Welt.“ Inzwischen hatte es längst geklingelt und wir strebten unseren Plätzen zu, aber Volkelt redete immer weiter auf mich ein. Wenn er noch Zeit gehabt hätte, würde er wahrscheinlich noch darüber gesprochen haben, daß die Regentin im „Egmont“ vom hohläugigen Toledaner redet, und daß Goethe das entweder von Shakespeare hat, oder daß sich bei Goethe selbst etwas visionär zusammengeballt hat und zum Symbol geworden ist. Dabei sind das doch ganz einfache Stellen, die der Literaturhistoriker so nimmt, wie sie dastehen. Aber der Ästhetiker ist glücklicher dran. Bei ihm wird von solch einer Beschreibung eine Flut von Gedanken oder wenigstens von Worten angeregt. Das ist eine Empfänglichkeit, um die ich Volkelt beneide.

In dieser Weise verlästerte Köster seine Kollegen, während er sich den Anschein gab, sie zu rühmen, zu preisen und sogar zu beneiden. Als ich zu studieren anfing, war er noch nicht in Leipzig, sondern in Marburg, kam aber im nächsten Jahre. Vorläufig hatten wir nur zwei junge Professoren, Ernst Elster und Georg Witkowski. Das Ordinariat für deutsche Literaturgeschichte war unbesetzt. Elster hatte die beste Aussicht, es zu bekommen, wenn er eine vernünftige wissenschaftliche Arbeit geschrieben hätte. Aber er lieferte nur die „Prinzipien der Literaturwissenschaft“, in denen er den Versuch unternahm, die Stilmittel der Dichter zu registrieren

und dann daraus eine normative Poetik zu konstruieren, nach der man Dichtungen beurteilen konnte. Er brachte dabei nur wenig zustande, erstens weil er keine allumfassende Belesenheit hatte, zweitens weil ihm zu wenig an Gesetzen einfiel. Als Ersatz hatte er in liebedienerischer Weise immer Wundt zitiert, z.B. wenn er konkrete und abstrakte Begriffe (Hund und Wahrheit) unterschied, wobei er auch jede andere Logik hätte zitieren können. Die Absicht trat viel zu offen zutage und schadete ihm, statt seine Aussichten zu verbessern. So bekam nicht Elster das Ordinariat, sondern Köster, und Elster ging nach Marburg. Er hatte eine sehr schöne Frau, die aber sehr früh dem Irrsinn verfiel und in eine Anstalt gebracht werden mußte.

Witkowski hatte viel ausgebreitete Kenntnisse als Elster, kannte außer der deutschen auch die französische und englische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, namentlich die Anakreontik, und hatte eine sehr vernünftige Art, die Dinge anzugreifen. Er las ganz elementar mit uns Lessing, Goethe, Grillparzer, interpretierte und ließ interpretieren, fühlte sich am wohlsten, wenn er die Sache seminaristisch betrieb, und brachte uns eine Menge bei. Im sonderbaren Gegensatz zu seiner Vorliebe, sich menschlich, kameradschaftlich mit uns abzugeben, stand seine Gewohnheit, wenn er im Kolleg vortrug, nicht die Zuhörer ins Auge zu fassen, sondern starr zum Fenster hinaus zu sehen. Die Studenten, die nicht in seine Übung gingen, sondern nur sein Kolleg hörten, genossen ihn nur im Profil. Es war seine Art, sich zu konzentrieren, nicht etwa irgendwelche Befangenheit; denn die war ihm völlig fremd. Die Dümmeren unter den Studenten behaupteten, er sähe sie aus Hochmut nicht an und fühlten sich beleidigt. Zu empfehlen ist eine solche Haltung dem Vortragenden sicher nicht, aber die meisten von uns gewöhnten sich rasch daran. Lustig machten wir uns nur darüber, daß Witkowski gelegentlich sagte: „Wir Protestanten.“ Er betonte damit, daß er sich hatte taufen lassen. Man sah ihm seine ursprüngliche Konfession so deutlich an der Nase an, daß er den Trennungsstrich zu ziehen für nötig hielt. Er heiratete aber wieder eine Jüdin und ließ sich mit ihr in derselben Kirche trauen, in der das Schiller getan hatte. Vermutlich sollte das heißen: „Ich bin durch die deutschen Klassiker für ihre Religion gewonnen worden.“ Da ich längst Freidenker war und mich schon in der Schulzeit offen als Atheist gab, war es mir nicht recht verständlich, daß man im Wechsel der Konfession einen Fortschritt sehen konnte. Außerdem fand ich das Judentum respektabel in der Form, die es im Alten Testament hat; vom Talmudismus wußte ich damals noch nicht viel, sondern nur etwa das, was man in jeder Biographie Spinozas findet. Die Katholiken fand ich konsequent und ihren Kultus poetisch. Die Protestanten aber waren für mich in halber Kritik stehengebliebene Neuerer, die willkürlich an irgendeiner Ecke Halt gemacht hatte, statt Freidenker zu werden. Nur das entschlossene Betonen des Fatalismus durch die Reformierten gefiel mir, weil es mit der naturwissenschaftlichen Auffassung am ersten zu vereinigen war. Wenn alles nach unerbittlichen Gesetzen verläuft, dann kann ein Auge, das alle Bedingungen sieht, auch den ganzen Verlauf voraussehen. Bekanntlich waren Cäsar, Cromwell, Muhammed, Friedrich II. und Napoleon Deterministen. Heute erkläre ich mit den Vertretern der materialistischen Geschichtsauffassung die reformierte Religion als Ausdruck des Bedürfnisses, die gegebenen Besitzverhältnisse aus dem göttlichen Willen abzuleiten, gegen den der Mensch sich nicht empören darf. Gott schützt die Reichen, mögen sie in Genf oder in den Niederlanden, in England oder in Amerika wohnen, und die Armen haben sich dem Willen Gottes zu fügen. Die fünf großen Eroberer aber brauchen ebenfalls eine von der Natur oder von Gott, das ist kein großer Unterschied, festgesetzte Ordnung der Dinge. Sie vollstrecken den Willen dieser Ordnung, wenn sie sich als Auserwählte oder Begnadete fühlen. Gegen den Konfessionswechsel bin ich recht tolerant geworden, seit ich mit vielen anderen mich zum Sozialismus bekenne, der ja schließlich auch eine Sache ist, an die man glauben muß. Also habe ich selbst 1923, d.h. im Alter von 46 Jahren einen Religionswechsel vollzogen. Vorher habe ich nur an die Naturwissenschaft geglaubt, nicht an die Gesellschaftswissenschaft, deren Studium ich vielmehr auf der

Universität sträflich vernachlässigt habe.

Gerade Witkowski zeigte mir eines Tages einen roten Dietzband, nämlich Mehrings „Lessinglegende“. Ich kam oft sonntags vormittags zu Witkowski, um mir aus seiner ungeheuer reichhaltigen Bibliothek neueste Dichter, Dehmel, Ruederer, Hauptmann, Sudermann zu borgen. Wir kamen auf Lessing zu sprechen und Witkowski holte die „Lessinglegende“ herunter und sagte: „Ein hochinteressantes Werk, das allen gangbaren Meinungen widerspricht, sehr anregend und fesselnd, aber natürlich nur mit großer Vorsicht zu benutzen.“ Diesen Schluß hängen die Akademiker sonst nur an, wenn sie von Büchern reden, die liederlich abgefaßt sind und verkehrte Namen und Daten enthalten. Witkowski meinte ihn aber im politischen Sinne. Er dachte nationalliberal, ließ sich dadurch aber nicht abhalten, sozialdemokratische Bücher zu lesen, denn das gehörte für ihn zum modernen Menschen. Sehr erstaunt war ich, als er einige Tage später im Kolleg Schillers „Kabale und Liebe“ besprach. Er sagte: „Wir können nicht mehr ganz mit diesem Drama Schillers gehen. Alle Forderungen, die darin erhoben werden, sind jetzt erfüllt. Ja, man kann sogar der Meinung sein, daß schon etwas zu viel davon erfüllt worden ist.“ Das kam mir schon insofern sonderbar vor, als ich der Meinung war, daß es zu viel Freiheit gar nicht geben könne. Es wurde aber damals vielfach mit der Meinung gespielt, daß dem ständigen Wachstum der Sozialdemokratie nur durch eine Beschränkung des Wahlrechts begegnet werden könne.

Im übrigen redete Witkowski nicht mit mir über Politik, wohl aber über meine Dramen. Ich war durch eine Novelle Zschokkes auf den syrakusischen Tyrannen Agathokles gekommen, hatte den Stoff aber durch so viele phantastische Zutaten bereichert oder verdorben, daß ich meinen Tyrannen schließlich Agastus nannte, weil er mit Agathokles nichts mehr zu tun hatte. Es handelte sich in der Tragödie um einen Streit zwischen Vater und Sohn um eine schöne Frau, die natürlich den Sohn mehr liebte als den Vater, der schließlich seinen Sohn umbrachte. Trotz eines Volksaufstandes für den Sohn behauptete Agastus sich auf dem Throne. Die Verbindung zwischen dem Sohne und dem Volke stellt ein geistvoller Bohemien dar, der das Revolutionsmachen als Sport betrieb. Das Stück hieß: „Das Recht der Jugend“. Das Tragische lag darin, daß die Jugend nicht zu ihrem Rechte kam. Witkowski las das Stück wirklich durch und sagte mir dann: „Ihre Personen sind nicht deutlich genug charakterisiert. Individuelle Züge hat nur der Bummler, der mir aber nicht so gefällt wie Ihnen. Man kann ihn doch gar nicht ernst nehmen. Ihre Hauptpersonen sprechen die Sprache Schillers, die Nebenpersonen sprechen die Sprache der Volksszenen Shakespeare, aus denen Sie auch die Prosa übernommen haben. Wenn Sie so weiter dichten, kommen Sie nie aus dem Epigontum heraus. Sie müssen sich an Erlebtes halten, beobachten, was in der Welt vorgeht. Menschenkenntnis erwerben. Dann liegen die Stoffe auf der Straße. Es ist nämlich der Fehler der Dichter der alten Schule, daß sie nicht das Leben kennen, sondern nur die Klassiker. Schiller hat einmal gesagt, es gäbe nur zwanzig tragische Situationen. Ich habe vergeblich versucht, so viele zusammenzubringen. Die ersten findet man ja leicht: Kampf zwischen Ehre und Liebe, Treue und Leidenschaft usw. Aber bis zwanzig kommt man schwer. Wenn immer dieselben Stoffe mit denselben Mitteln in demselben Stile behandelt werden, wird immer schlechter gedichtet. Sie, Herr Riemann, schwören auf Bücher, lesen unendlich viel und wollen dann etwas ganz Vollkommenes leisten.“ – Ich fragte ihn, ob ich denn ganz modern, ganz naturalistisch dichten sollte, so wie Ibsen oder Zola. Er sagte, da wäre jetzt auch schon viel Nachahmung da, und es gäbe neue Epigonen, nichts weiter, nur in einem neuen Stile als dem klassischen. „Sie sind Anfänger“, sagte Witkowski, „also müssen Sie etwas ganz Einfaches nehmen.“ – „Da fällt mir aber zunächst nichts ein“, sagte ich. „Nun“ meinte Witkowski, „in Ihrem Stück interessieren Sie sich für den Kampf zwischen Alter und Jugend. Nehmen Sie einen alten Arzt, der eine junge Frau heiratet! Die Sache geht anfangs gut, aber dann interessiert sie sich für einen jungen Schauspieler. Der alte Arzt merkt das, sieht es sich aber ruhig

an und wartet seine Zeit ab.“ – „So eine Sache habe ich einmal gehört“, sagte ich. „Da schloß es damit, daß die Frau eines Tages von dem Schauspieler einen Blumenkorb bekam, und darin lag unter Rosen der Hausschlüssel, den sie ihm beim Weggehen gegeben hatte. Er irrte sich aber, so weit war er mit ihr noch gar nicht. Er hatte sie einfach mit einer anderen verwechselt; denn er liebele mit einem Dutzend herum.“ – „Das kommt mir zu possenhaft vor“, sagte Witkowski. „Sie muß bloß irgendwie die Hohlheit dieses Menschen durchschauen und erkennen, wieviel wertvoller ihr Gatte ist. Wie Sie das herausarbeiten, ist Ihre Sache. Schreiben Sie das Stück und bringen Sie es mir, wenn Sie fertig sind!“

Witkowski wollte mich nicht zum Naturalisten machen. Diese waren ihm damals noch zu radikal. Was ihm vorschwebte, waren gewandte, aber maßvolle Gesellschaftsstücke wie die Paul Lindaus und Ludwig Fuldas. Wahrscheinlich dachte er an Lindaus Lustspiel „Die beiden Leonoren.“ Oder eine ähnliche Harmlosigkeit. Ich setzte mich hin, schrieb darauf los und brachte ihm nach acht Tagen bereits sein fertiges Drama. Er war aber gar nicht damit zufrieden, sondern sagte: „Es ist nichts geworden. Sie beherrschen die Sprache der Gesellschaft nicht. Daran können Sie nicht schnell etwas ändern. Dichten Sie vorläufig nichts, sondern fangen Sie erst wieder an, wenn Sie gründlich die Sprache der Gesellschaft studiert haben.“ Darauf ging ich verärgert ab und schrieb eine Ibseniade „Die Landstraße“ mit einer symbolischen Einlage „Der Hampelmann“. Es war das wohl von allem, was ich überhaupt geschrieben habe, das Schlechteste. Auch zeigte ich es Witkowski gar nicht, da er mir ja geraten hatte, zunächst das Dichten aufzugeben, bis ich das Leben kennengelernt hätte. Dadurch wurde ich aber seinen Einfluß nicht los; denn die Redensart: „Sie kennen das Leben nicht!“ ging mir fortwährend im Kopfe herum. Damals übersah ich die Billigkeit dieser Phrase noch nicht. Sie wurde an allen Ecken und Enden gebraucht, unter den Naturalisten warf sie einer dem anderen vor. Keiner verband mit dem Worte einen deutlichen Begriff. Die meisten jungen Menschen verstanden darunter, daß man ein festes Verhältnis mit irgendeinem arbeitenden Mädchen hatte oder sich mit Prostituierten abgab oder sich betrank, eine Kontrahage bekam und sich die Backe zersäbeln ließ. Die ganz Extremen behaupteten, daß die Lebenserfahrung mit dem Tripper anfangen und bei der Syphilis ende. Die Frage, ob Goethe, Heinrich von Kleist, Schopenhauer, Grabbe und Lassalle Syphilitiker gewesen seien, wurde sehr ernsthaft erörtert. Bei Heine und Nietzsche bestand kein Zweifel. Also ging man so weit, den Erwerb der Syphilis für die Vorbedingung großer geistiger Leistungen zu erklären. Was Thomas Mann ein halbes Jahrhundert später darüber in seinem Alterswerke „Doktor Faustus“ gesagt hat, entspricht durchaus den um 1900 üblichen Erörterungen, an denen sich die Literaten aber viel eifriger beteiligten als die Mediziner und Psychiater. Diese lachten uns gewöhnlich aus, wenn wir darüber redeten, verwiesen auf die Statistik, nach der die Verbreitung von Geschlechtskrankheiten beständig zunahm und die Studenten gleich nach den Kellnerinnen kamen, und empfahlen uns den Gebrauch von Schutzmitteln gegen Infektion.

Das Geschlechtsleben der Jugend war damals viel weniger natürlich und gesund, als es heute ist. Das sollen sich alle Lobredner der Vergangenheit gründlich merken! Das Dogma, daß die Dichtung von der Quantität des Erlebten abhängt, ist durch die beiden Weltkriege gründlich widerlegt worden. Damals ist ungeheuer viel Erschütterndes, Trauriges und Scheußliches erlebt worden, aber die Dichtung hat keineswegs einen gewaltigen Aufschwung gewonnen. Gundolf hat uns sehr viel unverdauliche Mystik verzapft, aber sein Hauptsatz, daß die Dichter anders erleben als gewöhnliche Sterbliche, ist sicher richtig. Wer zum Dichter geboren ist, erlebt leidenschaftlich das, was auf andere nur sehr flüchtig wirkt. Wenn ein Mensch, der Gedichte macht, dagegen beständig klagt, daß ihm die Erlebnisse fehlen, dann sollte er sich eine andere Beschäftigung suchen.

Das war mein Fall. Ich war nicht zum Dichter geboren. Das Problem war für mich gar nicht das, wie ich mich zum Dichter ausbilden sollte, sondern wie ich das Dichten wieder loswerden

könnte. Insofern hat mich Witkowski richtig beraten, viel richtiger als meine Eltern und Dr. Karl Fuchs. Irrig war nur Witkowskis Behauptung, daß ich mit der Sprache der Gesellschaft nicht vertraut sei. Die kannte ich besser als er. Einige Jahre später sagte er bei der Besprechung von deutschen Gesellschaftsstücken im Kolleg: „Alle diese Dichter haben französische Vorbilder und bilden sich ein, daß wir etwas Ähnliches haben wie die französische Gesellschaft. Aber so etwas gibt es bei uns überhaupt nicht.“ Das ist eine erstaunliche Behauptung! Daß die Franzosen besser Konversation machen als wir, ist richtig. Aber die Gesellschaft wandelt sich bei ihnen wie bei uns mit den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen. Unser Adel hatte zur Zeit des „Simplizissimus“, also im 17. Jh., vielleicht weniger literarische Kultur als der gleichzeitige französische. Aber eine Gesellschaft, d.h. eine Oberschicht, war er damals ebenso gut wie im achtzehnten Jahrhundert, in dem das Problem lautete: „Wie wird der Bürgerliche gesellschaftsfähig?“ Witkowski hätte genauer sagen müssen, daß unsere Gesellschaft durch den Eintritt vieler Leute, die sich gerade erst bereichert hatten, ein komplizierteres Aussehen angenommen hatte, wie es etwa in Frankreich fünfzig Jahre vorher schon da war, als Balzac seine gesellschaftskritischen Romane schrieb. Witkowski war selbst noch in der Assimilation begriffen. Er suchte die Gesellschaft überall, sogar unter den Freimaurern, und trat gerade der Loge bei, der mein Vater angehörte. Eine große Rolle hat er dort aber nicht gespielt.

Sehe ich von diesem Irrtum ab, dann muß ich die taktvolle Art bewundern, in der mich Witkowski von der Dichtung abdrängte. In der schwierigen Lage, Dichterlinge über ihre Stümperei aufzuklären, habe ich mich später selbst oft genug befunden. Es wird einem da schon übelgenommen, wenn man einen Vers schlecht findet. Eine negative Kritik der Fähigkeit zu dichten, hat aber die Folge, daß der Musenjünger darüber nachdenkt, ob er den Kritiker umbringen soll oder sich selbst. Man bedenke nur, in welche Verzweiflung Gorki durch die Kritik Korolenkos gestürzt wurde! Dabei hatte ihn der ebenfalls liebenswürdige und schonungsvolle Korolenko nur auf die Notwendigkeit hingewiesen, daß man die Grammatik beherrschen muß, wenn man Dichter sein will. Aber Gorki dichtete darauf ein ganzes Jahr überhaupt nicht. Der Freitod Majakovskis, der ein ebenso großer Dichter war wie Gorki, soll aus Verzweiflung über gehässige Kritiken erfolgt sein. Ganz sicher ist die Sache nicht, weil der Freitod meist nicht nur ein Motiv hat, sondern mehrere, von denen das uns bekannte nur den letzten Ausschlag gegeben hat.

Witkowski merkte, daß ich in der wissenschaftlichen Arbeit gute Fortschritte machte, in der Dichtung aber gar keine, während ich behauptete, bereits siebzehn oder achtzehn Dramen geschrieben zu haben. Zu seinem Glück bin ich nicht auf den Einfall gekommen, ihn zu bitten, alle siebzehn durchzulesen. Er wäre womöglich gutmütig genug gewesen, es zu tun, und die Erinnerung würde mir heute peinlich sein. Witkowski hat sehr viel gutes geschrieben, namentlich über den historischen Faust. Seine Zeit war also nicht dazu da, an literarische Leistungen durchaus zweiten Ranges verschwendet zu werden. Er hat mir das übrigens auch einmal durch die Blume zu verstehen gegeben. Als ich wieder einmal bei ihm war, brachte der Briefträger gerade eine dicke Drucksache, eine neue Dorfgeschichte von dem unendlich furchtbaren bayrischen Hochwalddichter Maximilian Schmidt. Witkowski sagte: „Aha, wieder eine Erzählung von Schmidt! Über den habe ich einmal eine böse Kritik veröffentlicht. Seitdem schickt er mir jedes Buch, das er schreibt, und bittet mich, ihm mitzuteilen, ob er Fortschritte gemacht hat. Ich gebe die Sachen aber jetzt immer gleich dem Dienstmädchen, das sie mit Entzücken liest. Da hat wenigstens ein Mensch seine Freude daran. Warum soll ich immer der Unglückliche sein?“

Um mich völlig vom poetischen Weg auf den wissenschaftlichen zu drängen, war noch eine bedeutende Persönlichkeit nötig; ein Mann, den ich verehren, anbeten und mehr oder weniger nachahmen konnte, wie das nun einmal in meiner Adjutanten- oder Fahnenträgnatur lag. Dieser Mann war Eduard Sievers (1850-1932), damals in seinen besten Jahren, breitschultrig, mit starker Stimme, ungeheuer gelehrt und trotzdem bereit, auch bescheidene Leistungen anzuer-

kennen und an sie fruchtbare Gedankengänge zu knüpfen. Als ich zu Sievers kam, wollte ich sofort einen Schlüssel zum Germanistischen Institut haben. Er sagte mir, die Schlüssel bekämen nur die Germanistik studierenden, die in einem Seminar oder wenigstens Proseminar mitarbeiteten. „Dann möchte ich ins Proseminar“, sagte ich. Er erwiderte: „Ins Proseminar wird man aber nur aufgenommen, wenn man bereits ein Semester germanistische Vorlesungen gehört hat. Sind Sie sächsischer oder preußischer Abiturient?“ – „Sächsischer“, sagte ich, „Thomasschule“. – „Da haben Sie einen mittelhochdeutschen Kursus gehabt. Also wir lesen den „Parzival“, hier ist der Schlüssel.“ Ich bekam ihn gegen eine Gebühr von zwei Mark und habe ihn erst nach sechs Jahren, in denen ich täglich mehrere Stunden im Germanistischen Institut arbeitete, zurückgegeben. Mein Studium bekam dort einen unverrückbaren Mittelpunkt. Die Bibliothek war ungeheuer reichhaltig, vom Gotischen und Nordischen bis zu den neuesten Dichtungen. Es gab zwar zu meiner großen Freude ein Zimmer für Raucher, aber es herrschte eine straffe Ordnung. Niemand durfte laut reden. Wer ein Buch falsch einstellte oder Bleistiftstriche darin anbrachte oder auf ein aufgeschlagenes Buch ein anderes legte, mußte sofort Strafgeld bis zu einer Höhe von zehn Mark zahlen. Ein Lieblingsschüler von Sievers, Edmund Götze, der später selbst Professor der Germanistik geworden ist, entdeckte jeden, der sich schuldig machte, und benachrichtigte Sievers, der dann wie ein zürnender Gott erschien und die Strafe verhängte. So wurde uns die Ordnung und Pünktlichkeit, die sonst gerade den Gelehrten nicht eigen zu sein pflegt, zur zweiten Natur. Solange ich die große Bibliothek besaß, also bis zum 4. Dez. 1943, habe ich sie immer nach dem Muster des Germanistischen Instituts aufgestellt, katalogisiert und in Ordnung gehalten. Die Bibliothek meines Vaters pflegte ich seitdem geringschätzig als „einen ungeordneten Bücherhaufen“ zu bezeichnen. Rasch in ihr ein Buch zu finden, war überhaupt unmöglich.

Die Ordnung war aber nur ein winziger Teil von dem, was wir bei Sievers lernten. Er war Junggrammatiker, das heißt, er faßte die Grammatik naturwissenschaftlich auf. Die Ursachen von Lautveränderungen mußten physiologisch demonstriert werden. Der Drang, etwas besonders zu betonen, spielte seine Rolle beim Schwund der Endsilbenvokale, durch den sich das Deutsche so gründlich vom Italienischen unterscheidet. Das *i* wird am harten Gaumen gebildet, es „palatalisiert“ seine Umgebung, so kommt es zum Umlaut. Das Kolleg über Phonetik (Lautbildung) war ein Grundstein der Grammatik. Sievers ging von Bank zu Bank, machte den Mund weit auf, bildete die Laute und zeigte mit einem Instrument auf den harten oder weichen Gaumen, das Zahnfleisch oder die andere Stelle, an der die Laute gebildet wurden. „Wenn mir einer von einer Lautveränderung spricht, verlange ich, daß er mir sie vormacht, damit ich sie sehen kann“, pflegte er zu sagen. Gar nichts hielt er von der Euphonie, von der Veränderung oder dem Einschub von Lauten des Wohlklangs wegen. Er betonte, daß die Sprache von Sprechenden und nicht von Zuhörern geschaffen wurde. Das Zungen-*r* kannte ich von meinen Bekannten unter den Schauspielern her, hier aber gab es noch ein gerolltes Kehlkopf-*r* und ein bloß gekratztes. Die Phonetik schien mir so wesentlich, daß ich das Kolleg zweimal bei Sievers gehört habe.

Ein zweiter Hauptpunkt war der enge Zusammenhang zwischen Vers und Tanz. Sievers ging dabei von dem urgermanischen (konstunierten) Worte *laikaz* aus, das in den verschiedenen germanischen Sprachen Tanz, Musik, Kampf, Opfer bedeutet, die ursprünglich eine Einheit gebildet haben müssen, eine Art von Kriegstanz unter Führung von Priestern. Die gebundene Rede war also ursprünglich nicht ein ergötzliches Spiel mit Worten, sondern eine zweckvolle Handlung, mit der man sich die Hilfe der Götter sicherte, wenn man sie brauchte. Auch hier war im Gegensatz zur ästhetischen Betrachtung eine nach Absicht und Zweck, also eine naturwissenschaftliche eingeführt.

Sievers hatte die Gewohnheit, mit seinen Lieblingsschülern und treuesten Anhängern an jedem Mittwoch abend zunächst im Germanistischen Institut von 8 bis 10 Uhr eine schwierige

Übung auf einem entlegenen wissenschaftlichen Gebiete durchzuführen, also das Lesen von Texten der versprengten Alpendialekte oder das Entziffern von auf den ersten Blick überhaupt unleserlich scheinenden Merowingerhandschriften. Meist waren wir nur 3 bis 4, selten einmal 8. Es galt als die höchste Ehre, in diesen engsten Kreis von Sievers geladen zu werden. Man nahm eigentlich von jedem, der in diese auserwählte Gruppe gelangte, an, daß er sich demnächst als Privatdozent habilitieren werde, und das geschah auch häufig. Es versuchten viele, auf diese höchste Stufe zu gelangen, aber es glückte nur wenigen. Der Aufstieg war also in folgender Weise geordnet. Zunächst ging man ins Kolleg, das für Krethi und Plethi, oder wie Sievers zu sagen pflegte: „für Säuglinge“, gehalten wurde. Dann machte man das Proseminar durch und wurde, wenn man sich dort an den Übungen kräftig beteiligt hatte, zunächst außerordentliches Mitglied im Seminar, dann ein Semester später ordentliches. Es gab immer nur acht ordentliche Mitglieder. Jedes mußte in jedem Semester eine große wissenschaftliche Arbeit entweder über ein gestelltes oder über ein selbstgewähltes Thema liefern. Jede Woche war eine Arbeit fällig. Sie wurde an Sievers abgeliefert, de sie durchlas und dann im Germanistischen Institut in einem Kasten einschloß, zu dem unser Schlüssel paßte. Dort hatte sich jedes von den anderen sieben Mitgliedern die Arbeit zu holen und sie ebenfalls durchzulesen, so daß keins von den acht Mitgliedern unvorbereitet in die Sitzung kam, in der die Arbeit verlesen wurde. Ordentliches Mitglied des Seminars durfte man nur drei Semester sein, so daß der Platz wieder für Nachrückende frei war. Der Wechsel beschränkte sich also auf zwei bis drei pro Semester. Unter den zwei bis drei, die ein drittes Semester ordentliches Mitglied waren, suchte sich Sievers den Senior des Seminars aus, der dafür sorgte, daß alle Literatur, die gebraucht werden konnte, unmittelbar vor der Übung aus dem Germanistischen Institut in den ein Stockwerk höher gelegenen Übungsraum gebracht wurde. Man ging aber vorher noch einmal zu Sievers, gab an, was man heranschaffen wollte, und bekam dann von ihm gewöhnlich zu hören, daß noch drei bis vier Bände wissenschaftliche Zeitschriften fehlten, in denen für das Thema wichtige Aufsätze standen. Als ich Senior war, sagte er einmal zu mir: „Da fehlen noch vier Bände von der Zeitschrift für deutsches Altertum, aber da Sie schon elf Bücher heraufzutragen haben, nehme ich sie selbst untern Arm.“ Selbst zuzupacken, machte ihm nämlich immer großes Vergnügen. Man hatte den Eindruck, daß er das seiner hünenhaften Statur schuldig zu sein glaubte, von der viele Studenten kläglich abstachen.

Wenn man also Kollegium, Proseminar, außerordentliche und ordentliche Mitgliedschaft und womöglich noch das Seniorat im Seminar hinter sich hatte, dann hatte man einige Aussicht, in den auserwählten Kreis zu gelangen und mit Sievers am Mittwoch abend von 8-10 Uhr Merowingerhandschriften zu lesen. Um zehn Uhr verlegte er jedesmal die Sitzung auf die Theaterterrasse, trank einige Seidel bayrisches Bier mit uns und plauderte vertraulich. Auf diese Art bildete er sorgfältig seine Nachfolger heran, und es gab in den nächsten Jahrzehnten überall Sieversschüler auf den germanistischen Lehrstühlen. Auch in dieser Kunst der Herausbildung des Nachwuchses stand Sievers in Leipzig einzig da. Bei einer solchen vertraulichen Unterhaltung auf der Theaterterrasse sagte er eines Abends zu unserem großen Entsetzen: „Zum Germanisten bin ich eigentlich gar nicht geboren.“ Wir sahen ihn völlig entgeistert an, und er fuhr fort: „Naturwissenschaftler hätte ich werden müssen! Am meisten lag mir die Chemie. Das ist erstens eine Wissenschaft, die einen ungeheuren praktischen Wert hat, und zweitens ist da alles berechenbar, und die unsichern Vermutungen, die in der Philologie überall auftreten, spielen gar keine Rolle.“ – „Ja, aber warum sind Sie dann nicht Chemiker geworden?“ fuhr es aus mir heraus. „Weil es zu lernen war“, sagte Sievers. „Wo kam ich denn her? Aus einer kleinen Beamtenfamilie in Hessen. Es war schon viel, daß ich nicht einfach Volksschullehrer, sondern höherer Lehrer werden sollte. Das Studium mußte billig sein und durfte nicht lange dauern. Da nahm ich eben Deutsch, Französisch und Englisch“ – „Aber im Deutschen hatten Sie doch

sicher schon im Gymnasium eine Eins?“ fragte ich. „O nein“, erwiderte Sievers. „Das wurde durch die Kürze meiner Aufsätze verhindert. Ich schrieb nämlich immer nur zwei Seiten, mehr habe ich nie abgegeben. Die im Thema gestellte Frage war dann vollkommen erledigt, wenigstens nach meiner Meinung. Der Lehrer korrigierte auch nicht daran herum, sondern die klaren Sätze ließen kein Einhaken zu. Er schrieb daher immer wieder resigniert seine Zensur „Genügend“ unter meine Aufsätze, mit denen er nichts anzufangen wußte. Das bloße Wortemachen hat mir nie gelegen, das hören Sie ja auch im Kolleg. Meine Manuskripte für den Vortrag sind alle nur Dispositionen, allerdings nur sehr verästelte, weil die Einwände und Einschränkungen unter der Ziffer 2 dann eben als a, b, c, d kommen, aber alles nur in Hauptworten. Daraus einen feierlichen Vortrag zu machen, ist nichts für mich. Der Philosoph Kuno Fischer in Heidelberg läßt ja Perioden minutenlang durch den Hörsaal rollen und triumphiert, weil er dabei nie aus der Konstruktion fällt. Ich fürchte, daß bei mir das Gegenteil der Fall ist. Wahrscheinlich rede ich sehr häufig in Anakoluthen, wenn mir bei a schon b einfällt.“ – „Aber, Herr Geheimrat“, sagte ich, „wir sind für abgebrochene Sätze sehr dankbar, weil bei den minutenlangen Perioden mit da, weil, wenn auch, so doch, damit, um, zu entweder einschlafen oder mehr darauf achten, ob der Satz richtig zu Ende kommt, als auf den Inhalt. Bei Ihnen sind und bleiben wir immer frisch und gehen mit. Wurden denn Ihre Aufsätze, die zu kurz waren, nicht auf der Schule durch das Mündliche ergänzt? Sie müssen doch da schon alle möglichen Einfälle gehabt haben und den ganzen Unterricht belebt haben.“ – „Nicht so ganz“, sagte Sievers. „Der Lehrer hatte Angst, aus seinem Gleise gebracht zu werden, und ließ uns daher möglichst wenig zu Worte kommen. Nur im Mittelhochdeutschen kamen ich und noch ein anderer Schüler häufig zu Worte. Als der Lehrer einmal mit einer schwierigen Stelle nichts anzufangen wußte, meldeten wir uns und übersetzten die Stelle glatt. Seitdem fragte er jedesmal uns, wenn eine Schwierigkeit kam, und äußerte sich nicht, ehe wir gesprochen hatten.“ – „Dann mußte er Sie doch gut zensieren!“ sagte ich. „Auch wieder nicht“, sagte Sievers und lachte: „Wir merkten sehr bald, daß er unsere Hilfe brauchte, und machten uns gelegentlich den Spaß, ihn aufsitzen zu lassen. Wir erklärten einfach, ja, was das hieße, wüßten wir auch nicht. Dann war er ratlos und redete Unsinn, den wir uns lächelnd anhörten, weil wir genau wußten, was er hätte sagen müssen. Das merkte er natürlich schließlich auch und ergoß seine Wut in die Zensur. Die Macht hatte er ja. Trotzdem habe ich außerordentlich früh das Abitur gemacht. Auf der Universität wurde dann Friedrich Zarncke auf mich und Hermann Paul aufmerksam, der mit mir in Leipzig studierte. Zarncke konnte geradezu in Entzücken geraten, wenn ein Student wirklich etwas wußte oder fand. Als Paul einmal bei einer althochdeutschen Textstelle sagte, sie sei einfach verdorben, und den von ihm vermuteten Wortlaut einsetzte, rief Zarncke enthusiastisch: „Herr du meines Lebens, und Sie sind erstes Semester! Das ist eine prachtvolle Konjektur, die einem fünfzigjährigen Professor alle Ehre machen würde.“ So ähnlich hat er sich bisweilen auch über mich geäußert.“ – „Ja, das machen die so, die selbst etwas können“, sagte ich, „und das war eben bei Ihrem Lehrer des Mittelhochdeutschen nicht der Fall. Unser Professor Adam hätte nicht in solche Schwierigkeiten geraten können. Der brachte zum Nibelungenlied einfach die Simrocksche Übersetzung mit und las jede Strophe erst mittelhochdeutsch, dann neuhochdeutsch vor.“ – „Sie irren sich“, unterbrach mich Sievers, „der Mann war ich.“ – „Wieso?“ sagte ich aufs neue verblüfft. – „Ja, wohl, der Mann war ich.“, fuhr Sievers fort. „Als 1871 plötzlich überall ordentliche Lehrstühle für Germanistik geschaffen wurden, sorgte Zarncke dafür, daß ich den in Jena bekam. Ich war noch nicht ganz einundzwanzig Jahre alt, als ich dort ordentlicher Professor wurde. Meine ersten Vorlesungen habe ich als Unmündiger gehalten. Diese rasche Karriere erregte natürlich Neid. Daher sagte Karl Bartsch, wie mir ein Student erzählte, einmal im Kolleg, es gäbe jetzt in Jena einen Professor, der ganz jung sei und überhaupt kein Mittelhochdeutsch könne. Wenn er aufs Katheder steige, hätte er in der einen Hand Zarnckes Ausgabe des Nibelungenliedes und in

der anderen Simrocks Übersetzung. Er lese jede Strophe aus beiden vor. Der junge Mann heiße Eduard Sievers.“ – „Wie dieser Mythos entstanden ist, kann ich mir denken“, warf ich ein. „Sie sagen öfter im Kolleg, die Simrock'schen Übersetzungen seien gerade deshalb nicht schlecht, weil sie so viele mittelalterliche Ausdrücke einfach beibehielten; daraus macht dann der erste, der es weiter erzählt, Sie verwiesen immer auf neuhochdeutsche Übersetzungen, statt die alten Texte vorzunehmen, und der dritte macht daraus die geschilderte Szene.“ – „Na“, zweifelte Sievers, „hier war doch wohl böser Wille dabei.“ Inzwischen murmelte Deutschbein, der gerade beim Habilitieren war, dumpf: „Mit einundzwanzig Jahren ordentlicher Professor!“ – „Stellen Sie sich das nur nicht als eine Freude vor“, entgegnete Sievers. „Die Jenaer Studenten waren damals anders, als jetzt unsere Leipziger sind. Wenn sich einer vor dem Examen mir vorstellte, fragte ich natürlich nach seinem Studiengange. Darauf bekam ich die Antwort: „In den ersten Semestern habe ich, offen gestanden, gebummelt, und dann bin ich in ein Kolleg gegangen und das habe ich nicht verstanden.“ Mit einem solchen Material hatte ich als blutjunger Professor zu arbeiten. Damals habe ich mir angewöhnt, so einfach vorzutragen, daß mich auch ein Bierstudent mit umwlktem Hirn verstehen kann, und das tue ich wohl heute noch. So etwas vom Schulmeister steckt ja überhaupt in mir drin. Vor allem bin ich kein Ästhetiker und habe nie prtendierte, einer zu sein. Ich bin Schulmeister und bilde Schulmeister aus.“

In dieser Weise haben wir oft geplaudert. Als meine Söhne studierten, haben sie mir, wenn ich davon sprach, oft erwidert, es gäbe so etwas überhaupt nicht mehr auf der Universität. Welch einen Tropfen Sievers vertragen konnte, zeigte sich bei den Semesterkneipen des Seminars. Er pflegte da das Bier für alle zu bezahlen. Es kam eine Zeche von hundert Mark heraus, zuweilen noch mehr. Gegen Mitternacht hielt Sievers eine geistvolle Bierrede über alle Vorkommnisse im Seminar und belegte jedes einzelne mit einem griechischen, lateinischen, gotischen, nordischen, angelsächsischen oder althochdeutschen Zitat, das darauf paßte und uns bekannt war oder hätte bekannt sein sollen. Wer noch folgen konnte, jauchzte vor Vergnügen, und diejenigen, die nicht mehr folgen konnten, jauchzten erst recht. Nach einer solchen Kneipe im Winter traf mich Sievers, der zu Fuße zu seiner Wohnung in Gohlis gehen mußte, weil keine Elektrische mehr und noch keine wieder fuhr, im dichtesten Schneegestöber am Eingang des Rosentals wieder. Da ich ziemlich viel getrunken hatte, erzählte ich ihm, daß mein Vater zwar schon Ehrendoktor der Musik in Edinburg geworden sei, aber noch immer nur Privatdozent ohne Gehalt in Leipzig sei. Dann trennten wir uns. Am nächsten Vormittag saß ich mit etwas schwerem Schädel im Germanistischen Institut, als mich Sievers in sein Zimmer rief. Er war heiter und frisch wie immer und hatte einen riesigen Foliowlzer vor sich. Er sagte: „Soeben habe ich entdeckt, daß der Name Ihres Herrn Vaters im Goldenen Buch der Universität fehlt. Das liegt daran, daß er seine Lehrtätigkeit so lange unterbrochen hat. Ich hole den Eintrag gerade nach. Die meisten Daten habe ich schon beisammen, aber mir fehlt noch der Edinburger Ehrendoktor. In welchem Jahre war das?“ – „Erst 1899.“ – „Und wie war die Motivierung?“ fragte Sievers weiter. „Wegen seiner Verdienste um die Musikwissenschaft“, sagte ich. „Ausgezeichnet“, freute sich Sievers, „also völlig akademisch. Sie dürfen natürlich nicht erwarten, daß die Sache sofort Folgen hat, aber sie ist jetzt wenigstens in Ordnung.“ Bald darauf bekam mein Vater 1901 den Titel eines außerordentlichen Professors mit Lehrauftrag und Gehalt. Ordentlicher, aber nicht dekanatsfhiger Professor wurde er zehn Jahre später, und sicher hat Sievers dabei wieder die Hand im Spiele gehabt, vielleicht allerdings auch Kster, aber dann nur aus sachlichen Beweggründen; denn vertrauliche Unterredungen habe ich mit diesem hochmütigen Menschen niemals gehabt, mein Vater erst recht nicht.

Die erste Seminararbeit, die ich für Sievers machte, behandelte das mittellateinische Helden-gedicht in gereimten Hexametern „Ruodlieb“, das in der Nachbarschaft von Ekkehard's „Wal-tharins“ gehört, der sehr viel bekannter ist, weil ihn Scheffel übersetzt und seinem Roman ein-

verleibt hat. Beim „Ruodlieb“ fesselten mich zunächst die mittellateinischen Worte, die ich zum größten Teil schon aus den Kollegien über Grammatik kannte, z.B. *parfredus*. Das Wort ist aus dem griechischen *para* (an) und dem gallischen *vereda* (Wagen) zusammengesetzt, heißt also eigentlich „das Ding vorn am Wagen“. Es wird früh als Lehnwort ins Deutsche übernommen, wird durch die althochdeutsche Lautverschiebung zu *gfärit* und schließlich zum neuhochdeutschen *Pferd*, dem niemand mehr das Griechische, Gallische und Lateinische ansieht. Wenn man solche Worte, die ihre Geschichte haben, bloß aus der Grammatik kennt, bleiben sie gewissermaßen tot. Wenn sie aber in einer weitausgedehnten Dichtung beständig erscheinen, erlebt man sie sozusagen an Ort und Stelle und vergißt sie nicht wieder. Inhaltlich fand ich in der einige Jahre früher erschienenen Geschichte der deutschen Literatur des Mittelalters von Kögel die Wertung des „Ruodlieb“ als naturalistisch einfach grotesk, da das Werk neben sehr vielen märchenhaften Szenen auch einige wenige enthält, die man allenfalls realistisch nennen kann, aber sicher nicht naturalistisch. Die Literarhistoriker leiden an der Krankheit, überall Beziehungen zu dem Stile finden zu wollen, der gerade in die Mode gekommen ist. Sie kommen sich dann selbst modern vor. Auch die Seilersche Ausgabe, in der ich den „Ruodlieb“ vor mir hatte, schien mir unbedeutend. Der Herausgeber hatte nicht bemerkt, daß der Verfasser in einem Epigramm seinen eigenen Namen kundgegeben hatte, indem er einen Fliegenwedel sagen ließ, daß er dem Dietmar eifrig bei der Vertilgung der Fliegen helfe. Also heißt der Verfasser des „Ruodlieb“ Dietmar vom Tegernsee. Sievers sagte, als ich die Arbeit vortrug, ich hätte den Namen richtig festgestellt, und es sein nun meine Aufgabe, nach Tegernsee zu fahren und die Mönchslisten des Klosters durchzusehen, alle Dietmare herauszuschreiben und festzustellen, welcher den „Ruodlieb“ verfaßt habe. Dann könnte man versuchen, weitere Notizen über diesen zu finden. Das habe ich nicht getan, erst als ich 1934 in Fischhausen unweit von Tegernsee meine Sommerfrische verbrachte, konnte ich gar nicht in das Kloster gehen; denn damals herrschten die Nazis, und ich war nicht Mitglied der Reichsschrifttumskammer, konnte mich also nicht legitimieren. Inzwischen hatte ich aber in meiner „Literaturgeschichte für höhere Schulen“, die 1907 zuerst erschien und dann sechs Auflagen erlebte, den Namen Dietmar von Tegernsee einfach eingeschmuggelt und immer darauf gewartet, daß sich schon einmal einer der in der Nähe von Tegernsee wohnenden Deutschlehrer bei uns erkundigen würde, wer das wäre, und wir ihm dann die weitere Nachforschung übertragen könnten. Es ist aber niemals eine derartige Anfrage erschienen.

Im „Ruodlieb“ gehört zu den Weisheitsregeln, die der Held bekommt und die sich dann bewahrheiten, auch eine Warnung vor den Rothaarigen:

Nen tibi sit rufus unquam specialis amicus!

Die Stelle amüsierte mich, weil ich gegen die von Tacitus behauptete und auch von den Nazis hervorgehobene Rothaarigkeit oder wenigstens Rotblondheit der Germanen schon immer meine Bedenken gehabt hatte. In Hamburg war ich nämlich mit einem rothaarigen Judenknaben, der Fredy Schmitz hieß und im Wilhelmgymnasium mein Banknachbar war, befreundet. Er hat später den Glauben gewechselt und ist preußischer Major geworden. Ob er auch der Rassenschnüffelei der Nazis entronnen ist, weiß ich nicht. Er hat kurz nach dem Ersten Weltkriege meinem Bruder Konrad noch einen Besuch gemacht, weil beide in Schlesien lebten, und hat mich grüßen lassen; seitdem habe ich nie wieder etwas von ihm gehört. Aber als um 1900 der Rassenschwindel bereits seine ersten Blüten trieb und man anfang, sogar in der „Braut von Messina“ die auf dem Meerschiff gekommenen Wikingerenkel mit roten Perücken auftreten zu lassen, habe ich oft an Fredy Schmitz gedacht. Wir haben von dem Stoff, der im „Ruodlieb“ behandelt ist, auch eine nordische Fassung, die ich ebenfalls für die Seminararbeit durchlas, da ich inzwischen bei Eugen Mogk schon genug Altisländisch gelernt hatte, um solche Tex-

te präparieren zu können. Der Verfasser des nordischen Märchens konnte unmöglich den Satz übernehmen:

Immer die Seele bewahre vor Freunden mit rötlichem Haare!

Im Norden ist nämlich ursprünglich nicht der Kriegsgott Odin die Hauptperson, sondern der Bauerngott Thor. Da er mit seinem Hammer die Eisriesen totschießt und den Frühling heraufführt, also eine Gewittergottheit ist, wird er mit rotem Haupthaar und Bart dargestellt. Im Norden konnte der tugendreiche Held nicht vor Menschen gewarnt werden, die ähnlich aussehen wie Thor. Der nordische Dichter hat sich aber zu helfen gewußt, indem er die Regel folgendermaßen abänderte: „Mache dir niemals einen Menschen zum Freunde, der rothaarig, aber von kleiner Statur ist.“ Dann sah er eben diesem gewaltigen Thor nicht ähnlich. Hierbei muß ich noch bemerken, daß Sievers, in dessen Seminar ich die Arbeit vortrug, ebenfalls rothaarig, aber von großer Statur war. Endlich ist abschließend zu sagen, daß heute, nachdem der Rassenschwindel beseitigt ist, die Rothaarigkeit wieder als eine luxurierende Abart betrachtet wird, die sich bei Stalltieren und bei Menschen, die keine körperliche Arbeit leisten, allmählich in der Abfolge der Generationen entwickelt. Daher war sie auch bei altgermanischen Edeln, die andere für sich arbeiten ließen, häufig, und daraus hat Tacitus eine Stammeseigentümlichkeit gemacht. Der Argwohn gegen die Rothaarigen spielt auch in der Legende von Judas Ischarioth eine Rolle und stammt vermutlich gerade aus der Schicht der Unterdrückten, unter denen die Rothaarigkeit seltener war. Tatsächlich hat sie mit Charaktereigentümlichkeiten, wie Tücke und Hinterlist, gar nicht zu tun. Wer das annimmt, ist einfach abergläubisch. Den die roten Haare verherrlichenden Nazis aber gönne ich es, daß in einem germanischen Heldengedicht des elften Jahrhunderts die roten Haare als Kennzeichen von Schurken behandelt werden. In Wahrheit ist die eine Meinung genauso dumm wie die andere.

Die Geschichte von einem Helden, der Weisheitsregeln auf den Weg bekommt, ehe er die Abenteuer erlebt, in denen sich diese Regeln bewahrheiten, ist eine Wandersage, deren Abwandlungen bei den verschiedenen Völkern Laistner mit unheimlicher Belesenheit verfolgt hat. Auch dieses Material zog ich heran und kam somit zum erstenmal mit der Naturwissenschaft in Berührung, die man Folklore nennt. Sehr angezogen hat sie mich aber nicht. Folklore heißt Wissen des Volkes, wird aber auch mit Volkskunde übersetzt. Es erschien mir alles oberflächlich, daß man die Beziehungen immer durch Einzelzüge herstellt, die in zwei Geschichten vorkommen, und so von den Grimmschen Märchen zu indischen und chinesischen, von Wittingtons Katze zum Hund des Aubry, von der Bibel zu den deutschen Volksbüchern herumtanzt. Was schließlich dabei herauskommt, ist nur eine tiefe Bewunderung für die Folkloristen, die an allen Ecken und Enden zu Hause sind. Sievers machte mich noch darauf aufmerksam, daß man gerade die Brücke vom „Ruodlieb“ zum „Parzival“ geschlagen hatte, in dem ja auch ein „roter Ritter“ auftritt, der von dem Helden des Gedichtes umgebracht wird. Sievers ließ aber ziemlich deutlich durchblicken, daß er die Auffassung, daß der „Parzival“ eine Erneuerung des „Ruodlieb“ sei, nur als ein Kuriosum betrachtete.

Die zweite große Arbeit, die ich im Seminar anfertigte, trug den schönen Titel „Das Verhältnis der Eyrbyggjasaga zu den fünf Rezensionen der Landnámabök und die sich daraus ergebende relative Chronologie“. Ich war schon hoch in den Semestern, als ich die Arbeit schrieb, und beherrschte einigermaßen die philologische Arbeitsweise. Als erwiesene Abhängigkeit nahm ich in dem Falle an, daß eine Angabe der Landnámabök, d.h. der isländischen Besiedlungsgeschichte in der Eyrbyggjasaga, d.h. die Geschichte der Bewohner des isländischen Gehöftes Eyr, übernommen, aber dabei mißverstanden war. Es kam aber auch der umgekehrte Fall vor, d.h. daß eine Stelle der Eyrbyggjasaga von dem betreffenden Ergänzter der Landnámabök mißverstanden war. Diese knifflischen Untersuchungen hielten mich länger auf, als ich gedacht hatte,

und drei Tage vor dem festgesetzten Abgabetermin bekam ich schauerhafte Zahnschmerzen. Ich lief aus dem Germanistischen Institut zu dem nahe dabei in der Schillerstraße wohnenden Dr. Hering, der sagte, der Zahn müsse sofort gezogen werden. Ich erwiderte: „aber nicht mit Kokain; denn das bedeutet bei mir vier bis fünf Stunden Benommenheit und Nachschmerzen. Also bitte, diesmal ohne Anästhesie; denn ich muß imstande sein, sofort weiterzuarbeiten!“ Er war sehr verwundert, holte den Zahn aber rasch heraus, so daß der Eingriff zu ertragen war. Eine Viertelstunde später saß ich wieder im Germanistischen Institut und registrierte isländische Mißverständnisse. Die Arbeit wurde termingemäß fertig. Als ich die Sache mit einigem Stolz meinem Medizin studierenden Bruder Konrad erzählte, grinste er aber skeptisch und sagte: „Aha, die bekannte Standhaftigkeit des Alkoholikers. Sag mal, wieviel Bier trinkst du jetzt eigentlich täglich?“ Nun, ich trank nicht mehr, als ich vertragen konnte, aber auch nicht viel weniger.

Man betrachtete damals die isländischen Sogur als wahrheitsgetreue Berichte, also nicht als Sagen in dem Sinne, den wir diesem Worte beilegen, während man heute in ihnen Meisterleistungen isländischer Erzählungskunst sieht, wie ich jetzt gerade durch einen Vortrag, den Bethge in der Sächsischen Akademie der Wissenschaften hielt, erfahren habe. Den Ausdruck Novellen vermeidet man heute nur, weil die behagliche isländische Erzählerweise sich gründlich von der Knappheit und Witzigkeit der romanischen Novellisten, namentlich Boccaccios und Maupassants, unterscheidet. Aber was man heute übersieht, ist die Tatsache, daß die isländischen Sogur das Produkt einer Kreuzung von kunstvoller alter Rhapsodiendichtung und beinahe moderner Novellistik darstellen. Sobald nämlich der Held einer Saga einen Erfolg im Kampf davon getragen hat, verbricht er sofort eine Skaldenstrophe, denn alle männlichen Angehörigen der herrschenden Oberschicht, die nach unseren Anschauungen aus Mittelbauern besteht, haben eine Skaldenausbildung genossen, die nicht nur rhythmischer Natur ist, sondern sich vor allem auf die Verwendung feststehender Bilder und Vergleiche bezieht. Der Held ist der Kampfbauer, das Schwert ist die Knochenfliege, weil es in die Knochen des Gegners hineinbeißt. „Der Held schwang das Schwert“, ist Prosa. Der Skalde sagt dafür: „Der Kampfbaum schwang die Knochenfliege“. Gefion ist eine Walküre; daher kann ein Mädchen die Gefion des Metes genannt werden; denn die Mädchen kredenzen den Männern den Met. Der ausgestreckte Arm eines Mädchens sieht einer ins Meer vorragenden Landzunge ähnlich und kann daher als Vorgebirge angesehen werden. Das Gold wird als Schlangenlager bezeichnet, weil es in den Sagen von Drachen behütet wird. Daher sagt der Skalde nicht: „Am Arm des Mädchens schimmerte der Goldreif“, was viel zu leicht verständlich ist, um schön gefunden zu werden. Der Skalde sagt vielmehr: „Am Vorgebirge der Gefion des Metes schimmerte das Schlangenlager.“ Die Kunst besteht demnach darin, die Phantasie mit Bildern zu beschäftigen, die mit der Situation gar nichts zu tun haben, mit Knochenfliegen und Schlangenlagern statt Helden und Mädchen. Wenn das nicht Formalismus ist, dann gibt es überhaupt keinen! Während die Erzählungen also nach neuester Auffassung in ihren Prosapartien realistische Bauernnovellen sind, kann kein Mensch leugnen, daß sie in den eingelegten Skaldenstrophen formalistische Kunstwerke oder Kunststücke sind.

Solange man die Sogur wenigstens der Tendenz nach als wahrheitsgemäße Familienüberlieferungen betrachtete, war das Problem so verlagert, daß man sich fragte, ob der Aufzeichnung nicht eine längere Zeit mündlicher Überlieferung vorangegangen sei, in der die Skaldenstrophen vielleicht die Hauptrolle gespielt hätten. Sievers hatte, wie immer, meine aufgestöberten Mißverständnisse sorgfältig nachgeprüft und ließ die meisten gelten. Aber er hatte eine gerade erschienene große Arbeit von Finnur Jonsson gelesen und setzte mir dabei ausführlich auseinander, daß das Problem der mündlichen Überlieferung viel wichtiger sei als das Verhältnis der verschiedenen schriftlichen Aufzeichnungen zueinander. Finnur Jonsson betrachtete die Skal-

denstrophen als das eigentliche Gerippe der Überlieferung. Sie waren zur Fixierung der Ereignisse gedichtet, wurden auswendig gelernt und weitergegeben. Um sie rankte sich als eine Art von Kommentar die Prosaerzählung, die sicher schon in der mündlichen Überlieferung immer weiter ausgemalt und bereichert wurde. Auch da waren schon Mißverständnisse und verschiedene Auffassungen möglich. Darüber redete Sievers so lange, daß er das Seminar schließen mußte, weil es von elf bis ein Uhr stattfand und die im Konvikt zu Mittag essenden Studenten sonst zu spät gekommen wären. Er ging aber mit mir ins Institut herunter, blieb unterwegs auf dem Treppenabsatz stehen und debattierte noch lange mit mir, als längst alle anderen Studenten an uns vorbeigegangen waren, so daß die Treppe im übrigen leer war. Man bekommt hier einen Begriff von der leidenschaftlichen Teilnahme, mit der unter der Führung von Sievers die Philologie betrieben wurde, die sich die meisten Menschen als eine ziemlich schlafmützige Angelegenheit zu denken gewöhnt sind.

Da von allen Lehrern, die ich je auf wissenschaftlichem Gebiete gehabt habe, Sievers den stärksten und bis auf den heutigen Tag fortdauernden Einfluß auf mich ausgeübt hat, ist meine Darstellung bereits zu einer Art von Panegyrikus auf ihn geworden. Diesen Eindruck will ich nicht abschwächen, muß aber doch einiges mitteilen, was mir an ihm nicht sympathisch war. Als ich zu ihm kam, war er erst 47 Jahre alt, sprach aber jedesmal, wenn er Herz- und Magenstörungen hatte, von seinem bald bevorstehenden Ende. Dasselbe sagte er bei jedem späteren Zusammentreffen. Wenn man ihm ein Kompliment über sein gutes Aussehen machte, bemerkte er seufzend: „Ja, es sieht so aus, aber ich habe heute nacht gemerkt, wie das Herz klappert und das deutet auf das baldige Ende.“ Das ein Menschenalter lang erwartete baldige Ende trat aber erst ein, als er zweiundachtzig Jahre alt war. Hünengestalten haben nicht das Recht zu solcher Melancholie, sondern sollten das Schwindsüchtigen und Schwächlingen überlassen. Man kann natürlich einwenden, daß gerade besonders lebenskräftigen Naturen vor dem Gedanken graust, daß sie eines Tages nicht mehr wirken können. Aber dann sollen sie das für sich behalten und nicht anderen etwas vorjammern. Wenn Sievers einen solchen Anfall hatte, rauchte er gleich ein Jahr lang nicht und vermied alle alkoholhaltigen Getränke. Wenn das ein 75-jähriger tut, wirkt es einfach lächerlich, zumal wenn man weiß, wieviel Spaß ihm das Trinken und Rauchen macht. Wenn sich Sievers wohlbefand, rauchte er 22 Zigarren mittleren Formats täglich. Er sagte auch, bei absoluter Nikotinabstinenz könne er wohl Kolleg und Seminar halten, aber nichts zu Papier bringen. So sei es ihm gegangen, als er seine „Phonetik“ schreiben wollte. Er habe seiner Frau sein Leid geklagt, daß noch nicht eine Zeile niedergeschrieben sei. Darauf habe sie gesagt: „Versuche es doch einfach wieder einmal mit einer Zigarre!“ Darauf habe er sich eine nach der anderen angesteckt und in fliegender Hast geschrieben, die folgende Nacht überhaupt durchgearbeitet, und am nächsten Morgen sei das Manuskript im wesentlichen fertig gewesen. Natürlich stöhnte er dann wieder, daß ihm solche Kraftproben jetzt gar nicht möglich seien.

Die zweite Sonderbarkeit war die Schallanalyse, der sich Sievers erst im Alter hingab, und die jetzt von vielen als seine Hauptleistung betrachtet wird. Diese Sache habe ich nur in ihren Anfängen erlebt; Sievers ging erst in ihr auf, als ich mein langes Universitätsstudium abgeschlossen hatte. Es schien mir, daß hier eine Abkehr von der Naturwissenschaft und eine Hinwendung zur Mystik vor sich ging, nach meiner Meinung eine offenkundige Alterserscheinung. Ganz ist mir die Geschichte nie klar geworden, was vielleicht auf meinen Mangel an musikalischer Begabung zurückzuführen ist. Aber mein Vater, an dessen Begabung keiner zweifeln wird, verhielt sich ebenfalls sehr zögernd und bedenklich zur Schallanalyse. Soweit ich sie überhaupt begriffen habe, behauptete Sievers, daß jede Dichtung in einer bestimmten Tonhöhe und mit einer bestimmten Betonung gelesen werden müsse, wenn man sich ihr wirklich ganz hingeebe. Lese man in dieser Melodie und falle plötzlich in eine andere, ohne es zu wollen, dann sei der betroffene Vers eingeschoben gefälscht oder auch auf den Rat eines anderen eingefügt. Bei den

Friederikenliedern weiß man nicht von allen, ob sie wirklich von Goethe oder von Lenz sind. Sievers las sie stimmlich durch und schied die Lenzschen mit unfehlbarer Sicherheit aus. Er zerlegte ein großes Gedicht in drei wirklich von Goethe herrührende Strophen und die von Lenz dazwischen eingefügten. Er fand, daß Goethe in dem „Buch Annette“ seinen eigenen Ton noch gar nicht gefunden hatte, sondern die anakreontischen Tändeleien anderer nachgeahmt hatte, daß aber in einzelnen Zeilen sein wirkliches Wesen durchbrach, so besonders in den Versen:

*Und die Birken streun mit Neigen
Ihren süßen Weihrauch drauf.*

Solche echtteste Verse deklamierte er dann in einer förmlichen Verzückung, so daß mir himmelangst dabei wurde. Es war eine Art von Rache des Gefühls, da er als Junggrammatiker, „der nicht prätendierte, ein Ästhetiker zu sein“, immer zurückgedrängt hatte, und das nun doch mit Wucht durchbrach.

Sievers besann sich aber auch darauf, daß er auf dem Gymnasium Hebräisch mitgenommen hatte, um sich den Weg in die Theologie für den Notfall offenzuhalten, wie ich das ja auch getan hatte. Aber er warf sich nun mit Wut aufs Hebräische, beherrschte es nach einiger Zeit wieder vollkommen und schälte aus dem Alten Testament die ursprünglichen Lieder heraus, die von Priestern verfälscht und mit allerhand Machwerk verkleidet worden waren. Er ärgerte sich, daß seine theologischen Universitätskollegen keine Neigung zeigten, sich mit dieser Umgestaltung der „offenbarten“ Texte zu befassen. Er war noch immer so weit Naturwissenschaftler, daß er sich sagte, zum Vortrag in einer bestimmten Wortmelodie gehöre auch eine bestimmte Körperhaltung und namentlich eine bestimmte Anspannung der Bauchmuskulatur. Er versinnlichte das durch die Drähte, die er zurechtbog und aufs Katheder stellte. Er behauptete, daß man nicht richtig deklamieren könne, wenn man die falsche Figur dabei vor Augen habe. Es wurde das zu einer Art von fixer Idee bei ihm. Über alles konnte man mit ihm reden, aber wenn man die Schallanalyse anzweifelte, benahm er sich so, wie Goethe es tat, wenn man seine Farbenlehre in irgendeinem Punkte nicht richtig fand. Goethe betrachtete die Farbenlehre als seine größte Leistung überhaupt, Sievers die Schallanalyse als die seine, und ich war und bin davon überzeugt, daß beide auf ein falsches Gleis geraten waren und in einer Gegend herumfahren, die ihnen unbekannt war.

Als mein Drama „Björn der Wiking“ von mir schon beinahe vergessen war, obwohl es mein einziges gedrucktes Drama war, traf ich eines Tages Sievers auf der Straße. Er sagte mir, ich sollte mich nicht wundern, wenn ich hörte, daß ich als Dichter im Kolleg von ihm behandelt worden wäre: „Sie haben eine ganz feste Melodie“, sagte Sievers. „Am Ende jedes Verses geht zunächst die Stimme etwas in die Höhe, und dann folgt eine lange Pause.“ – „Da habe ich mir also etwas Rechtes zusammengeleiert“, dachte ich, sagte aber nur: „Das kann ich mir nicht recht denken, Herr Geheimrat; ich halte nämlich das Enjambement für besonders dramatisch und habe daher ganz bewußt die Verse zerbrochen, um den Satz von einem Vers in den anderen laufen zu lassen, wie das Kleist ja auch gemacht hat. Mir fallen hier nur zwei von meinen Versen ein:

*Ich stieg zu Fuß den Berg herauf. Die Steine
Sind noch voll eisig scharfer Winterkälte.*

Hier liegt die Pause doch offenkundig vor dem Satzanfang, „Die Steine“, aber nicht dahinter.“ – Sievers sah mich gutmütig lächelnd an und sagte: „Ja, so haben sie es bewußt gemacht oder vielmehr machen wollen. Aber Ihre Sprechmelodie hat sich um ihren Willen und Ihren Verstand gar nicht bekümmert und so weiter getönt, wie sie eben tönt. Lesen Sie sich nur einmal, ohne an Ihre Absichten zu denken, Ihren ganzen „Björn“ vor, aber in einem Zuge. Da

werden Sie schon merken, daß Sie ganz von selbst immer am Versende die Pause machen und niemals mitten im Verse.“ – „Gut, ich werde es probieren“, sagte ich und verabschiedete mich.

Die Sache war mir einfach unheimlich. Also der Dichter, in diesem Falle ich selbst, der ich mich glücklicherweise gar nicht mehr zu den wirklichen Dichtern, sondern nur noch zu den Verselechtern rechnete, hat also eine bestimmte Sprachmelodie in sich und singsangt nach ihr etwas herunter, was er gar nicht machen will! Es kann sogar das Gegenteil von dem sein, was er machen will. Er legt die Pause in den Vers, aber sie rutscht beharrlich immer wieder ans Versende! Das paßte nicht in meine Welt, sondern in die der Intuition, des *Aperçus* und aller Dinge, die zur göttlichen Offenbarung und zur Mystik gehörten und mir von jeher verdächtig gewesen sind. Auf jedem Gebiete wollte ich wissen, wie's gemacht wird, und hatte gerade von Sievers ungeheuer viel gelernt. Und nun sagte er mir, daß im Grunde gar nichts darauf ankommt, ob man weiß, wie's gemacht wird! Ein geheimnisvolles „es“ machte aus uns, was es wollte, und nicht das, was wir wollten.

Die Anwendung der Schallanalyse war mir hier noch aus einem andern Grunde verdächtig. Als wir das Gespräch führten, gab ich bereits Unterricht und las mit den Schülern klassische Dramen mit verteilten Rollen. Dabei war es sehr schwierig, den Schülern das richtige Lesen des Enjambements beizubringen. Wenn es glücklich gelungen war, ihnen den Rhythmus des fünffüßigen Jambus beizubringen, dann leierten sie die Verse herunter und machten die Pause stets am Versende, ganz gleichgültig, ob wir Kleist oder Goethe lasen. Es war eben ihre Art, sich dem Dichter „hinzugeben“. Sie ließen sich vom Rhythmus einschläfern und dachten nicht an den Inhalt. Ich hatte die größte Mühe, ihnen beizubringen, daß gerade das Enjambement ein Mittel ist, durch den Kampf zwischen der rhythmischen und der sinngemäßen Gliederung das gedankenlose Herunterleiern zu verhüten. Am Anfange des „Piccolomini“ hieß es:

*Spät kommt Ihr – doch Ihr kommt! Der weite Weg,
Graf Isolan, entschuldigt Euer Säumen.*

Von selbst machten die Schüler die Pause stets nach „Weg“ und nicht nach „kommt“. Das hatte ich ihnen abzugewöhnen, aber nach Sievers hätte ich diese Gliederung als die zwar nicht von Schiller gewollte, aber doch von diesem instinktiv eingehaltene begrüßen müssen. War da nicht am Ende die Sieversche Hingabe an die Dichter und ihre Verse ein Rückfall in die kindliche Deklamation, die sich so am Tamtamtamtám erfreut, daß der Inhalt überhaupt nicht mehr ins Bewußtsein tritt? Meiner Meinung nach kommen auf solche Einfälle wie die Schallanalyse nur Leute, die selbst nie Verse gemacht haben. Die ungeheure Masse Zeit, die ich als Jüngling auf das Dichten verwendet habe, hat sich doch gelohnt, als ich Literaturhistoriker wurde. Ich war vom Bau, obwohl ich es nie über den „gelernten Maurer“ bis zum Architekten gebracht habe. Hier lag unleugbar eine Schwäche von Sievers, und die Schwäche wurde ausgenutzt. Meine Schwestern, die nach mir bei Sievers studierten, sagten oft: „Er macht andauernd Schallanalysen, ganz gleich, welchen Text er vor sich liegen hat, und die dabei am lautesten „Ja, ja“ schreien und ihn bewundern anblicken, werden seine Lieblingsschüler und bestehen die Examina am besten!“

Außer der Todesangst und der Schallanalyse störte mich an Sievers die Auswahl der Lektüre, mit der er seine Mußstunde ausfüllte. Er genoß die weichliche Sentimentalität der Dickenssche Romane. „Sehen Sie“, sagte er, „es gibt da in den „zwei Städten“ eine Stelle, an der ich immer probiere, ob die alte Pumpe noch funktioniert. Ein Mann opfert sich für einen Freund, er geht für ihn in den Tod. Wenn ich so weit bin, kommen mir immer noch die Tränen. Ich bin also noch nicht ganz versteinert.“ Aber noch viel mehr als vom Sentimentalen wurde Sievers vom Abenteuerlichen angezogen. „Sehen Sie“, sagte er, „ich hatte eine vollständige Ausgabe vom „Grafen von Monte Christo“. Die hat mir einer abgeborgt und sie nicht wiedergebracht.

Nun habe ich mir eine neue Ausgabe gekauft, aber zu meinem Entsetzen entdeckt, daß sie gekürzt ist. Meine Lieblingsstelle von dem kostbare Fisch, der im Schwarzen Meer gefangen, in eine Bütte gesetzt und auf dem Landwege nach Frankreich gebracht wird, um als erlesene Delikatesse den Gästen des Grafen vorgesetzt zu werden, steht überhaupt nicht darin. Ich muß unbedingt versuchen, wieder eine vollständige Ausgabe zu bekommen.“ Von Karl May pflegte Sievers zu sagen: „Naja, der Mann kann weder Englisch noch Indänisch, er kann wahrscheinlich überhaupt nichts; aber er hat eine prachtvolle Phantasie und schreibt so spannend, daß es mich immer wieder hinreißt.“ Sievers hatte also gar keinen Sinn für die maßlose Verlogenheit, die jedem, der diesen Schundschriftsteller langsam liest, ohne weiteres auffällt. Wenn Sievers von Cooper geschwärmt hätte, würde ich das verstanden haben. Aber Karl May! Dieser war bekanntlich der einzige Schriftsteller, den Hitler las, der moralisch auf derselben Stufe stand. Daß bedeutende Dichter und große Gelehrte sich nur erholen zu können glauben, wenn sie ausgesprochene Schundliteratur lesen, habe ich dann noch öfter festgestellt, aber nie recht begriffen. Am besten habe ich mich immer bei Shakespeare erholt, auch nach anstrengenden politischen Sitzungen und aufregenden Erlebnissen. „Alles Große bildet“, sagte Goethe mit Recht. Vielleicht ist die Schundliteratur etwas, das die Leute brauchen, die bereits alle Bildungselemente in sich aufgenommen haben und sich sozusagen nach unten sehnen, während wir dazu nie hoch genug stehen.

Gegenüber Sievers waren alle andern Germanisten der Leipziger Universität kleine Figuren. Auch Eugen Mogk, bei dem ich zwölf Semester Nordisch studiert habe, kann ich nicht zu den Großen rechnen. Er war immer zu abgehetzt und zu müde, weil er bei keineswegs kräftiger Konstitution zugleich Studienrat an der Petrischule und Professor an der Universität war. Infolgedessen wurde er von den Jungens häufig geärgert, da diese für die Mattigkeit des Lehrers nur insofern Verständnis haben, als sie darin eine willkommene Gelegenheit sahen, Unfug zu treiben. Zu den Studenten kam Mogk aber nur in den Abendstunden, wenn er noch abgespannter war, und sprach daher nur ganz selten einmal fesselnd. Seine eigentliche Stärke war überhaupt nicht die Darstellung, sondern die Forschung auf seinen drei Gebieten, der isländischen Sprache und Geschichte, der Folklore und der Mythologie. Aber auch als Schriftsteller war er schwerfällig, obwohl er viel schrieb. Er sagte einmal zu mir: „Wissen Sie, man kann gar nicht alles mitteilen, was man klar hat und im Zusammenhange sieht. Das Beste wird mit uns begraben, und dann fängt ein anderer wieder von vorn an.“ Dagegen war ich der Meinung, daß alles, was ein Mensch in sich hat, irgendwann einmal herauskommt und wirksam wird, wenn auch nicht gerade an der Ecke, an der er es loslassen wollte. An die verborgenen Innerlichkeiten der tiefen Seelen habe ich nie geglaubt und tue es auch heute nicht. Es ist das nur ein schöner Trost für die Leute, die nicht die weite Wirksamkeit entfalten, von der sie einmal geträumt hatten. Da das Steckenbleiben in Intentionen aber in Deutschland, politisch wie literarisch, eine verbreitete Eigentümlichkeit ist, sind die verborgenen Seelenschätze der „Stillen im Lande“ ein beliebtes Thema unserer Dichter. Ich habe mit meiner bis ins hohe Alter andauernden Jungenhaftigkeit immer mehr zu den Lärmenden im Lande gehört und bin zufrieden gewesen, einen kleinen Kreis zu erschüttern, wenn ich keinen großen hatte.

Mogk war imstande, des Abends ins Kolleg zu kommen und zu sagen: „Die Frage, die ich heute behandeln wollte, hat zwar eine lange Vorgeschichte, ist aber durch die neuesten Forschungen in einem ganz anderen Sinne gelöst worden, als man erwartet hatte. Die Sache hat so sehr ein neues Gesicht bekommen, daß es das Beste ist, wenn ich das Alte einfach weglasse und gleich das Neueste vortrage.“ Darauf folgte eine Pause, während der er aufgeregt in seiner Mappe herumblätterte und bald diesen, bald jenen Zettel hervorzog, etwas darin herumlas, den Kopf schüttelte und einen anderen Zettel nahm. Schließlich sagte er seufzend: „Wie es scheint, habe ich den Zettel mit dem neuen Gedankengang zu Hause liegen lassen. Ich muß also doch das Alte

vortragen, werde aber immer sagen, was davon erledigt ist. Auf die Art kommt dann doch das Neue heraus.“ Nun folgte ein sehr stockender Vortrag, bei dem wir häufig nicht wußten, ob vom Alten oder vom Neuen, vom Erledigten oder vom Geltenden die Rede war. Wir wurden verwirrt und hörten auf, nachzuschreiben. Plötzlich aber rief Mogk: „Halt, meine Herren! Streichen Sie alles wieder weg, was Sie geschrieben haben! Hier ist der Zettel!“ Dann trug er einigermaßen geläufig in der Tat das Neue vor. Wenn ich diese Hilflosigkeit mit der Schlagfertigkeit Sievers' verglich, der auf jede Frage mit einem klaren Vortrag antwortete, ganz gleich, ob man ihn auf der Promenade traf oder im Seminar vor sich hatte, der auch alles, was er einmal gelesen hatte, sofort behielt und jederzeit wieder gegenwärtig hatte, dann begriff ich, daß Mogks Vorlesungen schwach besucht waren und sein Proseminar eigentlich immer im Sterben lag. Zuweilen war außer mir nur sein Famulus da, ein Schwachkopf namens Alfred Baß, und zuweilen kam auch der nicht. Dann saßen Mogk und ich alleine da und lasen und interpretierten die „Edda“. Dabei lernte ich allerdings dann doch viel, weil ich imstande war, einigermaßen geschickt zu fragen und nicht nachzulassen, ehe ich eine verständliche Antwort hatte.

Einmal hat mir Mogk aber doch maßlos imponiert. Er kam aufgeregt ins Kolleg und erzählte, daß er eine Entdeckung gemacht habe. Der Streit, ob in der „Edda“ christliche Einflüsse vorlägen, sei alt. Odin hänge neun Tage am Holze, sei also ein gekreuzigter Gott, und Baldur sehe ebenfalls der Christengestalt außerordentlich ähnlich. Trotzdem sei der Grundton beider Edden durchaus heidnisch. Man habe bisher von einer älteren rein heidnischen und einer jüngeren christlich beeinflussten Schicht der nordischen Mythologie geredet. Das ergebe aber für verschiedene Lieder eine zu späte Datierung, weil das Christentum erst im Jahre 1000 n. Chr. auf Island eingeführt worden sei. Man müsse also christliche Einflüsse vor der Christianisierung annehmen, aber das sei bisher nur eine nebelhafte Vorstellung gewesen. Jetzt aber, sagte Mogk, habe er gefunden, daß im Jahre 930 ein unbedingter Anhänger Thors, namens Ulfjótr, ein Gesetz durchgebracht habe, daß nur Männer, die sich zur alten Religion bekannten, Ehrenstellen bekleiden dürften. Ulfjótr habe ausgeführt, das Christentum sei eine „Religion für kleine Leute“, nicht für Krieger; es sei einfach unstandesgemäß. Das Thing habe den Gesetzesvorschlag Ulfjótrs angenommen. Es gebe also eine Epoche der heidnischen Reaktion in Joland. Sie reiche vom Gesetz Ulfjótrs 930 bis zur Einführung des Christentums im Jahre 1000. In dieser Zeit hätte sich jedermann heidnisch gebärdet, auch wenn er schon mit dem Christentum Bekanntschaft gemacht hatte und von ihm beeinflusst war. In dieser Zeit seien diejenigen Eddalieder entstanden, in denen Odin neun Tage am Holze hängt und ihm der Speer in die Seite gestochen wird. Wahrscheinlich habe sich damals der ganze Baldurkultus überhaupt erst entwickelt. Aber auch der rätselhafte Mythos von der Götterdämmerung habe sich damals entwickelt. Auf den Untergang der Götter folgte ja das Wiederkommen des auferstandenen Baldur. Die ganze Götterdämmerung sei also eine Erinnerung daran, daß es mit den alten Göttern schon einmal aus war, daß sie dann aber wiederkamen.

Mogk ging am nächsten Tage zu Sievers ins Germanistische Institut und trug ihm seine Entdeckung vor. Um aber überhaupt ernstgenommen zu werden, brachte er so viel Gelehrsamkeit wie möglich an, mythologische Parallelen und sprachliche Belege, gegen die Sievers viele Einwände hatte. Damit wurde die Sache unter Einzelheiten verschüttet. Nun sprach ich sie in einer Unterredung mit Sievers nochmals an. Dieser aber wollte nicht recht darauf eingehen und sagte: „Wissen Sie, mit diesen mythologischen Untersuchungen kann ich nichts Rechtes anfangen. Da ist immer alles Donner und Blitz, Sonne und Nebel, Winter und Frühlingsgott. Wenn Hildebrand und Hadubrand miteinander kämpfen, streitet der Winterriese mit dem Frühlingsgott. Ebenso ist Siegfried ein Frühlingsgott, Brünhilde die Sonne, Hagen ein Gott der Winternebel usw. Alle diese Erklärungen sehen eine wie die andere aus, es handelt sich immer um dieselbe Geschichte. Von alledem steht in den Gedichten, die man behandelt, nichts. Müllenhoff hat mir

einmal gesagt, mir fehle überhaupt der mythologische Sinn, und das ist vollkommen richtig. Wenn die Phantastik anfängt, verlieren ich den Boden unter den Füßen. Ich habe keinen mythologischen Sinn und auch keinen für Namensforschung; denn da treibt die Phantasie noch tollere Blüten.“ – „Aber Ulfljótr ist doch ein wundervoller Name. Leuchtend wie der Wolf, funkeln-des Wolfsauge!“ – „Einen Augenblick!“ unterbrach mich Sievers. „Mogk hat Ihnen sicher nicht gesagt, daß ljótr leuchtend heißt.“ – „Nein“, sagte ich, „aber ich habe es gesagt, und Mogk hat nichts dagegen gesagt. Ljótr muß doch mit Licht, lieht zusammenhängen.“ – „Tut mir leid“, fiel Sievers ein, „ljótr heißt häßlich, und der Name bedeutet einfach „häßlich wie der Wolf“. Trotzdem ist er als ein Lob gedacht. Wenn einer so scheußlich wie ein Wolf aussieht, erregt er Schrecken bei den Feinden, und das will doch so ein Krieger tun.“

Diese Etymologie war richtig, aber sie war mir nicht angenehm. Der Mann mit dem funkelnden Wolfsauge, der für die alten Götter gegen das Christentum kämpft, erschien mir als der Julian Apostata des Nordens. Den römischen Kaiser hatte Ibsen in seinem „Kaiser und Galiläer“ durch zehn Akte geschleppt. Ich hatte den Gedanken, daß er besser den stammverwandten Ulfljótr dazu hätte nehmen sollen. Mogk war durch die kühle Haltung, die Sievers gegenüber seiner Entdeckung einnahm, wieder so verzagt geworden, daß er diese nur halb und schief in seine Bücher übernahm, so daß man nicht recht wußte, was er wollte. Ich habe die Ulfljótrgeschichte aber während meiner ganzen langen Amtszeit jedes Jahr den Schülern vorgetragen, und als mich die Nazis für zwölf Jahre mundtot machten, habe ich sie wenigstens in das Nachwort einer ohne meinen Namen im F. W. Hendel Verlag erscheinenden Ausgabe von Wagners Götter und Heldensagen hineingepackt, und zwar ohne jede Abschwächung in der Form, wie sie uns Mogk im ersten Feuer der Entdeckung mitgeteilt hatte. Da das Werk in einer sehr großen Auflage verbreitet worden ist, glaube ich, daß doch vielleicht einmal einer, der das als Jüngling liest, zu einer Mannestat auf wissenschaftlichem Gebiete angeregt wird.

Da ich bei Mogk in dem Privatunterricht, der den unzutreffenden Namen Nordisches Proseminar trug, mein Isländisch gelernt hatte, widmete ich ihm meinen „Björn“ als „Zeichen dankbarer Verehrung“ und setzte ihn dadurch in maßlose Verlegenheit. Er war nicht gewöhnt, sich mit der Literatur der Gegenwart zu beschäftigen. Er sagte auch nur, das sei furchtbar nett von mir, aber weiter habe ich nichts von ihm über das Stück zu hören bekommen. Er lud mich noch nicht einmal, wie das doch eigentlich seine Pflicht gewesen wäre, für den nächsten Sonntag zum Mittagessen ein. Er hatte einfach Angst davor, mit mir eine längere Unterhaltung darüber zu führen. Viele Jahre später las ich in der Zeitung, daß Mogk in der Akademie der Wissenschaften einen Vortrag über seine Islandreise halten wolle, und ging mit meiner Schwester Dina hin. Die nordischen Studien waren damals bereits in die Mode gekommen, es waren mehr als fünfzig Menschen da. Mogk hatte eine große Karte von Island aufgehängt, zeigte darauf die einzelnen Gehöfte und besprach die in ihnen spielenden Sogur. Er redete viel lebhafter und freier, als er es früher getan hatte. Offenbar war ihm die Reise gut bekommen. Bei einem Gehöft blickte er plötzlich zu uns herauf und sagte: „Ja, das kennt der Herr Dr. Riemann, das ist das Gehöft Björns.“ Er schien anzunehmen, daß alle Zuhörer mein Drama gelesen hatten, und ich habe erst bei dieser Gelegenheit gemerkt, daß wenigstens er es gelesen hat. Meine lange Beschäftigung mit den alten Isländern ist mir später zugute gekommen, als ich in zahlreichen Vorträgen die unsinnige Ansicht der Nazis bekämpfte, daß alle Kultur im Norden entstanden und dann bei den Völkern des Südens und des Ostens hoffnungslos entartet sei. Die Nazis wollten damit den Orient diffamieren und den Judentotschlag rechtfertigen. Natürlich fanden sich dann auch einige avancementslüsterne Gelehrte, die in dasselbe Horn tüteten. Unter den politischen Agitatoren, die beständig von nordischer Rasse und nordischer Kultur schwafelten, habe ich aber niemals einen gefunden, der imstande gewesen wäre, auch nur den einfachsten isländischen Text zu übersetzen, geschweige denn, sich mit einer Edda – oder gar mit einer

Skaldenstrophe zu plagen. Das Hauptkennzeichen dieser Bewegung war nächst der Brutalität eine grenzenlose Unwissenheit. Goebbels formulierte ja auch die Parole, daß die Wissenschaft der Politik zu dienen habe, nicht umgekehrt, und daß „die knochenerweichende Objektivität“ nur ein Kennzeichen der Feigheit sei. Man erwischt sich ja selbst öfter einmal bei der Neigung, den Mut höher einzuschätzen als das Wissen. Wenn das die Menschheit aber von jeher getan hätte, dann wären wir nie über die Epoche der Steinbeilschwinger herausgekommen.

Als der 1862 geborene Albert Köster 1898 nach Leipzig kam, hätte eigentlich er mein Kampfprofessor werden müssen, da ich literarhistorisch promovieren wollte. Aber er war nicht dazu geeignet, Sievers aus meinem Herzen zu verdrängen. Köster gehörte zu den Millionärssöhnen, die damals in die Universitäten eindrangten. Er war immer in Pose, gleichviel ob er sich eine prachtvolle Villa mit einer Riesenbibliothek, mit einem sorgfältig verschalteten Musikzimmer, mit einer Bibliothek, die zwei Stockwerke mit einem Wandelgang hatte, mit einem riesigen gepflegten Blumen- und Obstgarten und sogar mit heizbaren Klosetts baute, oder ob er in der Haltung eines Diplomaten aufs Katheder stieg und seine Weisheit auf uns herunterträufelte. Er hatte sich auch schauspielerisch ausbilden lassen und deklamierte mit großer Selbstgefälligkeit im Kolleg. Wenn zum Zeichen des Beifalls getrampelt wurde, nahm er eine gelangweilte Miene an und näselt: „Unterlassen Sie doch solche Kundgebungen! Wenn ich ein Gedicht vorlese, geschieht es nur, um uns den Stoff zu vergegenwärtigen, den wir zu behandeln haben.“ Man sollte überzeugt sein, daß er über alles erhaben war, sogar über den Beifall. Er sprach in einem schneidenden Tone, der jeden Widerspruch ausschloß. Im Seminar saß er mit einer Miene da, in der deutlich zu lesen war, welche Überwindung es ihn kostete, sich so unreife Leistungen anzuhören. Er verbesserte das, was wir sagten, mit offenkundiger Geringschätzung und geheucheltem Mitleid. Dabei waren seine eigenen Leistungen aber keineswegs bedeutend. Er frisierte sie nur so auf, daß sie methodische Kunstwerke waren. Daß die „Geharnischte Venus“ auf ihre sämtlichen Eigentümlichkeiten hin, bestimmte die Landschaft und die Dichtergruppe, in der sie entstanden sein mußte, engte dabei den Kreis immer mehr ein, bis nur noch Kaspar Stieler übrigblieb, und zitierte dann triumphierend den Vers: „So heiß‘ ich Peilkarastres nicht,“ als Bestätigung des Ergebnisses der Forschung. In dieser Weise tüftelte und schnörkelte er mit Vorliebe in den verborgenen Ecken der Literatur herum, am wohlsten war ihm, wenn er in einer Studie bemerkte: „Diese Beobachtung stützt sich auf ein Material von 38'000 Versen, die ich zu diesen Zwecken geprüft habe.“ Es handelte sich für ihn immer darum, daß er zur Geltung kam, und die Wissenschaft lieferte dazu nur die Gelegenheitsursachen. Jede Gesellschaft, die er in seiner Villa gab, diente demselben Zweck. Am liebsten publizierte er für Bibliophile künstlerisch ausgestattete Bändchen. Seiner Frau war er offenbar allmählich unleidlich geworden; denn sie fuhr ihm gelegentlich über den Mund, auch in Gesellschaft. Er erzählte, daß er seinen Sohn privatim unterrichten lasse, um ihm das Zusammensein mit plebejischen Kindern zu ersparen: „Aber da er dann doch einmal in die Schule kommen muß, trage ich Sorge, daß er wenigstens eine Stunde in der Woche von seinem Privatlehrer in der Schule unterrichtet wird, damit er sich an die Räume, die vielen Bänke usw. gewöhnt.“ Hier fiel seine Gattin ein: „Der Lehrer kann doch an dem betreffenden Tage nicht zu uns kommen, weil er vorher und nachher Schulstunden zu geben hat, und da mußst du den Jungen wohl hinschicken.“ Köster erwiderte äußerst peinlich berührt: „Nun ja, gewiß, das hat auch eine Rolle gespielt, aber es war doch nicht die Hauptsache. Es hätte sich wohl noch ein anderer Weg finden lassen, aber mir lag eben daran, daß sich das Kind an den Raum gewöhnt.“ Seine Gattin Laura ist ihm zweimal durchgegangen, weil sie es nicht mehr bei ihm aushalten konnte, aber er hat sich beidemal wieder mit ihr versöhnt, namentlich weil er den öffentlichen Skandal fürchtete oder weil sie ihm mindestens ebensoviel vorzuwerfen hatte wie er ihr. Als wir Köster begruben, kam Laura am Arme des Inselverlegers Kippenberg herein. Der Leichendiener trat auf die Oberlehrergruppe zu, in der auch ich

stand und sagte: „Bitte machen Sie Platz, damit die Witwe durchgehen kann.“ – „Das ist sie ja gewöhnt“, sagte ich im Beiseitreteten, worauf sich die anderen, entsetzt, über meine Frivolität von mir absonderten. Nach der Feierlichkeit fragte mich einer von den Kollegen: „Wie beurteilen Sie es, daß Pastor Mühlhausen keine Rede gehalten hat, sondern nur Goethes „Grenzen der Menschheit“ wundervoll deklamierte? – „Weil es Kösters so testamentarisch verfügt hat“ – sagte ich. – „Ja, aber warum?“ – „Na, das ist doch klar,“ bedeutete ich dem Schwachkopf. „Kösters kann es noch nicht einmal im Sarge vertragen, daß ein anderer redet als er.“ Darauf hielt mich auch dieser Mensch für einen pietätlosen Zyniker.

Kösters hatte sich aus Marburg seinen Famulus mitgebracht, ein kleines, verzagtes und unwahrscheinlich dummes Männchen, das ihm grenzenlos ergeben war und bewundernd Dinge erzählte, die uns gar nicht bewundernswert erschienen. Dieser Student, der Gödeke hieß, berichtete eines Tages: „Kösters prüft nicht nur neue Literaturgeschichte, sondern auch Mittelhochdeutsch, damit man nicht denkt, daß er das nicht kann. Er sagt, die ganze Germanistik sei nur eine einzige Wissenschaft. Er läßt jedesmal etwas übersetzen, und das nimmt er vorher zu Hause durch. Jeder muß wissen, daß es nicht nur einen Spervogel gibt, sondern daß zwei Dichter so heißen, die beide Sprüche gedichtet haben und dann durcheinander geworfen worden sind. Er nimmt auch gern Friedrich von Hansen durch. Aber alles repetiert er, ehe er es prüft. Er lernt sogar gotische Paradigmata vorher auswendig und fragt sie dann in der Prüfung ab.“ – „Schlimm genug, daß er das noch nötig hat,“ sagte ich. „Im übrigen ist es kein Kunststück, auf diese Art einen hineinzulegen. Es fallen ja auch bei keinem so viele durch wie bei Köster. Er legt förmlich Wert darauf, zu beweisen, daß er ihnen nichts beigebracht hat.“ – „Nein es fallen nur welche durch, die nichts können,“ sagte Gödeke, „aber er verlangt viel, weil er selbst so viel kann.“ Köster war imstande, einen Studenten vorher zu fragen, was er nicht kenne, und dann gerade das zu prüfen, was einfach eine Gemeinheit war.

Er bereitete sich nicht nur mit dem mittelhochdeutschen Wörterbuch und der gotischen Grammatik vor, sondern nahm auch anregende Pülverchen, um immer auf der Höhe zu sein. Diese Unsitte war damals noch eine Seltenheit, heute ist sie bis zu den Abiturienten vorge drungen. Erst schluckt man Pulver, um lebendig zu sein, und dann nimmt man Schlafmittel, um sich ruhig zu stellen, und schließlich besteht der ganze Mensch nur noch aus chemischen Reaktionen. Erfolgt ein Zusammenbruch, dann wird man ins Krankenhaus gebracht, und dort rücken die Ärzte mit unzähligen Spritzen an, mit denen sie Pulsschlag, Stoffwechsel und Schlaf regeln, bis der Mensch wieder aus ihrer Behandlung in seine eigene übergehen kann. So geht das weiter, bis endlich die erlösende Spritze kommt, ohne die man nicht ruhig sterben kann. Es ist die einzige, die Sinn hat, weil dann keine mehr nachkommt. Wieviel unschuldiger sind da die alten Mittel, an die sich die Menschheit längst gewöhnt hat, Bier und Tabak! Kaffee und Tee und Zigarren sind die besten Hirnanregungsmittel, und Bier ist das beste Schlafmittel. Aber gerade gegen diese alten Hausmittel empören sich die Pülverchenschlucker und nennen sie Gifte. Auch Köster war gegenüber dem Bier von einer geradezu unakademischen Mäßigkeit, er konnte drei Stunden vor einem Glase sitzen. Er rauchte überhaupt nicht. Wenn er eine studentische Kneiperei hatte mitmachen müssen, wechselte er im Vorzimmer die Kleider und ging dann erst ins Schlafzimmer, um nicht von den in Jacke und Hosen zurückgebliebenen Tabakdünsten im Schlafe gestört zu werden. Farbenblind war dieser Neurastheniker auch noch, wie er uns einmal in einer schwachen Stunde verriet. Aber das hinderte ihn nicht, im Kolleg von der „satten Farbenpracht“ irgendeiner Dichtung zu schwärmen, also tatsächlich wie der Blinde von der Farbe zu reden. Sievers war ganz Natur, und Köster war von oben bis unten Künstlichkeit, Aufmachung und Effekthascherei.

Sicher war dieser ein sehr gebildeter Mensch. Von der Bedeutung meines Vaters hatte er eine sehr viel deutlichere Vorstellung als ich und ist ihm gelegentlich von Nutzen gewesen, in-

dem er seine Verdienste in den Fakultätssitzungen hervorhob. Aber ich dachte, wenn ich von so etwas hörte, sofort: „Aha, da hat er einmal wieder das Bedürfnis gehabt, den anderen Professoren zu beweisen, daß er etwas von Musikwissenschaft versteht, und daß sie keine Ahnung davon haben!“ Als ich auf einer Seminarkneipe eine Bierrede über Wagners Verzeichnung der germanischen Heldengestalten hielt und dabei auch auf den reklamehaften Lärmstil der Wagnerschen Musik zu sprechen kam, rief Köster plötzlich dazwischen: „Jetzt redet aber nicht mehr Riemann der Sohn, sondern Riemann der Vater!“ Hoffentlich hat er recht gehabt; denn wenn ich etwas Eigenes über Musik gesagt haben sollte, war es sicher von Sachkenntnis ungetrübt. Aber Köster machte die Bemerkung natürlich nur, um zu zeigen, wie weit sich seine Sachkenntnis erstreckte.

Sein ganzes Tun und Trachten war von Rivalitätsgedanken beherrscht. Er konnte sich gar nicht, wie Sievers es tat, einen Nachwuchs erziehen, weil er keine Freude an guten Leistungen hatte, sondern sofort herumsuchte, ob er den betreffenden nicht irgendwie unterkriegen und demütigen konnte. Die Art, wie er über Schwächen herfiel, hat mich empört. Köster hatte nicht einmal den Anstand der großen Hunde in sich, die, wenn sie von kleinen gezwickt werden, nicht wiederbeißen, sondern ihnen bloß einen Stoß mit dem Kopfe geben, daß sie über die Straße fliegen. Als Mogks Famulus, Alfred Baß, einen miserablen Vortrag über Uhlands Balladen hielt und dabei in Erörterungen über Brautkauf und Brautraub der Germanen geriet, aus denen er sich sehr mühsam wieder zum „Blinden König“ zurückfand, stellte ich mir vor, daß Sievers etwa gesagt hätte: „Alles recht schön und gut, aber die Frage muß doch lauten, was Uhland von alledem gewußt hat.“ Dann hätte er über Uhland als Germanisten geredet und die herkömmlich balladenhafte Lüge von den auf gründlichem Wissen beruhenden getrennt; den Fortschritt gegenüber den nie historisch wirkenden Ritterballaden G. A. Bürgers betont, und wir hätten alle einen Haufen gelernt.

Köster aber tat etwas ganz anderes. Er fuhr aus der mißvergnügten Haltung eines Menschen, der sich grenzenlos langweilt, plötzlich in die Höhe und rief mit schneidender Betonung: „Ist diese elende Inhaltsangabe überhaupt vorbereitet oder extemporiert?“ Baß stammelte: „Ich – ich – ich habe doch ein Manuskript.“ – „Ja, das haben Sie allerdings, aber was sollen diese wirr zusammengestoppelten Notizen überhaupt sein?“ – „Ich analysiere die Gedichte und dann“ – „Sie analysieren gar nichts, Sie wissen überhaupt nicht, was eine Analyse ist.“ – „Herr Professor, Sie haben gesagt, in jeder Analyse müsse die Form mitberücksichtigt werden. Bei jeder Ballade habe ich gesagt, in welchem Versmaß sie geschrieben ist.“ – „So?“ schimpfte Köster weiter, „und mit dem Versmaß ist dann glücklich alles erledigt, was Ihnen bei dem Worte Form einfällt. Daß zur Form auch die Anordnung des Stoffes, der Gebrauch der direkten Rede und hundert andere Dinge gehören, ist Ihnen nie eingefallen. Eine Analyse kann man nur geben, wenn man einen leitenden Gedanken hat. Man kann nur nach Gesichtspunkten analysieren. Aber Sie erzählen die Handlung, als ob es sich um wirklich geschehene Dinge handelte, einfach nach: „Und dann – und dann – und dann.“ Wenn Ihnen irgendetwas dazu einfällt, was aber sehr selten vorkommt, dann schreiben Sie es hin, ehe Sie mit einem neuen „Und dann“ in Ihrer elenden Inhaltsangabe fortfahren. Eine Analyse ist ein Kunstwerk. Sie schänden das Wort, wenn Sie Ihre klägliche Arbeit so bezeichnen.“

In dieser Weise fiel Köster im Seminar und bei den Prüfungen über seine unglücklichen Opfer her. Er war daher gar nicht geliebt, aber sehr gefürchtet. Er war sehr stolz darauf, daß er der „vulgären Inhaltsangabe“ die Analyse entgegenstellte. Mir schien die Kluft, die er zwischen beiden aufriß, von sehr wechselnder Breite. Von Werken, die verlorengegangen sind, über die uns aber Nachrichten erhalten sind, kann man nur sehr ungefähr sagen, was darin gestanden haben kann oder muß. Also ist da überhaupt nur eine vulgäre Analyse möglich. Wenn das Kunstwerk da ist, kann man es unter biographischen Gesichtspunkten erläutern oder in ir-

gendeine Gesamtströmung einordnen. Früher nahm man dazu ideengeschichtliche Kategorien, Idealismus, Realismus, Naturalismus, Pessimismus, Romantik, vaterländische Dichtung, Heimatkunst. Heute hat die gesellschaftliche Einordnung das Hauptgewicht, also Wirklichkeitsflucht der absterbenden Bourgeoisie, gesellschaftskritischer Realismus, sozialistischer Realismus mit fortschrittlicher Zukunftsperspektive, Arbeiterlyrik usw. Die Gesellschaftskritik spielte bei Köster selbstverständlich keine Rolle. Er gehörte ja selbst zur Großbourgeoisie, die sich in Verteidigungsstellung befand und sich alles Bedrohliche vom Leibe halten wollte. Daher legte er großes Gewicht auf die Form und verlangte formalistische Analysen der Dichtungen.

In Kösters Seminar habe ich drei große Arbeiten vorgetragen, eine über Johann Jakob Engels Roman „Herr Lorenz Stark“, die zweite über Bodmers „Rache der Schwester“, eine frühe Erneuerung des Nibelungenliedes, und die dritte über „Motive des Abenteuerromans in Wilhelm Meisters Lehrjahre“. Zwei von diesen Arbeiten, nämlich die über Engels und Bodmer, habe ich, nachdem sie von Köster im Seminar sauersüß als sehr fleißig, aber zu weitschweifig und umständlich charakterisiert worden waren, in der Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte „Euphorion“ veröffentlicht, die dritte ist in meiner Doktorarbeit „Goethes Romantechnik“ aufgegangen. Der Schriftleiter des „Euphorion“, August Sauer, war Professor der Germanistik in Prag. Er nahm die Arbeiten sofort an, gab mir gute Hinweise für Kürzungen und Verbesserungen und war überhaupt ein gern fördernder Gelehrter. Als ich Köster mitteilte, daß die Arbeit über Engels dort erscheine, sagte Köster: „Ja, der Euphorion kann keine hohen Honorare zahlen, und da ist Sauer eben darauf angewiesen, sich mit Seminararbeiten und Anfängermanuskripten zu behelfen.“ Ich dachte: „Du Aas!“ und nahm mir vor, ihn einmal im Seminar auf den Sand zu setzen, wenn er sich auf ein Gebiet wage, auf dem ich besser Bescheid wußte. Diese Gelegenheit fand sich, als in Kösters Seminar ein Vortrag über die Ordenschronik des Nicolaus von Jeroschin gehalten wurde. Wir hatten die Chronik ausführlich bei Sievers behandelt; Köster nahm sie nur vor, weil der Verfasser, der sie in gereimten Versen abgefaßt hatte, in diesen auch Bemerkungen über Metrik gemacht hatte. Gerade diese Stellen übersetzte der Vortragende, der Höfer hieß, falsch, und Köster machte es ebenso. Ich trieb beide in die Enge, bis Köster wütend wurde und die Erörterung mit den Worten abbrach: „Es hat keinen Zweck, daß wir weiter reden. Es ist möglich, daß Herr Riemann recht hat. Aber ich muß hier eine Bemerkung machen, die im Interesse unserer wissenschaftlichen Zusammenarbeit im Seminar einfach notwendig ist. In der Form, wie sie Herr Riemann auffaßt, ist sie nicht möglich. Es gibt natürlich nichts Schöneres, als wenn Professor und Student ihre Meinungen austauschen, als ob sie Gleichgestellte wären. Aber es kann sich hier nicht jemand hersetzen, mir einen seiner Ellenbogen in die Seite bohren und mit Wollust nachdrücken, wenn er merkt, daß er einen wunden Fleck getroffen hat. Ich muß dringend darum bitten, die Form zu wahren, und nicht ein Gezänk anzufangen, bei dem die übliche Höflichkeit in grober Weise vernachlässigt wird.“ Meine studentischen Kameraden haben mir nach der Sitzung sofort Vorwürfe gemacht, daß ich viel zu weit gegangen wäre.

Aber Köster hatte so viele geistig mißhandelt, daß er seine Keile redlich verdient hatte. Und wer hätte sie ihm erteilt, wenn ich es nicht getan hätte? Die anderen zitterten ja alle vor diesem graduierten Geldsack. Ob ich mir durch diese Szene nicht von vornherein die akademische Karriere vermasselt habe, ist eine andere Frage. Aber auch wenn das der Fall ist, kann ich hier nur eine von den Dummheiten sehen, an die ich mit großen Freuden zurückdenke, und halte nichts von der nachfolgenden Einsicht, die glücklicherweise nicht die Wiederholung dieses angenehmen Erlebnisses verhindert. *Naturam expellas furca, tamen usque securrit*, sagt der weise Horaz. Zu deutsch: „Treibst die Natur mit der Gabel du aus, so kehrt sie doch wieder.“ Die menschliche Glückseligkeit hängt nicht davon ab, daß man Universitätsprofessor wird. Man muß sich zuviele Dummheiten versagen, um an dieses Ziel zu gelangen. Mein Fall war das nicht.

Vor den langen Euphorionaufsätzen hatte ich eine ganze Reihe kürzerer in „Oehlers musikalisch-literarischer Rundschau“, einer Monatsschrift, die ein Schüler meines Vaters, Adolf Pochhammer in Frankfurt ^a/M. ein Jahr lang herausgab, veröffentlicht. Ich fing im Herbst 1897 mit einer Arbeit „Ibsens Technik“ an, in der ich den dramatischen Aufbau der „Gespenster“ mit dem des „König Ödipus“ von Sophokles verglich. Ein köstlicher Satz ist mir daraus noch erinnerlich, weil er zeigt, mit welchem Eifer ich zugleich die logischen Kollegien hörte: „Bei Ibsen ist die Handlung nur eine Konklusion aus den Prämissen vorgängiger Enthüllungen.“ Heute würde ich sagen: „Ibsens Personen handeln unter dem Druck von Erinnerungen, die sich im Verlauf der Handlung durch Enthüllungen fortwährend verändern. Daraus ergibt sich eine unheimliche Spannung, ein beständiges Zittern vor Entdeckungen. Er beherrscht die Personen der Dichtung und ergreift den Zuschauer, wie das auch in der antiken Tragödie der Fall ist.“ Aber so leicht wie heute lief damals meine Feder noch nicht, sondern es kam alles bedeutend schwerfälliger heraus. Bezeichnend ist es, daß es sich auch in diesem Aufsatz um die Frage, wie's gemacht wird, handelte, und daß zugleich mit dem Wort Technik der Anschluß an die Welt der Naturwissenschaften gesucht wurde. Für den Aufsatz bekam ich von der „Rundschau“ fünfzehn Mark und trug als mein erstes Schriftstellerhonorar ein silbernes Fünfmarkstück an der Uhrkette spazieren. Einige Monate später lernte ich aber in Witkowskis Übungen einen Studenten Adalbert Silbermann aus Berlin kennen und trank mit ihm in einer kleinen Kneipe nahe dem Universitätsgebäude viele „Halbe unter Doppelkreuz“, d.h. jeder kam dem andern ein halbes Bier vor, auf das drei weitere Halbe folgen mußten. Als wir das genügend lange getrieben hatten, holten wir zwei Florette von der Wand herunter und fochten damit. Dabei traf Silbermann mein Fünfmarkstück, das von der Uhrkette absprang, durchs Zimmer rollte und vermutlich unter irgendeinem Schrank landete. Wir gaben die Fechtpartie auf, krochen auf dem Boden herum und suchten das Fünfmarkstück. Da wir sehr viel Bier in uns hatten, wurden wir rasch schwindlig, gaben das Suchen auf und bedeuteten dem Piccolo, wir würden am anderen Tage wiederkommen und das Geldstück abholen. Er scheint aber nüchterner als wir gewesen zu sein; denn als wir am nächsten Tag wiederkamen, erzählte er uns mit der unschuldigsten Miene der Welt, er hatte alles abgesucht und nichts gefunden. Dieses Wahrzeichen war also dahin. Seitdem habe ich nie wieder Geld an die Uhrkette gehängt.

Auch Silbermann war Journalist, schrieb aber für eine größere Zeitung den Berliner Nachrichten. Er ließ dort einen Aufsatz über Christian Reuters „Schelmuffsky“, den wir bei Witkowski behandelten, vom Stapel und vertiefte sich dann in die Betrachtung des Skulpturensaals im Leipziger Museum. Dabei passierte ihm aber das Malheur, daß er beständig Donatello und Michelangelo verwechselte. Als der Redakteur der Zeitung den Aufsatz veröffentlichte, bekam er an einem Morgen fünfzig Postkarten, in denen dieser Irrtum entrüstet festgestellt wurde, und teilte sofort Silbermann mit, daß er für weitere Arbeiten von ihm keine Verwendungen hätte. Amüsant war es mir, daß Silbermann jedesmal, wenn ich ihn beim Mittagessen oder beim Abendessen in einer Kneipe traf, Schweinfleisch und Sauerkraut aß. Ich fragte ihn schließlich, ob er gar kein Bedürfnis nach Abwechslung hätte. Er sagte, er äße in Berlin bei seiner Mutter, die Witwe war, und müsse sich dort streng an die jüdischen Speiseverbote halten. In Leipzig aber beobachte ihn niemand, und da stopfte er sich für einige Jahre mit Schweinefleisch voll. Als ich zwei Jahre später einmal nach Berlin kam, suchte ich die Mutter auf. Sie lud mich zum Mittagessen ein, sagte mir aber, ich sollte mich nicht wundern, wenn sich die Mädchen noch stiller und schüchterner benähmen als sonst. Es waren etwa dreißig junge Mädchen, viele sehr hübsch, auch nett gekleidet. Silbermanns Mutter unterhielt sich sehr gewandt mit mir, aber von dem jungen Mädchen, das auf meiner anderen Seite saß, bekam ich mit äußerster Anstrengung zuweilen ein „Ja oder „Nein“ heraus, sonst nichts. Es war eine jüdisch-orthodoxe Pension, die sich in keiner Weise von einer strengkatholischen unterschied. Ich empfahl mich

nach dem Essen sehr rasch, da ich wohl auf eine Judenschule gefaßt gewesen war, aber nicht auf ein Trappistenkloster. Wieviele Kulturschichten in dem sehr alten Judentum übereinander liegen, ist schwer zu sagen. Die meisten Menschen, die über die Juden reden, haben jedenfalls keine Ahnung davon. Mir sind die Juden im Laufe der Zeit immer interessanter geworden. Silbermann eröffnete die üblicherweise seiner Dissertation über Ernst Schulzes „Bezaubernde Rose“ angehängte Lebensbeschreibung mit den Worten: „Ich bin Jude.“ Er ist dann Lehrer an einem jüdischen Berliner Gymnasium geworden. Zur Zeit der Weimarer Republik schickte er mir noch eine Sammlung eigener Gedichte mit dem Titel „Maschinenlyrik“. Ob und wie er sich vor den Nazis gerettet hat, habe ich nie erfahren.

Daß Cohn eigentlich Priester heißt, und die Cohns eine Art von Adel bilden, erfuhr ich, als ein Freund meines Bruders Konrad, Ludwig Cohn, der Medizin studierte, sich mit einer schlichten Seligmann verheiratete und damit die Empörung seiner ganzen Familie wachrief. Ein anderer Studiengenosse meines Bruders, Paul von der Porten, heiratete ein unbegütertes Christenmädchen und trat sogar selbst zum Christentum über, was denselben Familienzweist zur Folge hatte. Porten kam mir eigentlich näher als Konrad, weil er literarisch sehr gebildet war. Er hatte neben dem Studium der Medizin alle möglichen anderen Schwärmereien, las z.B. zahlreiche Napoleonbiographien. Daher bestand er sein Staatsexamen erst beim zweiten Anlauf. Er betätigte sich später stark im Monistenbund und arbeitete da viel mit mir zusammen. Heute sitzt Cohn in Bolivien, Porten in Newjork. Beide haben Deutschland rechtzeitig verlassen und sind daher nicht von den Nazis umgebracht worden. Porten hat an Konrad nach 1945 Pakete geschickt und auch mir einmal prachtvolle Zigarren und eine große Dose schweren Virginiatabak übersandt. Als ich die Dose leerrauchte, merkte ich erst, daß wir an wirklichen Tropentabak gar nicht mehr gewöhnt sind; denn mir wurde dabei schwindlig. Als ich mich an die Sorte gewöhnt hatte, war leider die Dose leer.

Nach dem Aufsätze über Ibsens Technik ließ ich in der „Rundschau“ meine Oberprimaner-aufsätze unter neuen Titeln und mit erweitertem Inhalt los. „Die Brunnenpoesie“, „Der Selbstmord als tragischer Abschluß“, „Otto Ludwigs Schillerkritik“ usw. Außerdem kritisierte ich die Leipziger Theateraufführungen, zu denen ich ein Jahr lang freien Eintritt bekam. Im Stadttheater sah ich die „Rabab“ des steinalten Rudolf von Gottschall, der in Leipzig gewöhnlich Rudolf von Wortschwall genannt wurde. Er hatte in seiner Jugend Barrikadenlieder gedichtet, jetzt war er Hofrat. Seine Poesie war formalistisch. Man nahm keinen Anstoß an ihr, aber man interessierte sich nicht für sie. Die beiden meistgelesenen Leipziger Zeitungen, die „Neuesten Nachrichten“ und das „Tageblatt“ brachten Gottschalls Kritiker, in denen er alles Moderne und Halbmoderne als bedauerliche Entartung kennzeichnete. Besonders ablehnend verhielt er sich gegen Ibsen. Dafür sagte ich in der „Rundschau“, „das Leipziger Publikum sei mit der Milch des wandelnden Anachronismus Gottschall aufgesaugt worden.“ An diesem verunglückten Bilde nahm niemand Anstoß, da niemand die „Rundschau“ las. Wichtiger noch war mir der freie Eintritt in das von dem rührigen Karl Heine geleitete moderne Theater, das naturalistische Stücke gab und Ibsen bevorzugte, sich schließlich sogar in ein Ibsen-Theater verwandelte. Dort sah ich die überhaupt erste Aufführung von Wedekinds „Erdgeist“, in der Wedekind selbst den Dr. Schön spielte, und war entzückt von den vielen Zynismen dieser etwas fratzenhaften Dichtung. Wedekind ließ auch im Verkehr zahlreiche Zynismen vom Stapel. Als er hörte, daß der Wirt einer Kellnerinnenkneipe gerade wegen Homosexualität saß, sagte er: „Sowie er wieder herauskommt, knüpfe ich Verbindung mit ihm an.“ Leider hatte weder Heines Theater noch „Oehlers Rundschau“ ein langes Leben. In der „Rundschau“ erlebten wir zum Schluß in der vorletzten Nummer noch ein unangenehmes Malheur. Ich hatte einen Aufsatz: „Ibsens Klein Eyolf und Storms Aquis Submersus“ eingeschickt. Der literarische Redakteur, der sonst die Korrektur las, ging in die Ferien und überließ die Korrektur einer untergeordneten Kraft in der Druckerei. Der Korrek-

tor übersah, daß der Name Eyolf, der ein Dutzendmal in meinem Aufsatz vorkam, jedesmal in „Egolf“ verunstaltet war, während gerade 1898 alle Welt von „Klein-Eyolf“ als dem vollen Übergange Ibsens vom Gesellschaftsstück zum Symbolismus sprach. Die „Rundschau“ brachte in ihrer letzten Nummer eine demütige Bitte um Entschuldigung, daß der „weltbekannte Name durch ein bedauerliches Versehen verunstaltet worden sei“, und wir traten blamiert ab. Seitdem setze ich über jedes y Ü-Tütteln, und dadurch ist der Lesefehler nie wieder vorgekommen. Man lernt schreiben.

Auf die Rundschauartikel folgte dann die Veröffentlichung des Aufsatzes über Engels „Lorenz Stark“, den ältesten deutschen Familienroman, der zum großen Teil in Schillers „Horen“ erschienen war, im „Euphorion“. Das Interessante darin war die Untersuchung des Einflusses, den Lavaters „Physiognomische Fragmente“ und Engels eigene „Mimik“ auf die Schilderung von Gesichtszügen und Körperbewegungen nicht nur in Engels Roman, sondern in sehr vielen Romanen des 18. Jh's geübt hatte. Es handelte sich da wieder um ein „Wie's gemacht wird“, also mein Lieblingsthema. Lavaters Lehre, daß oft wiederholte Affekte die Gesichtszüge verändern und sich ihnen „verfestigen“, leuchtete mir auch an und für sich ein; obwohl ich mich an dem grenzenlosen Enthusiasmus, mit dem der Schweizer Pastor seine Betrachtungen in die Welt schrie, erst gewöhnen mußte. Die wohlthätig nüchternen, aber sehr weitschweifigen Erörterungen Engels, daß die Schauspieler sich vor malenden Gebärden hüten und die den Affekt ausdrückenden bevorzugen müßten, gefielen mir besser. Ich sah nunmehr erst, wie lächerlich es ist, wenn ein Schauspieler als Königssohn, der die kriechende Schmeichelei ablehnt, sich zusammenkrümmt, statt sich stolz aufzurichten. Es interessierte mich ungemein, daß die meisten Romandichter des 18. Jh's wohl von Lavater die Gesichtsbeschreibung gelernt, aber von Engels Ideen wenig Notiz gewonnen hatten.

Köster, der den stark veränderten Aufsatz im „Euphorion“ gelesen hatte, tat so, als ob er ihn jetzt erst als gut erkannt hätte, und suchte mich zu bestimmen, ihn als Dissertation einzureichen. Das lehnte ich sofort ab: „Dazu ist mir das Thema zu geringfügig,“ sagte ich. „Mit einer Arbeit über Johann Jakob Engels will ich meinen Doktor nicht machen, sondern mit einer über Goethes Romantechnik.“ – „Ja, da müssen Sie aber doch die ganze Anlage, die Einführung der Personen, die Dialogführung berücksichtigen und noch vieles andere. Das ist doch eine Riesenaufgabe,“ sagte Köster. „Das reizt mich gerade,“ sagte ich. „Nun“ erwiderte Köster, „Sie trauen sich viel zu. Hoffentlich können sie es auch. Ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen, daß rein quantitativ Ihre Arbeit über Engel vollkommen genügt. Sie könnten dann schon in ein paar Wochen oder höchstens Monaten Dr. phil. sein.“ Ich blieb fest, und er gab schließlich nach. Als ich wegging, dachte ich: „Das könnte Dir so passen, mich auf eine Nebenaufgabe abzuschieben und unschädlich zu machen!“

Also setzte ich mich ein Jahr lang auf die Hosen und schrieb „Goethes Romantechnik.“, ein Buch von 400 Druckseiten. Natürlich sehe ich die Dinge heute anders als damals. Es ist ja stets ein eigentümlicher Eindruck, wenn man ein Buch, das man vor einem halben Jahrhundert geschrieben hat, wieder in die Hand nimmt. Dieses war mir seit der Vernichtung meiner gesamten Bibliothek durch den verruchten amerikanischen Bombenangriff auf Leipzig am 4. Dez. 1943 völlig aus den Augen gekommen, bis ich sieben Jahre später in einem Antiquariat ein Exemplar entdeckte und erstand. [Korrektur: Der schwerste Luftangriff auf Leipzig wurde in den Morgenstunden des 4. Dezember 1943 von der britischen RAF ausgeführt und forderte über 1.800 Menschenleben; https://de.wikipedia.org/wiki/Luftangriffe_auf_Leipzig (14.08.2015)] Es war recht teuer. Als ich das Buch wieder las, erschrak ich über die stumpfsinnige Gründlichkeit, mit der es abgefaßt ist. Es überfällt mich selbst ein Grauen, wenn ich sehe, daß ich zu dem Paragraphen, der die Physiognomik und Mimik im Roman behandelt, 447 Belegstellen aus den Romanen Goethes und seiner Zeitgenossen zitiert habe. Bei den anderen siebzehn Paragraphen ist der

Anmerkungenapparat allerdings etwas weniger umfangreich. Über diese sinnlose Häufung der Belege habe ich jetzt einmal mit dem „letzten Junggrammatiker“, dem Akademiepräsidenten Frings, gesprochen: „Das war damals überhaupt so,“ sagte er: „Wir sollten nur geordnetes Material vorlegen. Das war das einzige, was man von uns verlangte.“ Der Grund, aus dem man es forderte, war ein beinahe abergläubischer Respekt vor der Technik und den Naturwissenschaften. Jede Erscheinung mußte nicht einmal, sondern hundertmal betrachtet werden, ehe man mit gutem Gewissen eine Urteil formuliert. Daran auch noch Schlußfolgerungen zu knüpfen, war Zeitverschwendung. Es ist sicher kein Unglück, daß wir seitdem etwas großzügiger geworden sind, die Belege einschränken und dafür das Gewicht auf die politischen Folgerungen legen.

Damals stellte ich fest, daß die Komposition aller Erzählungen Goethes locker ist, am meisten die der „Wanderjahre“. Am geschlossensten sind die „Wahlverwandtschaften“ aufgebaut. Sehr viel Mühe gab ich mir mit den Einsätzen der Kapitel, in die „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ eingeteilt sind. Aber als deren erste Fassung „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“, 1910 aufgefunden wurde, mußte ich feststellen, daß Goethe gewissermaßen mit der Schere gearbeitet hat, als er die erste Fassung in die zweite verwandelte. Stellen, die vorher mitten im Kapitel gestanden hatten, wurden nunmehr zu Einsätzen. Es ist Goethe also ziemlich gleichgültig gewesen, wie er ein Kapitel anfang. Die Schwierigkeit, überhaupt einen Anfang zu finden, bestand für ihn gar nicht. Große Sorgfalt verwandte er auf eingelegte Icherzählungen, weil er ein Individualist war. Er faßte sie kürzer und rundete sie künstlerischer ab als seine Zeitgenossen. Erst in „Wilhelm Meister Wanderjahre“ ließ er sich gehen und fiel in die ältere Manier zurück.

Neue Personen durch Begegnung mit dem Helden einzuführen, ist in allen Reiseromanen üblich. Goethe bevorzugte aber die Einführung durch Erwähnung im Gespräch. Sogar vom Helden, von Wilhelm Meister selbst, wird gesprochen, ehe er auftritt. Diese Technik entwickelt sich, als die gewandte Konversation einen wesentlichen Teil der geselligen Kultur ausmachte. Spannend schreibt Goethe nicht, obwohl er noch Motive aus dem ältesten Abenteuerroman, eine Entführung, einen Überfall durch Räuber, sogar Blutschande und Kindsraub verwendet. Er berichtet in voller Ruhe, beinahe in feierlicher Haltung. Nicht einmal seine vordeutenden Bemerkungen regen auf. Der Leser merkt durch solche nur, daß alles nach einem geordneten Plane vor sich geht. Er kann, wenn er zwanzig Seiten gelesen hat, das Buch aus der Hand legen, ohne sich über die Fortsetzung unnötige Gedanken zu machen, und gerade das hat Goethe gewollt. Menschen, die an aufregende Lektüre gewöhnt sind, sagen meist ganz offen, daß sie sich bei Goethes Erzählungen langweilen. Gegen solche Leser richtet sich in „Goethes Romantechnik“ mein Satz: „Die Entwicklung des Romans besteht in der Emanzipation von der stofflichen Wirkung.“ Heute weiß ich, daß Zola, Dostojewski, Tolstoi, Gorki, Ilja Ehrenburg und Scholochow keineswegs auf stoffliche Wirkungen verzichten, vielmehr durch solche viele Leser fesseln, die sonst gar nicht über die politischen und weltanschaulichen Fragen nachdenken würden, die den Dichtern die Hauptsache sind. Daher würde ich nicht vom Roman überhaupt reden, sondern viel vorsichtiger sagen: „Goethe suchte die Veredelung der Romanform durch Verzicht auf stoffliche Wirkungen zu erreichen.“ Ein anderes Mittel, das er zu dem gleichen Zwecke anwendete, waren die lyrischen Einlagen. Keiner von den eben gerühmten Autoren hätte die Lieder Mignons und des Hapers, mancher nicht einmal Philines Singspielarie über die Freuden der Nacht oder das Spottgedicht über den dilettantisch dichtenden Herrn Baron schaffen können. Goethe war viel mehr Lyriker als Erzähler und mußte Lieder einschieben, um seinen Vorrang zu behaupten. Allerdings ging er nicht so weit wie Eichendorff, der die Prosaerzählung zum verbindenden Texte seiner Lieder herabdrückte und alles in Stimmungen und Töne auflöste.

An die Vererbung glaubte Goethes erziehungseifrige Zeit nicht. Der Vererbungsgedanke galt als ein Attentat auf den Fortschrittsglauben. Die gesamte Aufklärung polemisierte gegen den kirchlichen Begriff der Erbsünde und schwur auf die Allmacht der Erziehung. Jeder mußte

für die Humanität empfänglich sein. Goethe sagte: „Die Geschichte des Menschen ist sein Charakter.“ Besonderes Gewicht legte er dabei auf die ersten Eindrücke, die ein Mann vom weiblichen Wesen erfährt. Im „Werther“ dreht sich alles um die Liebe. Wilhelm Meister entwickelt sich durch Marianne, Mignon, Philine, die schön Gräfin, Aurelie und Natalie, wie ja Goethe selbst glaubte, durch eine ganze Galerie von Frauengestalten bereichert und veredelt worden zu sein. Die Frauen sind ihm für diese Legende noch heute dankbar. Wir glauben nicht mehr recht daran, sehen aber vollkommen ein, daß Goethes Anschauungen auf seine Romantechnik maßgebend Einfluß üben mußten. An die Wandlungen Ottilies und Eduards in den „Wahlverwandtschaften“ können nur Erotiker im Ernst glauben.

Eine glückliche Beobachtung, der aber wieder die Schlußfolgerungen fehlen, bildet in „Goethes Romantechnik“ den wesentlichen Inhalt des Paragraphen über die Mittel der Charakteristik. Schon in der „Lehrjahre“, noch mehr in den „Wahlverwandtschaften“ werden die Personen der Oberschicht weniger durch ihr Äußeres als durch ihr Inneres charakterisiert. Standespersonen werden also mit Ehrfurcht begrüßt, Angehörige der unteren Schichten schief gemustert. Wir alle sind nie wieder so von oben bis unten betrachtet worden wie in unserer Rekrutenzeit von den Vorgesetzten verschiedenen Grades. Man kam sich da vor wie auf dem Sklavenmarkt. Dieser Unterschied in der Charakterisierung ist klassenbedingt. Scheu hinaufgeblickt hat Goethe selbst allerdings nicht zu den Oberen. Er rechnete sich als Patrizier einfach zu ihnen und fand sich in seine Rolle am Hofe mit Selbstverständlichkeit hinein. Aber es war ihm in Fleisch und Blut übergegangen, daß Standespersonen nichts Auffallendes an sich haben dürfen. Körperliche Mängel müssen verdeckt, Sonderbarkeiten in der Tracht und heftige Bewegungen müssen vermieden werden. Schiller, Lessing, Klinger, Linz verstießen häufig gegen die Etikette, Goethe niemals, es sei denn auf Befehl seines Landesherrn, der die burschikose Aufgeknüpftheit liebte. Goethe wurde das sehr bald peinlich. Er war korrekt und verlangte die korrekte Haltung. Darauf ist die Unkörperlichkeit der Standespersonen in seinen Romanen zurückzuführen.

Heute begreife ich kaum noch, wie ich an solchen Schlußfolgerungen vor fünfzig Jahren einfach vorbeigelaufen bin. Warum habe ich das Material bergehoch angehäuft, ohne es zu deuten? Frings meint, unsere Professoren hätten uns so erzogen. Das ist sicher richtig, aber warum erzogen sie uns so? Da kann die Antwort nur lauten, daß die Professoren selbst politische Kinder waren und den Wald vor lauter Bäumen nicht sahen. Materialanhäufungen sind heute sehr selten geworden. Man verfällt jetzt in das entgegengesetzte Extrem und schreibt los, ehe man genug gelesen hat. Das liegt allerdings auch an dem Tempo, in dem heute gelebt und gearbeitet wird. Wir hatten Zeit und ließen uns Zeit, wie das heute nur noch die Kleinstädte tun.

Klassenbedingt ist auch die Führung des Dialogs in Goethes Romanen. Wörtlich teilt uns der Dichter die Reden der Intellektuellen und der Adligen gesetzten Charakters mit. Durch diese Personen spricht er selbst zu uns. Aber was ein Seiltänzer, ein Gärtner, ein Waldarbeiter oder ein Scharwächter gesagt hat, davon berichtet er nur kurz in indirekter Rede. Es ist Goethe gleichgültig, wie die Menschen zweiter Klasse sich ausdrücken. Er gibt nur den Inhalt von dem an, was sie gesagt haben, wenn es notwendig ist, sich überhaupt damit zu beschäftigen. Es ist eine vollkommen unmögliche Vorstellung, daß in einem Roman Goethes Äußerungen im Frankfurter oder Thüringer Dialekt auftauchen könnten, wie sie später in der sogenannten Heimatkunst die Hauptrolle spielten. Fritz Reuters Aussprüche waren plattdeutsch zitiert, die Hebels alemannisch, aber wer untersucht überhaupt, wann Goethe seinen Frankfurter Dialekt abgelegt hat? Man weiß nie recht, in welcher Landschaft Wilhelm Meister herumreist. Aus solchen Einzelheiten der Romantechnik ergibt sich die vornehme Kühle, die alle unbefangenen Leser empfinden, wenn sie Goethes erzählende Dichtungen zur Hand nehmen.

Wir finden in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ viele Gespräche über Kunst, Musik, Theaterwesen, Malerei, über Shakespeares „Hamlet“ und ähnliche Themen. Die Romantiker waren

entzückt, daß Goethe nicht nur, wie das die älteren deutschen Erzähler getan hatten, über theologische, pädagogische und moralische Fragen reden ließ, sondern sehr viel mehr über ästhetische, in den „Wahlverwandtschaften“ aber auch über Schellingsche Naturphilosophie. In den Teetischgesprächen suchten die Romantiker Goethe noch zu überbieten. Dann kam die Sache wieder aus der Mode. Das Essay trat an die Stelle der Erörterung in Wechselrede. Eine Zeitlang schien diese völlig überlebt. Erst Thomas Mann brachte durch seinen „Zauberberg“ und durch den „Doktor Faustus“ den theoretisierenden Dialog wieder zu Ehren. Seine Gemeinde liest wieder so langsam, wie Goethe gelesen sein wollte.

Heute vermisste ich also in meiner Dissertation von 1901 jeden Hinweis darauf, daß die richtig registrierten Eigentümlichkeiten von Goethes Romantechnik sämtlich zeit- und klassenbedingt sind. Trotzdem verzeihe ich es Köster noch immer nicht, daß er meine Arbeit nur mit der zweiten Zensur versehen hat und nicht mit der wohlverdienten 1. Der Inselverleger Anton Kippenberg hat mir ein Jahr vor seinem Tode dafür folgende Erklärung gegeben: „Köster mußte meine Arbeit über das Volksbuch vom Herzog von Luxemburg als ganz hervorragend bezeichnen, weil ich kein Abitur hatte und meinen Doktor eigentlich gar nicht machen durfte. Es war ein Fakultätsbeschluß dazu notwendig. Da hat er die Gelegenheit benutzt, daß unsere Arbeiten gleichzeitig eingereicht wurden, um meine Arbeit noch besser als deine zu erklären.“ – „Da hätte er eben uns beiden die 1 geben müssen.“, erwiderte ich. „Nein,“ sagte Kippenberg, „das reichte nicht. Meine Arbeit mußte so gut sein, daß deine dagegen nur die zweite Zensur verdiente. Sonst war meine Promotion unmöglich.“

Eigentlich ist das eine ganz unglaubliche Geschichte. Kippenberg hat mit seiner Arbeit über den Herzog von Luxemburg kein großes Aufsehen erregt; seine Fähigkeiten und Verdienste hat er als Verleger zur Geltung gebracht, nicht als Forscher. Für „Goethes Romantechnik“ habe ich einen Verleger gefunden, was bei einem Buche von 400 Seiten immer schwierig ist und bei einer Dissertation beinahe unmöglich. Der Verlag Hermann Seemann Nachfolger hat sogar an Stelle des Honorars Lieferung der zweihundert Pflichtexemplare der Dissertation an die Fakultät auf seine Kosten übernommen. Er hat, wie mir die Berliner Staatsbibliothek mitteilte, eine zweite Auflage ohne mein Wissen gedruckt. Das Buch ist zweimal in die Staatsbibliothek eingestellt und jedesmal nach kurzer Zeit gestohlen worden. Als mein Freund Fritz Pauls als Austauschprofessor an die Columbia-Universität in den USA ging, beauftragte er die Anschaffung meines Buches für die dortige Bibliothek und bekam die Antwort, es sei längst da. Nach meinem Buche sind an den verschiedenen deutschen Universitäten Dissertationen über Hermes Romantechnik, Thümmels Romantechnik, Immermanns Romantechnik usw. erschienen, die meine Rubriken meistens einfach übernommen haben, so daß die Überschriften der Kapitel oder Paragraphen eigentlich von mir sind. Edward Schröder hat den Verleger des Turmverlages, als dieser von mir Grimms Märchen in drei Bänden neu herausgeben ließ, gefragt: „Warum hat sich Riemann eigentlich nach Goethes Romantechnik nicht habilitiert? Wir haben das alle erwartet.“ Richard M. Meyer hat meine Dissertation glänzend rezensiert. Gibt man auf eine solche Dissertation die zweite Zensur?

Die meisten Menschen werden, wenn sie dies lesen, finden, daß es kleinlich und albern ist, sich über fünfzig Jahre darüber zu ärgern, daß man keine 1 bekommen hat, sondern nur eine 2. Die Sache ist doch inzwischen durch die Öffentlichkeit richtiggestellt worden! Vielleicht ist es kindisch, daß ich noch heute grimmig bin. Aber unmittelbar beim Doktorexamen war es sehr berechtigt. In Wiesbaden hätte ich mein Abitur mit der 1 gemacht, an der Leipziger Thomaschule kam als Gesamtzensur nur die 2^a heraus, aber ich hatte wenigstens im Deutschen die 1 behauptet. Nun war daraus glücklich im schriftlichen Doktorexamen die 2 geworden, nach der damals noch üblichen lateinischen Zensierung: Tradita dissertatione admodum laudabili (nach Vorlegung einer recht löblichen Arbeit). Wenn das so weiterging, kam ich im Staatsexamen un-

fehlbar bei der 3 an und erwies mich als ein kläglicher Durchschnittspauker. Nette Aussichten!

Es kam anders. Das mündliche Doktorexamen machte die Sache bereits wieder wett. Ich hatte als mündliche Prüfungsfächer Deutsch, Nordisch und Philosophie angegeben. Ich glaubte, daß ich im Nordischen von Mogk geprüft werden würde. Aber Sievers belehrte mich, daß zwar im Deutschen kein Nordisch verlangt werden dürfe, daß aber andererseits für eine Sonderprüfung im Nordischen ein Fakultätsbeschuß notwendig sei. Diesen könne er ohne weiteres herbeiführen. Die Prüfung nehme aber dann nicht Mogk ab, der nur außerordentlicher Professor war, sondern er selbst, Sievers, als Ordinarius für alle alten germanischen Sprachen. Das konnte mir erst recht willkommen sein.

Die Prüfungen fanden damals noch im Roten Kolleg in der Ritterstraße statt. Anwesend war außer dem prüfenden Professor nur der Procancellar der Fakultät, der sich aber gewöhnlich irgendeine Arbeit mitbrachte, so daß seine Teilnahme rein formaler Natur war. Man blieb im Vorzimmer, bis man durch den Fakultätsdiener hereingeholt wurde. Wenn der Procancellar gerade nicht da war, kam es vor, daß sich ein Prüfling versehentlich auf dessen thronartigen Stuhl setzte. So ging es meinem Studienfreund Werner Deetjen, der daher gleich bei der Eröffnung der Prüfung von Köster angefahren wurde: „Das ist der Platz des Procancellars! Nehmen Sie einen anderen Stuhl!“ Deetjen behauptete, daß er schon dadurch vollkommen eingeschüchtert worden wäre und deshalb nicht gut abgeschnitten hätte.

Als ich nachmittags um drei Uhr hereinkam, saß der alte Wundt etwas erschöpft von seinem gewohnten Nachmittagsspaziergange da. Ich hatte als vorzugsweise von mir studierte Philosophen Locke und Plato angegeben. Wundt sagte: „Herr Kandidat, skizzieren Sie mir eine Entwicklungsgeschichte der Ideenlehre Platos.“ – Ich legte sofort los: „Das Entscheidende ist die Stellung des „Phädrus“. Schleiermacher setzt die Entstehung diese Dialogs viel zu früh an. Wenn man ihm folgt, muß man annehmen, daß Plato seine Ideenlehre zuerst gefunden, dann wieder vergessen und zum zweiten Mal entdeckt hat. Man muß Plato natürlich griechisch lesen, um hier klar zu sehen.“ Wundt hob erstaunt den Kopf, ließ mich aber ruhig eine Viertelstunde lang weiterreden. Dann sagte er: „Gut. Können Sie eine Linie von Plato zu Kant ziehen?“ – Ich sagte: „Man kann anfangen mit dem Zitat, das in der Kritik der reinen Vernunft steht. Es handelt von der Taube, die im Fliegen beständig den Widerstand der Luft bekämpft. Aber im luftleeren Raum würde sie überhaupt nicht fliegen können.“ – „Dass stimmt,“ sagte Wundt lächelnd; „aber ich meine nicht einzelne Zitate. Können Sie etwas im Kantschen System angeben, das den Ideen Platos entspricht?“ – „Ja, natürlich die Kategorien, die wir ja auch vor aller Erfahrung schon in uns haben und beständig beim Denken verwenden.“ – „Richtig“ sagte Wundt, „können Sie mir auch sagen, wie die Platonischen Ideen in der Scholastik des Mittelalters weitergingen?“ – „Die Scholastik arbeitet doch mehr mit Aristoteles als mit Plato,“ erwiderte ich. – „Aber der Heilige Augustinus hat die Ideen Platos. Wissen Sie, in welcher Form?“ – „Nein,“ sagte ich. – „Na, Sie können schließlich nicht alles wissen.“ fuhr Wundt fort. „Augustinus macht Platos Ideen zu Gedanken Gottes vor der Welterschöpfung.“ – „Ah so,“ sagte ich „auf die Art kann man es allerdings machen, ohne ins Heidnische zu geraten.“ „Ja,“ sagte Wundt. – „Nun skizzieren Sie mir rasch noch Lockes Erfahrungsphilosophie!“ Ich redete ein paar Minuten über Sensation und Reflexion, Induktion und Deduktion, bis mich Wundt unterbrach: „Nun noch eine Frage! Erfüllt Locke wirklich sein Versprechen, stets rein induktiv zu verfahren?“ – „Nein,“ sagte ich, „er will es wohl, aber er merkt gar nicht, wie oft er in deduktive Beweisführungen entgleist.“ – „Gut,“ sagte Wundt, „wir können die Prüfung schließen.“ Ich ging etwas benommen hinaus, da wir erst einige Minuten nach um Drei angefangen hatten, und es noch nicht halb war. Daher fragte ich den Fakultätsdiener: „Ist das eigentlich ein gutes oder ein schlechtes Zeichen, wenn er so rasch Schluß macht?“ – „Ein sehr gutes,“ sagte der Diener, „mit denen, die nichts können, krebst er anders herum, bis er so viel herausfragt, daß er ihnen wenigstens die 3 geben kann.“

Warten Sie einen Augenblick, er geht gerade!“ Wundt kam durch das Vorzimmer und verließ das Haus. Der Fakultätsdiener stürzte hinein, kam gleich wieder heraus und schrie: „Wissen Sie, was er Ihnen gegeben hat? Die 1, die glatte 1! Sie müssen aber gescheit sein, das macht er selten.“ Ich freute mich natürlich unbändig. Noch mehr aber freute sich ein Schüler meines Vaters, Ignaz Friedmann, der Chopinspieler, den ich im Vorzimmer fand. Robert, ich laufe gleich zu Euch und sage es ihnen. Dann komme ich wieder. Aber was ist Dein Vater für ein sonderbarer Mensch! Vorhin habe ich gesagt, daß ich während der Prüfung den Kurier machen will. Und was sagt er da? Er sagt: „Ist denn das nötig? Der Junge wird seine Sache schon machen.“ Ich habe wirklich den Eindruck gehabt, er will von Deiner Prüfung nicht in seiner Arbeit gestört werden. Ist so was überhaupt möglich? Da ist mein Vater ein ganz anderer Mensch. Ich mache das Abitur, und er läuft den ganzen Tag die Straße vor der Schule herauf und herunter und packt jeden, der herauskommt, am Rock, und fragt: „Wie geht es mit meinem Sohn?“ Und Dein Vater sitzt den ganzen Tag am Schreibtisch und denkt den ganzen Tag an alles andere, nur nicht an Dich, und Du machst Deinen Doktor, der doch viel mehr ist als so ein elendes Abitur!“ – „Mein Vater ist ein Gelehrter,“ sagte ich – „Und was für einer!“ sagte Ignaz. „Aber kann er nicht auch wenigstens ein bißchen ein Mensch sein? Und Du wirst auch einmal so. Du bist ja jetzt schon ein Eddaist, und wenn Du ein schönes Weib siehst, denkst Du gar nicht, was sie für eine Bettwärme hat, sondern an irgend etwas Verrücktes, an Poesie oder so was. Ihr lebt ja eigentlich gar nicht und seid Bücher auf zwei Beinen und keine Menschen. Ich renne jetzt zu Deiner Alten, die interessiert es doch und ob sie dann den Vater stört, ist ihre Sache. Vielleicht hört er gar nicht, was sie sagt.“ – „Renne, Ignaz,“ sagte ich, und er schoß davon.

Dann kam Kippenberg an, der eine sehr feierliche Miene aufgesetzt hatte und etwas blaß aussah. Köster passierte ein und ließ uns hereinholen. Wir wurden zusammen geprüft, was damals noch eine Seltenheit war. Im allgemeinen nahm man jeden einzeln vor. Nach dem Ersten Weltkrieg setzte man ein Dutzend zusammen, jetzt ist man überhaupt zu einem ganz anderen System mit Verteidigung der Hauptsätze der Arbeit und Rechtfertigung der erteilten Zensur durch den Professor vor der Öffentlichkeit übergegangen. Eine solche Auseinandersetzung wäre mir sehr willkommen gewesen, ich hätte mich da schön mit etwaigen Gegnern und zugleich mit Köster herumgeschlagen. Aber so etwas gab es damals noch nicht, und ich konnte mich nicht als geistiger Raufbold betätigen.

Köster war diesmal nicht so scharf, wie sonst. Die beiden Spervogel nahm er allerdings dran, aber darauf waren wir ja gefaßt. Sein alberner Famulus, Gödeke, der bei jeder Gelegenheit das Dümme sagte, was gesagt werden konnte, hatte Köster vorher mitgeteilt, Kippenberg hätte etwas Angst bekommen, als er hörte, daß er mit Riemann zusammen geprüft werden sollte. Köster hatte erwidert: „Da müßte man eigentlich Riemann durchfallen lassen.“ Gödeke teilte mir das brühwarm mit, bekam aber nur die Antwort: „Das soll er nur probieren!“ Köster hatte mir dann bei dem Besuch vor der Prüfung die bekannte heimtückische Frage gestellt: „Gibt es ein Gebiet, wo sie sich nicht ganz sicher fühlen? Im Sprachlichen ist das wohl nicht der Fall, da Sie auch das Nordische dazu gewonnen haben und vom Kollegen Sievers geprüft werden. Aber es kommt da zuweilen eine Doktorand und bittet, ich möchte ihn wenigstens mit Herder oder Hamann oder Wieland verschonen.“ – „Können ruhig drankommen,“ sagte ich. „Aber ich will einmal nachdenken, wo ich eine Lücke habe.“ – „Ja, wenn Sie erst darüber nachdenken müssen,“ sagte Köster geärgert, „dann hat die Frage ja eigentlich gar keinen Zweck.“ Mir schoß durch den Kopf: „Jetzt kannst du ihn zwingen, sich mit irgend etwas abzuplagen, wovon er nichts versteht,“ und ich sagte: „Halt, da fällt mir etwas ein!“ – „Nun?“ fragte Köster interessiert. „Die feineren Unterschiede der deutschen Dialekte in der althochdeutschen Periode sind mir nicht ganz geläufig.“ Köster war wütend, setzte ein gezwungenes Lächeln auf und sagte: „Das ist ja auch nicht gerade mein Spezialgebiet; aber wenn wir darauf zu sprechen kommen,

werden wir kurz darüber hinweggehen.“ Ich ging und dachte: „Wie lange wir dabei bleiben, wird wohl nicht von dir allein abhängen.“

Natürlich kamen wir nicht darauf zu sprechen. Köster ließ diesmal seinen gewohnten strengen Schulmeisterton fallen und behandelte die Prüfung nonchalant. Er sagte zu Kippenberg: „Nun müssen wir ja wohl die Entstehungsgeschichte irgendeines klassischen Werkes durchnehmen. Vielleicht nehmen Sie den Don Karlos, Herr Kippenberg!“ Kippenberg antwortete gut. Er entwickelte, wie sich Schiller zuerst ganz mit Don Karlos identifiziert hatte, dann aber mit Marquis Prosa. „Ja,“ sagte Köster, „auf das Verhältnis zu Rousseau wollen wir nicht weiter eingehen; denn nun kommt wieder Herr Riemann an die Reihe. Nach Schiller müssen wir nun Goethe nehmen, nach dem Drama das Epos, also bitte die Entstehungsgeschichte von Hermann und Dorothea!“ – Ich redete über Voß und seine „Luise“, Goeckings Geschichte der emigrierten Salzburger und Goethes Verhältnis zur Französischen Revolution. „Bitte, noch etwas Biographisches!“ sagte Köster. Damit kam Goethes Mutter an die Reihe, und so ging die Prüfung oder das Geplauder über recht elementare Fragen weiter. Ein schwieriges Gebiet wurde überhaupt nicht berührt, so daß ich ziemlich enttäuscht war. Es war offenkundig, daß Köster alle Klippen vermied, die Kippenberg hätte gefährlich werden können.“ – „Ach was,“ sagte Kippenberg, „wir haben glänzend bestanden, und jetzt trinken wir einen erlesenen Schnaps.“ Damit schleppte er mich in ein benachbartes Lokal und flößte mir einen Benediktiner ein. Er selbst trank mit einer Andacht, als wenn er das Sakrament genommen hätte. Ihm war offenbar ein Stein vom Herzen gefallen. Dann kehrten wir eilig zurück. Kippenberg mußte noch von Volkelt in Philosophie geprüft werden, wozu er sich mit einem ganz kurzen gedruckten Auszug aus Schweglers „Geschichte der Philosophie“, die bereits im Original nicht ausführlich ist, präpariert hatte, und ich von Sievers.

Dieser kam, begrüßte mich so jovial wie immer und legte zwei Exemplare der „Gunnlaugsaga“ auf den Tisch, die ich gleich am Einband erkannte, weil sie aus der Bibliothek des Germanistischen Instituts stammten. „Aha,“ sagte ich, „Gunnlaugr hiet madr“ (Gunnlaug hieß ein Mann.) „Ach du lieber Gott,“ antwortete Sievers: „Sie können den Text auswendig? Da müssen Sie schon entschuldigen, wenn die Sache für Sie heute etwas langweilig wird. Einen Folioband wie die Landnamabok konnte ich natürlich nicht herüberschleppen, und da habe ich einfach nach dem Format gewählt, also das, was hier in die Rocktasche hineinging.“ – „Die ganze Saga kann ich gar nicht auswendig.“ Sagte ich, „aber die erste Seite, weil wir damit bei Mogk unsere Studien angefangen haben. Mir fuhr das nur durch den Kopf, wie man gleich „Enteuthen Xenophon“ (von dort marschierte er weiter) sagt, wenn von Xenophon die Rede ist.“ – „Fangen wir an,“ sagte Sievers. Er ließ mich zwei Seiten lesen und übersetzen, nahm das Paradigma ornin (der Adler) vor, ließ mich es durchdeklinieren und nahm den Plural (eruisuir die Adler, arnanna der Adler, ornunum den Adlern) zum Anlaß, um nach dem Kampf der umlautenden Endungsvokale mit den die Ähnlichkeit erhaltenden Analogiebildungen zwischen den verschiedenen Formen desselben Wortes zu fragen. Wenn die Analogiebildung gesiegt hätte, wäre überall orn wieder durchgeführt worden, also ornirmir, ornanna, ornuum. Er kam dabei ins Keltische hinein, das keine Analogiebildung hat, und so ging die anregende wissenschaftliche Unterhaltung weiter. Es war die längste von den drei Prüfungen, aber nicht, wie wahrscheinlich der Fakultätsdiener befürchtete, aus Mangel an Kenntnissen, sondern wegen der Fülle der Probleme. Von Langeweile konnte nicht die Rede sein. Schließlich sah Sievers ein, daß wir uns über die weiteren Probleme ein andermal unterhalten konnten, und brach ab. Natürlich gab auch er mir die 1. So ergab sie sich auch für die Gesamtprüfung. Sie war nach der damaligen lateinischen Zensierung „summa cum laude“ (mit höchstem Lob) bestanden.

Draußen traf ich nicht nur Ignaz wieder, sondern auch einen Neuphilologen Dorsch, der mir ein von meinem Freunde Bruno Busse in Voraussicht diese Ausgangs verfaßtes „Epinikion“

(Siegesgesang) überreichte, das mit dem Verse begann: „Die beiden Spervögel schreckten dich nicht.“ Es war schade, daß Bruno an dem Tage nicht da war. Ich hätte ihn sonst wie Ignaz zu dem Festmahl geschleppt, das meine Mutter unter dem Einfluß der von Ignaz allstündlich überbrachten Siegesnachrichten immer üppiger ausgestaltet hatte. Es war auch mein Lieblingsburgunder, Chambertin, in reicher Masse da, und die neue Würde wurde gründlich begossen. Auch mein Vater war stolz auf das Ergebnis und kehrte etwas später als sonst an seinen Schreibtisch zurück.

Der Kreis meiner Freunde und Bekannten war sehr groß geworden. Zu meinem Vater kamen immer wieder interessante junge Musiker, Konrad brachte seine Medizin studierenden Freunde, meine Schwester Else steuerte Freundinnen aus Gaudigs Lehrerinnenseminar bei, und ich holte meine Studiengenossen aus Kösters und Sievers' Seminar ins Haus. Meiner Mutter machte es große Freude, so viele junge Menschen bei uns zu sehen und vorzüglich zu bewirten, was unsere Finanzen gelegentlich etwas verwirrte. Mein Vater bekam aber, da er nunmehr berühmt war, einen hochbezahlten Verlagsauftrag nach dem andern; was zur Ergänzung des immer noch bescheidenen Professorengehaltens sehr notwendig war. Wir studierten alle umsonst, Professorenkinder bezahlten weder Kolleggelder noch Doktorprüfungsgebühren; wir hätten uns sogar umsonst habilitieren können, aber das hat keiner von uns fünf getan. Später ist dies Gratisstudium erst auf die Fakultät des Vaters beschränkt und dann ganz abgeschafft worden. Das Geld, das ich verkneipte, gewöhnlich etwa fünfzig Mark im Monat, verdiente ich selbst. Ich bereitete teils Volksschullehrer, teils Realgymnasiasten auf das Abitur im Lateinischen und Griechischen vor. Für einen alten Thomaner war das eine Kleinigkeit. Außerdem machte es mir Spaß, immer wieder Homer und Horaz zu lesen, so daß ich sie schließlich sehr gründlich konnte, ohne klassischer Philologie zu sein.

Kippenberg habe ich allerdings nie in unser Haus gebracht. Er war zu eingebildet und paßte auch sonst nicht zu uns, weil er nur vor Geld und Goethe Respekt hatte, sonst vor nichts. Wie er eigentlich zu seiner schrankenlosen Anbetung Goethes gekommen ist, habe ich nie kapiert. Sobald er anfing, viel zu verdienen, hat er unheimlich viel Geld für seine Goethesammlung ausgegeben. Er avancierte beim Militär bis zum Hauptmann der Reserve, dachte unbedingt konservativ, was man später deutschnational nannte, und behandelte uns, als wir Schulmeister wurden, mit mitleidiger Herablassung. Damals war er noch einigermaßen verdaulich. Wir hatten die Gewohnheit, nach jedem Seminarabend bei Köster, also montags, in eine Arbeiterkneipe, die Kiachta-Hütte, zu gehen. Der von uns, der den Seminarvortrag gehalten hatte, legte ein Fäßchen Bier auf, und wir kamen meistens erst nach Sonnenaufgang nach Hause oder und schlossen einen Katerbummel an und gingen gleich wieder in die Universität. Der Wirt, der in Hemdsärmeln mit der Zigarre im Munde bediente, war anfangs etwas mißtrauisch gegen uns. Als er aber hörte, daß wir Studenten waren, sagte er: „Na ja, Studenten sind neutral, mit denen ist es eine Sache für sich.“ Wenn er in dem Wirtshaus oder eigentlich Blockhaus Bier verzapfte, zog er, da die rote Fahne nicht gehißt werden durfte, die weißrote Turnerfahne auf. Die Hütte stand ganz einsam auf den Gohliser Wiesen. An den Montagabenden, an denen wir das Fäßchen auflegten, zog er die Fahne ein. Das Lokal war damit für jedermann außer für uns geschlossen. Wir waren völlig unter uns, sangen unzählige Kommerzlieder, hielten Reden auf den jeweiligen Helden des Abends, die besonders kraftvoll ausfielen, wenn wir uns über den Vortragenden oder auch Köster lustig machten, und vollführten einen Heidenlärm, der in dieser Einsamkeit niemand störte. Schon damals fiel es mir auf, daß Kippenberg, als einmal stark auf Köster geschimpft worden war, plötzlich eine sehr gewandte und vorsichtige Verteidigungsrede auf ihn hielt. Er liebte es nicht, wenn man die Macht angriff. Außerdem waren Köster und Kippenberg beide Hanseaten; denn dieser war der Sohn eines Bremer Bürgerschulleiters, der auch schon ein Buch über die Robinsonaden geschrieben hatte. Beide hatten eine gleiche Abneigung gegen jüdische Literaten, namentlich gegen Richard M. Meyer, den Kippenberg immer als Richard

Moses zitierte, obwohl das M in Wahrheit die Abkürzung für Moritz war. Während der Herbstmesse kam Kippenberg eines Tages an und sagte: „Heute wollte ich eigentlich ins Café Bauer gehen. Aber als ich hineinsah, merkte ich, daß lauter Juden darin saßen. Darauf dachte ich, es wäre nicht im Sinne Goethes, wenn ich mich zwischen die Leute setzte, und kehrte um.“ – „Hältst du denn Goethe für einen Antisemiten?“ fragte ich. „Gesagt hat er das vielleicht nicht,“ sagte Kippenberg. „Aber Goethe paßt nicht zu den Juden, diese passen überhaupt nicht zu uns. Eine nahe Verwandte von mir hat einen Frankfurter Juden geheiratet. Wenn ich die abstehenden Ohren der Kinder sehe, wird mir jedesmal schlecht. So etwas kommt aus einer Familie auch nicht wieder heraus. Noch den Urenkeln wird man es ansehen, daß einmal ein Beschnittener dazwischen gekommen ist.“ „Die Juden haben aber Verstand,“ sagte ich. „Ja, den haben sie und hauen uns übers Ohr,“ polterte Kippenberg weiter, „wo sie sich einnisten, werden Existenzen zugrunde gerichtet. Sie halten unter sich zusammen und lassen keinen andern aufkommen. Du merkst in deiner Unschuld gar nicht, wie verjudet die ganze Goethephilologie bereits ist. Für die Juden ist das einfach ein Goethegeschäft. Sie verdienen dabei, wenn sie Goethe feiern. Aber verstehen können sie ihn überhaupt nicht. Ich bin im Engelmann-Verlag Angestellter und weiß im Geschäftsleben Bescheid. Ich nehme dir das gar nicht übel, daß du kein so klares Bild hast, weil du eben Gelehrter bist,“ sagte Kippenberg.

Dieser Gegensatz kam ein paar Jahre später, als Kippenberg bereits den ramponierten Insel-Verlag übernommen hatte und dabei war, ihn zu einem großen Unternehmen auszugestalten, noch schärfer zum Ausdruck. Kippenberg machte sich über einen Prospekt lustig, den der Lektor des Verlag Hermann Seemann Nachfolger, Dr. Julius Zeitler für „Goethes Romantechnik“ geschrieben hatte. „Ihr denkt natürlich,“ sagte Kippenberg, „daß jetzt jeder Zahnarzt das Buch kauft und in sein Wartezimmer legt. Aber Euren Prospekt liest ja kein Mensch! Wie kann man ein Goethe-Prospekt mit dem unsinnigen Satz anfangen: „Des Dichters Genie lag im Roman.“ Wer das liest, hört sofort zu lesen auf. Euer Verlag hat ein paar Jahre davon gelebt, daß man Hermann Seemann Nachfolger mit dem alten angesehenen Kunstverlag E. A. Seemann verwechselt hat. Aber das tut heute keiner mehr, so viel Schund habt Ihr herausgebracht. Weder Zeitler noch sein Chef hat eine Ahnung, wovon überhaupt der Absatz eines Buches abhängt.“ – „Nach dem, was du da eben gesagt hast,“ sagte ich etwas ironisch, „scheint der Name des Verlages die Hauptrolle zu spielen.“ – „Natürlich,“ sagte Kippenberg. „Der ganze Vertrieb beruht ja auf dem Vertrauen, das sich ein Verleger erwirbt. Ich kann jetzt schon sagen, daß niemand von der Insel ein minderwertiges Buch erwartet. Die Inselbücher legt jeder ins Schaufenster.“ – „Und was kommt in zweiter Linie?“ fragte ich weiter. „Die Ausstattung,“ sagte Kippenberg, „Reclam wird mit seinen schäbigen Holzpapierheftchen in unserer Zeit täglich unmöglicher. Ein Buch, das ich herausbringe, ist in tausend Jahren noch da. Dann ist der ganze Reclamschund schon längst in Staub zerfallen. Dazu nun noch das unmögliche Format und der Kleindruck!“ – „Die Sachen sind aber billig,“ sagte ich, „und dringen ins Volk.“ – „Nein, Reclam ist furchtbar teuer,“ schrie Kippenberg. „Das Gute ist nie teuer; denn es bleibt, man hat es sein Leben lang und kann es vererben. Aber der Schund, der für die Masse fabriziert wird, der wird heute gekauft und geht morgen entzwei. Reclam rechnet mit Menschen, die Bücher kaufen, um sie einmal zu lesen, und dann nicht mehr auf sie achten.“ – „Lassen wir das,“ sagte ich, „was ist der dritte entscheidende Punkt nach Verleger und Ausstattung?“ – „Der Titel,“ verkündete Kippenberg. „Die Verfasser setzen die verrücktesten Titel über ihre Bücher. Wenn ihnen die Verleger die Themen nicht gegeben haben, müssen sie den Lektor das Buch im Manuskript lesen lassen. Der hat dann einen aktuellen Titel vorzuschlagen. Wenn er versagt, muß der Verleger selbst den Titel ändern.“ – „Und wenn er nicht geändert werden kann?“ sagte ich. „Dann lehnt man das Buch ab,“ entschied Kippenberg brüsk. „Mit dem Vergnügen, unverkäufliche Bücher auf Lager zu legen, gebe ich mich jedenfalls nicht ab. Wer es tut, muß unvermeidlich sehr rasch sein Geld

in Altpapier verwandeln. Ein Glück, wenn er die Bücher noch verramschen kann! Sonst muß er sie schließlich makulieren, und dann kommen sie als Wurstpapier unter die Leute.“ Allmählich wurde ich wütend. Ich fragte daher: „Warum redest du gar nicht von den Autoren?“ – „Ja,“ erwiderte Kippenberg etwas zögernd, „es gibt natürlich Fälle, in denen der Name des Verfassers einen gewissen Absatz sichert. Das ist sicher der Fall bei Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“. Bei solchen Weltberühmtheiten wird natürlich der bloße Name gekauft. In kleinerem Umfang ist das mit den Universitätsprofessoren so, deren Bücher wenigstens von ihren Studenten gekauft werden, damit sie bei der Anmeldung zum Examen sagen können: „ich kenne Ihr Buch, Herr Professor, und besitze es auch.“ Aber wirklich große Geschäfte sind damit nur selten zu machen.“ – „Höre einmal, Kippenberg!“ ging ich nunmehr los. „Wir sind mit Verleger, Ausstattung, Titel und Autor jetzt glücklich schon an der vierten Stelle angelangt, und du hast noch kein Wort von dem gesagt, was mir die Hauptsache zu sein scheint, da ich Bücher schreibe. An welcher Stelle willst du das einrangieren, was in dem Buche steht?“ Kippenberg brach in Gelächter aus und gluckste dazwischen: „Überhaupt nicht, Mensch! Darauf kommt doch gar nichts an!“ Empört stand ich auf, nahm meinen Hut vom Haken, sagte: „Gute Nacht,“ ohne ihn anzusehen, und ging. Er lief zwar hinterher und wollte mich wieder begütigen, aber ich ließ nicht mehr mit mir reden. Es war das mal wieder eine von den Dummheiten meines Lebens; denn Kippenberg hat, als sein Insel-Verlag groß und berühmt geworden war und höchste Honorare zahlte, zwar von seinen ehemaligen Studienfreunden, von Werner Deetjen und Julius Petersen, sich Bücher und Ausgaben herstellen lassen, von mir aber niemals. Auch hier aber freue ich mich meiner Dummheit noch heute und lehne die nachfolgende Einsicht, daß es gescheiter gewesen wäre, ihn ruhig bramarbasieren zu lassen, durchaus ab. Solchen Erfolgsprotzen muß auch einmal die Wahrheit gesagt werden, und dazu war ich der geeignete Mann.

Der Gerechtigkeit halber muß ich erwähnen, daß sich auch einmal eine andere Vereinigung über Kippenberg lustig gemacht hat. Dieser schloß sich einem Stammtisch an, der von Literatur und Dozenten besucht wurde, um auf dem laufenden zu bleiben und sich als der gewaltige Inselverleger bewundern zu lassen. Wenn die Sprache auf ein entlegenes Gebiet kam, pflegte Kippenberg unter dem natürlichsten Vorwande der Welt hinauszugehen, sich in dem Konversationslexikon, das in einem Lesezimmer aufgestellt war, rasch zu informieren und dann zurückzukehren. Unvermerkt, wie er glaubte, lenkte er das Gespräch, das inzwischen weiter gewandert war, auf den schwierigen Punkt zurück und gab seine Lexikonweisheit zum besten. Man kam aber hinter seine Schliche, und einige Spaßvögel verabredeten für den nächsten Abend eine Besprechung. Dann legten sie in das Lexikon einen Zettel für Kippenberg ein. Alles erfolgte in der vorgesehenen Reihenfolge. Als man an dem schwierigen Punkt war, verschwand Kippenberg, erschien aber sofort wieder, verabschiedete sich knurrig und kam nie wieder. Auf dem Zettel, den er bei dem betreffenden Artikel im Lexikon fand, stand nämlich: „Guten Abend, Herr Kippenberg!“

In der Zeit der Weimarer Republik erzählte mir ein Vetter Lothar Zahn, der sich als Helden-darsteller am Leipziger Stadttheater, aus Begeisterung für Theodor Körner, den vom de guerre Lothar Körner zugelegt hatte, von einer Einladung bei Kippenberg. Dieser hatte sich in Gohlis neben der Villa Kösters eine ähnlich eingerichtete geleistet und gab wie sein akademisches Vorbild Gesellschaften. Die in einer Besichtigung und Bewunderung seiner Besitztümer gipfelten. Als man glücklich bis zu dem riesigen Fahnenmast im Garten gekommen war, machte Lothar Körner darauf aufmerksam, daß sich Kletterrosen darauf emporgerankt hatten, so daß gar keine Fahne mehr gehißt werden konnte. Kippenberg sagte stolz: „Das weiß ich. Die Rosen kommen erst herunter, und die Fahne steigt wieder empor, wenn es die schwarzweißrote Fahne ist. Schwarzrotgold flagge ich nicht.“ In der Nazizeit hat er dann, da ihm trotz seines Antisemitismus diese Richtung viel zu plebejisch war, Literaten, die nicht zur Reichsschrifttumskammer

gehörten, in seinem Verlag als Übersetzer und sonstige Hilfsarbeiter beschäftigt. In der DDR machte er große Anstrengungen, Leipziger Ehrenbürger zu werden. Er sammelte damals Ehrenbürgerschaften. Die von Weimar und Marburg hatte er schon. Er lud zwei Leipziger Stadträte, Lang und Beyer, nach Marburg ein, ließ sie dort seine Goethesammlung bewundern und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er allenfalls geneigt wäre, sie der Stadt Leipzig zu vermachen. Die Entscheidung lag bei der SED-Fraktion der Stadtverordneten, in der ich in Kulturfragen eine gewisse Autorität hatte. Natürlich habe ich meinen Parteifreunden auseinandergesetzt, daß Kippenberg in keiner Weise zu uns gehörte, und so unterblieb die Ehrung.

Als der Insel-Verlag 1957 sein fünfzigjähriges Bestehen feierte, gab der Oberbürgermeister zu Ehren Kippenbergs einen Empfang, zu dem ich auch eingeladen wurde und kam. Dabei hielt Kippenberg eine Dankesrede, in der er mich liebevoll behandelte und als seinen „Urfreund“ bezeichnete. Darauf mußte ich mit einem ähnlichen verlogenen Spruch antworten, wobei ich es mir aber nicht versagte, Kippenbergs Jugendrede über das Problem, wovon der Absatz eines Buches abhängt, zu wiederholen. Kippenberg rief aufgeregt dazwischen: „Das ist aber jetzt nicht wahr. Das habe ich nie gesagt! Ich protestiere!“ Darauf bog ich die Sache etwas um, indem ich fortfuhr: „Ja, das war die Äußerung eines jungen Heißsporns, der ganz in einer Sache aufgeht, hier im Verlagswesen, und dadurch erringt er dann seine großen Erfolge.“ Kippenberg beruhigte sich und ergriff nochmals das Wort, um mir zu danken. Dabei redete er über „die herrlichen Abende in der Kiachta-Hütte“ und versicherte mir: „Du hast dich nicht die Spur geändert und bist überhaupt nicht alt geworden. Die Rede, die du eben gehalten hast, hättest du Wort für Wort in der Kiachta-Hütte halten können.“ Bei dem Kaffeetrinken, das auf das Festmahl folgte, setzte sich Kippenberg zu meiner Frau und mir und sagte mit wachsender Rührung: „Das waren damals herrliche Zeiten! Wir waren immer mit Leib und Seele vergnügt, und dabei hatten wir doch alle miteinander überhaupt kein Geld, waren arm wie die Kirchenmäuse. Man versteht im Alter gar nicht mehr, wie vergnügt man in der Jugend ohne Geld sein konnte!“ Ich dachte: „Na, du hast dich auch nicht geändert!“ Gesagt aber hatte ich's nicht, sondern ließ ihn die Rolle des treuherzigen Biedermanns, die er an diesem Abend gewählt hatte, ruhig weiterspielen. Vermutlich ist er mit dem Bewußtsein nach Hause gefahren, unter der roten Bande einen großen schauspielerischen Erfolg erzielt zu haben. Dagegen hatte ich das Gefühl, an dem Abend eigentlich nicht genug Dummheiten gemacht zu haben, und war weniger mit mir zufrieden.

Julius Petersen war der jüngste Sohn eines Reichsgerichtsrates, ein Spätling der Ehe, verwöhnt und eine Nuance zu weich. Er war der Korpsstudent in München gewesen, erledigte zwei Semester in Leipzig, um wieder ins Arbeiten hineinzukommen, und setzte dann seine Studien in Berlin bei Erich Schmidt fort. Er war, als ich ihn kennerlernte, ein eigentümliches Gemengsel von Bohemien und Karrierist, später ging er in der Karriere auf. Wir haben zusammen den ganzen „Parzival“ durchgelesen, und Petersen, der eine dichterische Ader hatte, besang allerhand Kneipereien, auch eine Prügelei, in die wir einmal in einer Witwenstube gerieten, in nachgeahmten Parzival-Versen. Eine Witwenstube ist ein Lokal, in das junge Witwen gehen, wenn sie mannstoll werden. Sie freunden sich dort meist nur für eine Nacht mit einem Manne an, der nicht unbedingt jung zu sein braucht, und fahren ihm am nächsten Morgen mit den Nägeln ins Gesicht, wenn er den Versuch macht, für die genossenen Freuden zu bezahlen. Sie sind nämlich anständige Frauen! Ob es heute noch solche Befriedigungsanstalten gibt, entzieht sich meiner Kenntnis. Sie waren damals eine Leipziger Lokaleigentümlichkeit und haben sich wohl während des Messetrubels herausgebildet, der ja immer Leipzig mit Prostituierten bevölkert, die jedoch über die Bezahlung ganz anders denken als die Witwen. Aus Petersens Parzival-Nachahmung sind mir noch folgende Verse erinnerlich:

Dô sprach Julius

Aber ze Robert alsus:

„*Garzûn li biere!*“
 „*Hungt,*“ *sprach der fiere.*

(Da sagte Julius wieder zu Robert so: „Bierjunge“ – „Wird angenommen,“ sagte der Stolze.) Petersen ging auch gern mit mir in ein Café chantant zweiten Ranges, das am Königsplatz lag und sich nach dem Lieblingsschloß Wilhelm I. „Babelsberg“ nannte. Aus meinen Liedern auf diese Exkursionen habe ich folgende Strophe behalten:

*Wir ließen den bayrischen Lethe
 Und zogen zum Königsplatz.
 Im Babelsberger die Grete
 Schrie: „Guten Abend, mein Schatz!“*

Man hört Scheffel, aber es war keine bewußte Nachahmung, sondern ich schrieb ganz unschuldig im oft gehörten Tone weiter. Die Grete war eine Kellnerin, die wir zu lieblosen pflegten, wenn wir genug Bier getrunken hatten, um über die nicht unbeträchtliche Altersdifferenz hinwegzukommen. Im allgemeinen pflegte ich mich als Student in jeder Woche nur einmal zu betrinken, weil ich nicht zuviel Zeit damit verlieren wollte. Petersen hatte auch noch allerhand zeitraubende Verliebtheiten in der besseren Gesellschaft im Kopfe, stand aber nach seinen Studentenjahren in dem Rufe, mehr ein fleißiger Professor als ein genialer Kopf zu sein. Seine Doktorarbeit behandelte „Schiller und die Bühne.“ Er war sehr stolz darauf, daß ein Urahn von ihm als Kneipkumpan Schillers in dessen Briefwechsel erwähnt wird, behauptete aber, daß dieser Ahnherr durchaus nicht so versoffen gewesen sei, wie ihn Schiller geschildert habe. Dieser nennt ihn nämlich in späteren Jahren „entmensch vom Trunke“. Das ist Julius Petersen allerdings nie gewesen. Sein Vater, der alte Reichsgerichtsrat Petersen, war ein Mann von tadelloser Haltung und reizender Liebenswürdigkeit gegen die Studiengenossen seines Sohnes. Er war damals mit einem philosophischen Werke „Willensfreiheit und Strafrecht“ beschäftigt. In diesem Buche hat er alle die Skrupel niedergelegt, die ihm während seiner richterlichen Praxis gekommen waren. An die unbedingte Willensfreiheit glaubt in unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter kein Mensch mehr. Wenn man sich aber dem Determinismus ergab, dann war jede Tat das notwendige Ergebnis von Anlagen und einwirkenden Umständen. Wo blieben dann Schuld und Strafe? Natürlich half sich der alte Herr mit bedingter Zurechnungsfähigkeit, aber dann mußte man wieder jedem Verbrecher mildernde Umstände und den Schutz des §51 zugestehen. Das wollte er auch wieder nicht, und so kam er aus dem Hin und Her, Für und Wieder nie heraus. Natürlich ist das Buch gerade dadurch interessant, besonders für Juristen. Mein Bruder Hans, der es ja auch bis zum Amtsgerichtspräsidenten gebracht hat, fand allerdings, daß solche Erwägungen ganz sinnlos seien. Ein Richter habe sich einfach nach dem Strafgesetzbuch zu richten, dazu sei es da. „Problem? Ach was!“ schloß Hans ab, „der Kerl ist ein Schädling, also Kopf ab!“ Ich kam, als ich das Buch des alten Petersen im „Leipziger Tageblatt“ rezensierte, zu einem andern Ergebnis. Ich sagte, man müßte sich eine Morgen- und eine Abendansicht anschaffen. Jeden Morgen müsse man von der Willensfreiheit überzeugt sein. Dann habe man den Mut zum tatkräftigen Handeln. Jeden Abend aber müsse man davon überzeugt sein, daß alles notwendig so habe kommen müssen, wie es gekommen sei. Dann schlafe man gut. Diese praktische Auffassung fand der alte Petersen aber leichtsinnig und frivol. Übrigens sind bei meiner Lösung die schlaflosen Nächte, in denen einem die meisten Stempel kommen, nicht berücksichtigt. Trotzdem lebe ich noch heute nach demselben Rezept.

Als Petersen Professor für Germanistik in Basel wurde, schrieb ich ihm, er sei sehr glücklich daran; denn er wäre nunmehr Republikaner, während wir weiter in einer Monarchie wirken müßten. Über diesen Glückwunsch war er so entsetzt, daß er mir überhaupt nicht antwortete. Als Erich Schmidt starb, wurde Petersen nach Berlin berufen und damit zum Haupt der ganzen

Germanistik gemacht. Er kränkelte aber früh und schrieb nichts Bedeutendes. Sein Spezialgebiet blieb von seiner Dissertation an die Theatergeschichte. Als Busse ihn einmal in Weimar bei einer Goethetagung traf und ihm erzählte, daß ich mich dem Monistenbund angeschlossen hätte, erstarrte Petersen und sagte: „Nun, für verrückt habe ich Riemann ja immer gehalten.“ Originell war diese Äußerung nicht. Petersen begriff nicht, wie man so dumm sein konnte, sich die Karriere freiwillig zu verderben. Er paßte sich schließlich auch noch den Nazis einigermaßen an, schrieb eine Arbeit über Grimmels Hausens deutschen Helden und geriet dabei in die völkische Mystik hinein. Er starb während eines Erholungsaufenthaltes am Starnberger See und wurde dort begraben.

Während des gemeinsamen Studiums wurde ich durch Petersen mit Hartwig Jeß bekannt, der ehemals an der Thomasschule zugleich mit mir die Aufnahmeprüfung gemacht hatte. Jeß war ein ewig mißvergnügter Mensch, der in unserer Kreise nie recht heimisch wurde. Er glaubte beständig, daß er irgendwie zu kurz gekommen wäre. Da er acht oder neun Geschwister hatte, habe ich immer gedacht, daß sich diese Einstellung bei den gemeinsamen Mahlzeiten entwickelt hätte, indem da jeder gelauert hätte, ob auch genug für ihn übriglieb. Es war aber eine Familie, die ein großes Gehalt zu verzehren hatte; Denn der Vater wurde schließlich Senatspräsident am Reichsgericht. Jeß wurde von Jahr zu Jahr eingebildeter und unzufriedener. Da er der Meinung war, nie genug Taschengeld zu bekommen, ging er ein Jahr als Hauslehrer zu einem steinreichen Arzt in Wildungen. Er hatte dort sogar ein Reitpferd, verlobte sich aber nicht etwa mit einer von den beiden Töchtern, die er zu unterrichten hatte, sondern schwärmte sie nur an. Nach seiner Rückkehr schimpfte er beständig darüber, daß er dort viel feudaler hätte leben können als in Leipzig. Der alte Wundt war sein Vetter, aber dreimal so alt wie er, und wurde daher von ihm respektvoll mit Onkel angeredet. Als Jeß seinen Doktor machte, wurde er von Wundt in Philosophie geprüft, bekam auch die 1, schimpfte aber darüber, daß ihn Wundt in keiner Weise entgegengekommen sei: „Er hat mich geradezu gemein schwer geprüft,“ sagte er. Auf Köster war er wütend, weil ihm dieser „ein elendes Thema“ für die Dissertation gegeben hatte, nämlich die Verserzählungen Langbeins, eines Dichters dritten Ranges, von dem nichts mehr lebendig war außer dem Verse: „Als der Großvater die Großmutter nahm,“ und dem Refrain: „Ins Bett, ins Bett, ins Federbett.“ Jeß hatte aber nicht die Kraft oder den Mut, selbst ein anderes Thema vorzuschlagen, sondern arbeitete die „langbeinige Dissertation“, wie Petersen sagte, unter beständigem unwilligem Knurren aus. Als der alte Petersen einmal Jeß und mich eingeladen hatte, sagte er, seinen Sohn einschließend: „Sie werden gewiß noch einmal alle drei Professoren!“ Jeß erwiderte mürrisch: „Ja, Professoren am Gymnasium, und dann ist die Familie proletarisiert, und man weiß nicht, wovon man seine Kinder studieren lassen soll.“ Er blieb Junggeselle. Einmal sagte er zu mir: „Ich weiß nicht, was mit mir los ist. Wenn wir mit Petersen zusammenkommen, schnappt ihr beide sofort zusammen, und ich kann dann dabei sitzen und zuhören.“ Ein andermal erzählte er mir, daß jeder große Philosoph eigentlich nur einen entscheidenden Einfall gehabt habe: „Deshalb lese ich sie alle,“ fuhr er fort, „und warte auf meinen metaphysischen Einfall.“ Er hat vergeblich darauf gewartet. Als wir uns zum Staatsexamen meldeten, war ich, wie das in meiner Natur lag, bald in eine gemütliche Unterhaltung mit dem Fakultätsdiener begriffen, während Jeß seine Fragen stellte, als ob er den Mann zu verhören hätte. Auf dem Heimwege fragte ich ihn: „Betrachtest du die dienstbaren Geister der Universität eigentlich nicht als Menschen?“ – „An deine Bedientenmanieren kann ich mich nicht gewöhnen,“ sagte Jeß ärgerlich. So stieß er immer wieder alle Welt vor den Kopf und wunderte sich dann, daß er keine Freunde hatte. Er wurde Lehrer am König-Albert Gymnasium und bekam von den Schülern wegen seiner anmaßenden Haltung den Beinamen „der Fürst“. Als 1946 noch alles durcheinander ging, fand ich ihn an der Leibnizschule als Mitglied meines Lehrerkollegiums wieder, schon sehr ramponiert durch ein Lungenleiden, das ihn genötigt hatte, das Rauchen

aufzugeben, und daher noch viel mißvergnügter als früher. Ganz erschrocken war er, als ich ihm aus Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand drei Stunden wöchentlich abnahm und sie für ihn gab: „Das ist ein wirklicher Freundschaftsdienst,“ sagte er, „an so etwas bin ich nicht gewöhnt. Eigentlich tut doch nie einer etwas für den anderen.“ Er mußte in den Ruhestand treten, ehe die Pensionen wiederhergestellt waren, und bekam daher nur die Rente, etwa zweihundert Mark monatlich. Darauf verfiel er völliger Verzweiflung und schrieb auf einem Zettel als seinen letzten Willen nieder: „Ich will nicht im Erbbegräbnis bei meinen Eltern beigesetzt werden. Ich bin ein Gescheiterter.“ Es wurde in der Tat ein Armenbegräbnis. Zunächst sprach ein Pfarrer, der sein Schüler gewesen war, wurde aber in weniger als zehn Minuten fertig. Dann kam ich an die Reihe und konnte ihn wenigstens als eine wissenschaftlich hochstehende Lehrkraft klassifizieren. Daß er eine der unglücklichsten Veranlagungen war, die ich je kennengelernt hatte, mußte ich natürlich zurücktreten lassen. Leichenpredigten sind keine zuverlässige Quellen. Von den vielen Brüdern war keiner anwesend, sie waren alle längst nach Westdeutschland abgewandert.

Zu den vornehmen Verwandten, die Jeß hatte, gehörte auch Paul von Hedemann, der Sohn des Adjutanten des Königs von Dänemark. Er war aber ein liebenswürdiger netter Mensch. Als er in unsern Kreis kam, sagte Willi Eilers, dessen Vater es beim Militär bis zum Sergeanten gebracht hatte und dann in den Postdienst übergegangen war: „Ich bin auch aus so einer alten Militärfamilie,“ worauf sich unter uns eine stille Heiterkeit verbreitete. Eilers heiratete eine Tochter des eß- und trinklustigen Pastors Peschek und wurde Oberstudiendirektor in Glauchau. Als Ehemann war er sehr moralisch geworden. Er erzählte bei einem Besuche in Leipzig, daß er oft in die Badeanstalt ginge, um nachzuprüfen, ob seine Schüler und Schülerinnen nicht so dicht nebeneinander am Strande lägen. Vor dem Staatsexamen war er bereits verlobt und schickte in seiner Angst vor einem ungünstigen Ergebnis seinen Schwiegervater zu Köster. Der Pastor sagte bekümmert: „Sie werden meinem Schwiegersohn doch keine Schwierigkeiten machen, Herr Professor?“ Köster erwiderte schneidig: „Schwierigkeiten machen wir unseren Prüflingen überhaupt nicht. Wir überzeugen uns nur, daß sie ihre Studien nicht auf der Promenade erledigt haben.“ Eilers kam aber doch durch. Daß er kein glänzendes Examen gemacht hatte, schadete seiner Karriere nicht. Er war ein loyaler Untertan und erzog loyale Untertanen.

Da ich bei Mogk auch dänisch gelernt und sogar von Andersens Kindergeschichtsbuch „Gudfadens billedbog“ (das Bilderbuch des Paten) eine deutsche Übersetzung angefertigt hatte, konnte ich mich als einziger mit Hedemann dänisch verständigen. Auch er hatte einen Ahnherrn unter den Dichtern, nämlich Jens Baggesen (1764 bis 1826), dessen „Parthenous“ in die Nachfolge von Goethes „Herrmann und Dorothea“ gehört und ebenfalls in Hexametern abgefaßt ist. Natürlich las ich das idyllische Epos durch, um mich mit Hedemann darüber zu unterhalten. Er sagte aber, das Gedicht sei so sentimental, wie Baggesen überhaupt gewesen sei, und er wisse selbst nichts Rechtes damit anzufangen. Hedemann war jedoch selbst nicht frei von Sentimentalität. Wenn er ein paar Glas getrunken hatte, sang er ein dänisches Lied von den Sternen, die über der Liebe funkeln, und wollte sogar mit mir tanzen, während er sang. Dabei kam nur eine etwas lächerliche Hopserei heraus. Er wurde dann auch bei uns eingeladen und hielt eine Rede auf mich, in der er eine dänische Saga erzählte, die von zwei Freunden handelte. Einer von den beiden schenkt dem andern einen Eisbären, und Hedemann schloß damit, daß ich auch seinen Eisbären, womit er seine Freundschaft meinte, treulich empfangen sollte. Meine kleine Schwester Dina wunderte sich sehr, daß der Eisbär, von dem fortwährend die Rede war, nicht zu sehen war. Hedemann hat mich später noch oft durch Jeß grüßen lassen.

Eine wirklich enge Freundschaft fürs Leben schloß ich auf der Universität nur mit Bruno Busse (1877-1916). Anfangs hatte ich seine Aufmerksamkeit nicht weiter erregt, wohl aber er die meine, weil er über allerhand Eigenschaften verfügte, die mir fehlten. Als ich ihn später einmal fragte, wie das zugegangen sei, sagte er: „Ja, du warst mit Zeiger befreundet, und das

war belastend.“ Zeiger war ein etwas langweiliger Durchschnittsmensch, ein Wiesbadener, den ich von der Schule her kannte. Er gehörte wie Busse zum Neuphilologischen Verein und hatte mir allerhand von diesem Kommilitonen erzählt, der, wenn er einen Mangel an Kenntnissen im Gespräch erkannte, seine Erwiderung regelmäßig mit den Worten begann: „Du Laie!“ Menschen, mit denen nicht viel los war, pflegte er als „Trübiane“ zu bezeichnen, brauchte dieses Wort aber auch für zweitrangige Dichter und Gelehrte der Vergangenheit. Wahrscheinlich hatte er Zeiger und dessen etwaige Freunde unter die „Trübiane“ einrangierte. Daß ich nicht dazu gehörte, merkte er in den Übungen bei Witkowski und im Sieversschen Seminar. Das Kösters besuchte Busse nicht. Er nahm ihn nicht für voll. Busse entstammte einer Lehrerdynastie. Schon sein Urgroßvater war Lehrer gewesen, sein Vater war Mittelschullehrer und Korrektor. Mit Busse brachte es die Familie auf ein Wunderkind, das mit fünf Jahren bereits mühelos las, mit neun aufs Gymnasium kam und mit zwölf haufenweise französische Bücher im Urtext las. Busses sprachliche Begabung war einfach phänomenal. Gotische, althochdeutsche, nordische und mittelhochdeutsche Texte las ich ja auch mühelos, aber Busse las mit gleicher Gewandtheit auch mittellateinische, altfranzösische, provenzalische, angelsächsische, altenglische, dänische, schwedische, holländische, italienische und spanische. Er sagte mir einmal: „Wenn man ein paar Sprachen kann, ist es eine Kleinigkeit, sich eine weitere anzueignen. Es sind ja immer dieselben Probleme, die wiederkehren. Die eigentliche Grundlage kriegen wir vom Gymnasium mit. Im Griechischen lernt man, schwierige Satzgefüge zu meistern, vom Lateinischen stammen die meisten modernen Kultursprachen ab. Wenn man Plattdeutsch kann und Reuter gelesen hat, ist man sehr rasch im Englischen drin.“ Er war in Neuwalden geboren und aufgewachsen. Der Direktor des Gymnasiums, Wegener, war Mundartenforscher und hatte aus seinen Primären einen literarischen Zirkel gebildet, in dem die großen Dichtungen gelesen und besprochen wurden. Als Busse die Universität bezog, brachte er den größten Teil von dem, was er dort lernen sollte, bereits mit. Er promovierte 1899 mit einer Dissertation „Sagengeschichtliches zum Hildebrandsliede“ bei Sievers, dessen Lieblingsschüler er war, mit „summa cum laude“. Er hatte in der Arbeit nicht nur alle überhaupt bekannten Geschichten vom Kampf des Vaters mit dem Sohne herangezogen, sondern auch die gesamte gelehrte Literatur über sie kritisiert. Ich fragte ihn: „Mensch, wann hast du eigentlich alles das gelesen?“ Busse lächelte: „Ja. Die wirklich guten Abhandlungen liest man natürlich Zeile für Zeile, alles andere aber nur diagonal.“ – „Von links oben nach rechts unten?“ fragte ich. „Ja,“ antwortete Busse, „wenn du zwei Zeilen gelesen hast, merkst du doch, daß der Kerl nur ein idiotissimostis (irgendein Zentralidiot) ist. Worauf der kommt, kannst du dir ohne weiteres denken und brauchst nur nachzusehen, ob es stimmt!“ – „Aber es kann ihm doch zwischendurch, gerade in dem, was du nicht liest, irgend etwas eingefallen sein.“ – „Nein,“ beharrte Busse, „so einem Trübian fällt nichts ein als das, was den anderen Trübianen auch einfällt.“ Ich war nicht recht einverstanden und berief mich auf Jean Paul, der einmal irgendwo gesagt hat, jeder Mensch komme ab und zu auf einen guten Einfall, ein Genie habe solche nur dichter als die anderen. „Was machst du übrigens, wenn dir zuviel einfällt, Bruno?“ – „Zuviel,“ sagte er, „das kann doch gar nicht genug sein.“ – „Nun,“ erwiderte ich, „es kommen einem doch von Zeit zu Zeit sehr kühne Gedanken, aber man hat nicht die Begründungen alle bei der Hand. Ich pflege sie dann doch zu äußern, auch auf die Gefahr hin, widerlegt zu werden. Bei mir behalten kann ich sie nicht, denn interessant ist doch gerade das, worüber man zunächst selbst erstaunt, wenn es einem aufgeht.“ – „Wozu haben wir unsere schöne Sprache?“ sagte Busse, „da brauchst du doch bloß voranzustellen, daß man auf den kühnen Gedanken so und so kommen könnte, für den aber die Belege zur Zeit noch fehlten. Das macht erst recht Effekt und verbindet zu nichts.“

In dieser Weise haben wir uns sehr oft unterhalten. Busse liebte genauso wie ich das bedachtsame Trinken mit wissenschaftlicher Unterhaltung. Eine Zeitlang setzten wir uns zu die-

sem Zwecke an den Rand des alltags völlig dunklen Tanzsaals im Sanssouci, redeten, stierten in den finstern Raum, tranken und redeten weiter. Da dies im Gegensatz zu dem gewöhnlichen Gasthofbetrieb, bei dem die Leute immer so viel Licht haben wollen wie möglich und der Wirt daher nur nach je fünfzig Glas Absatz neue Flammen aufdrehen läßt, ein ganz apartes Vergnügen ist, sozusagen ein Stück Romantik, entsprach es unsern poetischen Neigungen. Busse dichtete auch, und zwar am liebsten Sonette, von denen eines auf die zum Schafott schreitende Königin Marie Antoinette sogar gedruckt worden ist. Wir gingen auch gern abends in eines der wenigen Gartenlokale, die Leipzig aufzuweisen hat, da ich der Meinung war, daß ein grüner Baum nur schön ist, wenn unter ihm eine elektrische Laterne brennt. Rousseau dreht sich im Grabe um, wenn er von diesem verdorbenen Geschmack eines Großstädtlers hört. Was uns völlig mißlang, waren gemeinsame Ruderpartien. Zwar hatte ich vom Rhein her die Fähigkeit mitgebracht, so machtvoll zu rudern, daß die dreckige Flut der Pleiße zum Himmel spritzte. Aber am Steuer war weder Busse zu brauchen noch ich. Wir hatten eine unbezwingliche Neigung, rechts und links zu verwechseln, so daß wir beständig in Gefahr waren, an Bäumen, Mauern und Brückenpfeilern zu scheitern: Einmal lief sogar die Bootsverleiherin verzweifelt hinter uns her und rief und kreischte andauernd: „Rechts!“ aber wir fuhren doch links an die Mauer an, worauf sie an die Stirn tippte, um anzudeuten, daß sie noch nie so dumme Kunden gehabt hätte. Busse sagte aber bloß resigniert: „Ja, irgendwo ist jeder Laie.“ Beim Militär haben wir später ähnliche Erlebnisse gehabt.

Busse hätte eigentlich sogar segeln müssen; denn sein Lieblingsdichter war Lord Byron. Er kleidete sich stutzerhaft nach diesem Vorbilde und trug Krawatten in starken Farben. Sein schwarzer Lockenkopf nahm sich darüber sehr gut aus, so daß mein Vater einmal sagte: „Dein Freund Busse ist ein patentes Kerlchen.“ Er hatte ewig Schulden beim Schneider, da er beim Kannewurf am Königsplatz arbeiten ließ. Er pumpte auch seine Freunde an und ließ sich immer erst von diesen daran erinnern, daß er ihnen etwas schulde. Meine kleine Schwester Dina sagte einmal entrüstet zu ihm: „Herr Doktor Busse, geben Sie doch Robert endlich sein Geld wieder! Er jammert, daß er so wenig hat, und Sie sind schuld daran.“ Busse beeilte sich und hat mich seitdem nie wieder angeborgt. Er mußte seine Lebensführung einschränken, als sein Vater im Jahre 1900 starb, besann sich aber sofort auf sein angeborenes Pädagogenblut und nahm eine Lehrstelle an der I. Realschule an, die der grimmige alte Pfalz leitete, der ein unerbittliches Regiment über Lehrer und Schüler führte. Der geniale junge Student war für diesen Pedanten eine Erscheinung, die ihn einfach in Entsetzen versetzte. Pfalz hatte seinen Lehrern das Tragen von Spazierstöcken verboten, also kam Busse stets mit Stock. Niemand durfte im Schulgebäude laufen, aber Busse kam immer im letzten Moment und sprang die Treppen herauf. Pfalz brüllte ein donnerndes „Halt!“ und sagte dann: „Ach so, Sie sind das. Ich dachte, da lief ein Schüler die Treppe hinauf!“ – „Nein,“ sagte Busse, „aber ich muß meine Zeit zu Rate halten und darf sie nicht mit dem Wege verbrauchen.“ – „Es ist aber kein gutes Vorbild für die Schüler, wenn die Lehrer laufen,“ knurrte Pfalz. „Jetzt wird es aber die höchste Zeit, daß ich in den Unterricht komme,“ sagte Busse äußerst unbekümmert und schoß die letzte Treppe hinauf. Da Pfalz merkte, daß die Schüler etwas bei Busse lernten, fügte er sich endlich seufzend in sein Schicksal. Es herrschte damals großer Lehrermangel, wie er in allen kapitalistischen Staaten von Zeit zu Zeit eintritt. Die Gehälter der Lehrer bleiben immer hinter denen der Juristen zurück, weil es zehnmal so viel Lehrer wie Juristen gibt. Dann setzte eine große Bewegung „Gleichstellung mit den Juristen“ ein, die der Öffentlichkeit erst zum Bewußtsein bringt, daß die Lehrer nicht so hoch eingeschätzt werden wie die Juristen. Die Folge ist, daß noch weniger Menschen Philologie studieren als vorher. Wenn die Zahl der Lehrer so gering wird, daß der geordnete Unterrichtsbetrieb darunter leidet, werden endlich die Lehrgelöhner erhöht, und dann ist fünf Jahre später das Fach überfüllt. Diese Fluktuation habe ich mehrfach miterlebt.

Damals herrschte gerade Lehrermangel, und Pfalz hatte es durch sein tyrannisches Regiment außerdem dahin gebracht, daß seine Lehrer nur noch schriftlich mit ihm verkehrten und immer wieder Gesuche um Versetzung an eine andere Realschule einreichten. Er war also gar nicht in der Lage, Busse wieder wegzuschicken, obwohl ihm alles mögliche an ihm mißfiel. Zur Erledigung des üblichen Morgengebets brachte dieser die Zeitung der Heilsarmee mit, die er in vorgerückter Nachtstunde dem uniformierten Mädchen abzukaufen pflegte, das sie in den Wirtschaften feilbot. Einmal habe ich die Zeitung auch dem Mädchen abgekauft, aber nur um es für eine Schlagfertigkeit zu belohnen. Ich sagte nämlich, als sie mir den „Kriegsruf“ anbot: „Um Gotteswillen, nein!“ „Gerade um deswillen!“ sagte die kämpferische Jungfrau. Die Nummer, die ich dann kaufte, hatte ein großes Titelbild, auf dem der Tod grinsend eine zerbrochene Tonpfeife gegen eine Königskrone abwog. Darunter stand ein total verworrener Artikel, auf diese heimtückische Art betrüge der Tod die Menschen, so daß sie glaubten, alle Unterschiede hören mit dem Tode auf, während da gerade die Unterschiede erst anfangen. Busse behauptete, alle Religionen sei primitiv; die Heilsarmee sei ganz primitiv, also für religiöse Erbauung besonders geeignet. Sehr häufig hatte er außer dem „Kriegsruf“ noch die neueste Nummer der damals gar nicht zahmen Wochenschrift „Simplizissimus“, die in München als Kampfblatt der Intelligenz erschien, in der Hand, während er an dem fassungslosen Pfalz vorüberzog. Gelegentlich hatte er fromme Anwandlungen, besonders wenn er nachts nicht schlafen konnte, was bei vielen rastlos tätigen Gehirnen in nicht sehr kräftigen Körpern vorkommt. Dann nahm er Brom, auf das er sofort zu reagieren pflegte. Einmal vergriff er sich in der Dosis und nahm zuviel. Daher schrieb er schnell noch einen Zettel: „Pflanzt mir einen weißen Rosenstock auf mein Grab!“ und legte sich mit dem Bewußtsein zu Bett, daß er wahrscheinlich nicht wieder aufstehen würde. Am nächsten Tag erwachte er nach langem Schläfe vollkommen gesund, fand den sentimental Zettel und war vor Vergnügen außer sich. Natürlich teilte er mir die Geschichte sofort mit, und ich warnte ihn sehr ernst vor dem Pülverchen, bekam aber nur die Antwort, daß es ihm nicht einfallt, sich schlaflos herumzuwälzen. Ich sagte ihm, wer häufig Brom nehme, müsse allmählich ganz schläfrig und dösig werden. Busse erwiderte: „Davon merke ich noch nichts. Wenn die Verdummung anfängt, höre ich natürlich auf, falls ich nicht schon zu dumm dazu geworden bin.“

In solchen Situationen hatte er etwas von dummen Jungen an sich. Vermutlich war er in seinen Wunderkindjahren auf dem Gymnasium nicht dazu gekommen, die purilen Torheiten rechtzeitig zu erledigen; und holte sie verspätet nach. Ganz unverständlich war mir seine Erotik. Ich saß eines Abends mit ihm und dem klassischen Philologen Paul Brandt bei einer sehr guten Flasche Mumm Extra dry im Ratskeller. Ein altes Blumenweibchen kam, ich kaufte ihr einen ziemlich großen Maiglöckchenstrauß ab und steckte ihn in den Kühler, der neben Busse auf dem Tische stand. Dieser sog den Blumenduft ein, schoß plötzlich in die Höhe und murmelte mit einem krampfhaften Lächeln: „Ihr entschuldigt wohl, es ist nun einmal so bei mir, ich muß fort.“ Damit raste er durchs Lokal davon: „Nanu?“ sagte ich zu Brandt, „was ist denn mit Bruno los? Er benimmt sich ja, als wenn er plötzlich verrückt geworden wäre.“ – „Ja,“ sagte Brandt schwermütig, „er nimmt dann nicht die geringste Rücksicht auf seine Freunde. Du erlebst das wohl zum erstenmal mit ihm? Mir ist es schon öfter passiert. Sobald er Blumen sieht, erinnert ihn das an irgendein Frauenzimmer, das sich ähnlich parfümiert. Dann wird er toll, läßt alles stehn und liegen und läuft auf dem kürzesten Weg zu ihr. Wie kann er sich nur von den schlechten Angewohnheiten der Weiber so hinreißen lassen? Juvenal sagt doch mit Recht, daß sie nur gut riechen, weil sie eigentlich stinken!“ – „Die wahre Konsequenz des unerwarteten Vorfalls scheint mir die, daß wir den prachtvollen Mumm nun alleine trinken müssen,“ sagte ich. „Außerdem habe ich bei dieser Gelegenheit gelernt, warum sich die Weiber parfümieren!“ – „Du meinst, von Juvenal?“ fragte Brandt. „Nein, von Bruno,“ sagte ich. „Sie machen mit

den künstlichen Dünsten eben die Männer verrückt, das heißt, die Männer, die so sind wie Busse. Bei mir habe ich so etwas noch nie gemerkt. Es ist also eine berechnete Assoziation. Daß Gerüche am stärksten auf die Phantasie und auf das Gedächtnis wirken, habe ich schon längst von Wundt gelernt, aber immer nur an den Teerplankengeruch gedacht, der mir aus Hamburg in Erinnerung geblieben ist und mich jedesmal an Hamburg denken läßt. Aber hier habe ich den ganzen Komplex einmal bei einem andern erlebt, und das ist auch etwas wert.“ Damit gingen wir zum gewohnten wissenschaftlichen Gespräch über und tranken die Flasche alleine aus.

Busse machte 1901 sein Staatsexamen mit Auszeichnung in Deutsch, Französisch und Englisch und holte sich zu meinem Entsetzen auch noch eine halbe Fakultas in Religion. Eine halbe Fakultas berechtigt zur Verwendung in Unter- und Mittelklassen. Als ich ihn fragte, ob er plötzlich fromm geworden sei, sagte er: „Nein, aber wir haben jetzt Lehrermangel. Kein Mensch kann wissen, ob das so lange dauert, bis wir beständig werden und den Oberlehrertitel bekommen. Setzt eine plötzliche Überfüllung ein, dann werden nur die ständig, die sich mit den meisten Fakultäten ausgerüstet haben. Außerdem will ich in der Großstadt bleiben.“ – „Bruno, du hast doch die 1!“ sagte ich. „Ja, ganz recht. Aber schaden kann es auf keinen Fall. Mit 3 ½ Fakultäten bin ich auch sicher davor, an irgendeine Realschule gesetzt zu werden. Ich will an eine anständige Schule.“ Hier hatte Busse eben seine Grenzen. Der Großvater war noch Volksschullehrer, der Vater bereits an der Mittelschule; also mußte er als der weiter aufsteigende Enkel ans Gymnasium. Darenin konnte ich mich nicht recht versetzen. Wo ich war, fühlte ich mich oben, und diese Selbstsicherheit hatte er nicht, obwohl er mindestens ebenso ausgebildet auf seine Fähigkeiten war wie ich. Diesem Aufstiegsbeamtenehrgeiz bin ich später noch öfter begegnet. Im Bund republikanischer Lehrer traf ich den Dr. Warg, der Oberlehrer an der Grimmaer Fürstenschule war. Er sagte mit einigem Stolz: „Ich bin aus einer heraufgekommenen Familie. Mein Großvater war Hausmann an einer Schule, mein Vater war Volksschullehrer, und ich unterrichte an der Fürstenschule.“ – „Ich bin aus einer heruntergekommenen Familie,“ replizierte ich. „Mein Vater war Universitätsprofessor, ich bin höherer Lehrer, mein Sohn wird wahrscheinlich Volksschullehrer und mein Enkel Hausmann.“ Das fand Warg entsetzlich frivol.

Das Probejahr erledigte Busse als Vikar, das heißt als vollbeschäftigter Lehrer am König-Albert-Gymnasium in Leipzig. Eigentlich sollte das Probejahr der praktischen Ausbildung dienen. Die Probekandidaten, wie man die Anfänger mit einem etwas überladenen Ausdruck nannte, gaben nur sechs unbezahlte Stunden und hospitierten im übrigen bei ihrem Mentor, der ihnen zeitweilig seinen Unterricht in irgendeiner Klasse abtrat und sich dadurch entlastete. Er sollte dann bei ihnen hospitieren, um seine Stunden wenigstens abzusetzen. Das wurde aber umgangen, indem man behauptete, die jungen Leute müßten sich daran gewöhnen, mit der Klasse allein zu sein. Darauf wurde die Vorschrift dahin gemildert, daß der Mentor wenigstens in dem Schulgebäude sein mußte, wenn sein Probekandidat unterrichtete. Kontrolliert wurde aber auch das nicht, da die Aufsicht an den höheren Schulen denkbar lax war. Es gab eine Menge guter Lehrer, aber wer bummeln wollte, konnte bummeln, und manche leisteten darin allerhand.

Man betrachtete Busses praktische Einführung durch das Jahr, das er unter Pfalz an der I. Realschule unterrichtet hatte, als bereits erledigt und gab ihm vierundzwanzig bezahlte Stunden wöchentlich. Es war das für seine Mutter sehr wichtig, da sie mit vier erwachsenen Kindern von der Witwenpension leben mußte. Daß Busse seine Mutter damals schon unterstützen mußte, hat er mir niemals erzählt, weil er das bei seinen verdrehten Gentlemanbegriffen für unstandesgemäß hielt. Ich wußte nur, daß er gelegentlich in seinem Stammlokal das bezahlte, was sein unbegabter und träger Bruder, der dieselben Fächer studierte wie er, in der Bezechtheit kaputt geschlagen hatte. Das war standesgemäß, weil es mit den studentischen Kneipereien zusammenhing. Von einem andern Bruder, der Kaufmann wurde und in Neuwaldensleben einen kleinen Juwelierladen hatte, erfuhr ich erst, als Busse schon zwanzig Jahre tot war. Ein Bruder ohne

akademische Bildung war eben auch wieder unstandesgemäß. Der standesgemäße Bruder mit den Radaugelüsten machte jedoch seine Examina, wie mir Busse eines Tages mit Galgenhumor mitteilte, „quam ritissime“ (rite heißt feierlich und bedeutet in der akademischen Zensierung die 3, der Superlativ ist eine bussische Scherzbildung und etwa mit „so kaum genügend wie möglich“ zu übersetzen). Dann war noch eine Schwester, Adelheid, da, die ebenfalls Lehrerin wurde und sich mit meiner Schwester Else anfreundete, als diese Lehrerin am Töchterschulseminar der Klosterschule in Hamburg geworden war, wo ihr Direktor der Vater des Schauspielers Lothar Körner war, also auch einer unserer Vettern.

Rektor am König-Albert-Gymnasium war in Brunos Vikarzeit der alte Richard Richter, ein jovialer Herr, der gewissermaßen in Urwüchsigkeit machte und dadurch in einem wohlthuenden Gegensatz zu seinen in langweiliger Amtswürde erstarrten Kollegen stand. Zu den Konferenzen kam er stets mit einer Zigarrenkiste unter dem Arm und eröffnete die Sitzung mit den Worten: „Geben Sie erst mal die Zigarren ‘rum!“ Als ein revidierender Schulrat mit einem Blick auf Busse fragte: „Der junge Herr ist wohl Probepraktikant?“ sah ihn Richter erstaunt an und brüllte dann: „Aber ich bitte Sie, das ist doch unser neuer Vikar, Herr Dr. Busse!“ Seinen Hauptvorgesetzten, den Dresdner Geheimrat Dr. Vogel, der von geradezu abschreckender Häßlichkeit war, pflegte Richter „die avis clandestina“ (den Geheimvogel) zu nennen. Eines Montags kam Richter in die Schule und sagte: „Meine Herren, gestern kam, ausgerechnet am Sonntag, die avis clandestina zu mir. Na, ich habe ihn in den zoologischen Garten geführt, natürlich zum Käfig des Orangutans. Da standen denn die beiden und glotzten sich durchs Gitter an.“ Das König-Albert-Gymnasium lag dicht neben der I. Realschule, aber im Gegensatz zu der Friedhofsruhe, die Pfalz in seiner Anstalt hergestellt hatte, tollten die Gymnasiasten auf den Gängen und auf dem Schulhofe herum. „Wenn man die Jugend nicht hört,“ sagte Richter, „ist die Schule tot. Ein Gymnasium ist kein Zuchthaus. Wir unterrichten hier die Elite. Wenn die Kleinbürger sich darüber aufhalten, können sie ihre Kinder wieder wegnehmen. Wir weinen ihnen keine Träne nach.“ Während die Akademiker ihre Söhne meist auf die Thomasschule schickten, bevorzugten die Offiziere das Albertgymnasium. Das hatte aber noch einen anderen Grund. Die Thomasschule war städtisch, das Albertgymnasium war staatlich und klagte das rückständige Schulgeld von Offizierssöhnen nicht ein. Davon wurde ziemlich skrupellos Gebrauch gemacht. Das Albertgymnasium hatte schließlich fünfzigtausend Mark Schulgeldrückstände. Das sächsische Parlament merkte nicht, daß auf diesem Wege die Offiziere Schulgeldfreiheit für ihre Kinder bekamen und das Bildungsprivileg der Oberschicht sichergestellt wurde. Daß es unter den Offizieren auch solche gab, die trotzdem das Schulgeld bezahlten, war nach der Meinung der Mehrzahl einfach ein Anzeichen dafür, daß sie eben doch nicht standesgemäß dachten, sondern sich in zivile Ehrbegriffe verirrten.

Bei Busses politischer Einstellung war es selbstverständlich, daß er den Übergang von der kleinbürgerlichen I. Realschule auf die beinahe feudale als ein Avancement betrachtete. Richter war aber auch ein ausgezeichneter Pädagoge und brachte ihm bei, wie man aus einer kurzen Ballade, der „Rache“ Uhlands, durch die befragten, aber auch fragenden Schüler die ganze Kultur des Mittelalters herausholen konnte. Oder Richter sagte zu ihm: „Kommen Sie mit, Herr Kollege Busse, ich habe heute eine Vertretungsstunde, da nehme ich mit einer Quarta deutsche Metrik durch.“ Busse war darauf sehr neugierig; denn die Schüler waren schwer für Metrik zu interessieren. Richter schrieb ein Wort an die Tafel, meinetwegen „Zwerg“, und ließ die Schüler das Reimwort darauf suchen. Wenn er Zwerg und Berg untereinander stehen hatte, ließ er die Schüler die Verse machen, die auf diese Worte hinausliefen. Dann wurden die beiden Verse hingeschrieben und gefragt: „Wie könnte das Gedicht weitergehen?“ Es kam ein Vers heraus, das wichtigste Wort wurde ans Ende geschoben; wieder ein Reimwort darauf gesucht, und am Ende der Stunde war ein Gedicht von zehn Zeilen fertig. Dann ging Richter mit Busse

ins Rektorzimmer und fragte ihn: „Wer hat das Gedicht gemacht?“ – „Scheinbar die Schüler“, sagte Busse, „aber Sie haben durch geschickte Fragestellung den Gedankengang gelenkt.“ – „Das muß man allerdings tun“, sagte Richter, „ich hatte das Gedicht nämlich fertig in der Tasche. Hier ist es!“ Er holte es heraus und gab es Busse zu lesen, der staunend feststellte, daß es wörtlich mit dem übereinstimmte, was die Schüler ihrer Meinung nach selbst gedichtet hatten. Da das an Genialität grenzte, war es für Busse so recht geeignet. Auf die Dauer hat er sich allerdings nicht von der Meinung abbringen lassen, daß extemporierte Stunden besser seien als sorgfältig vorbereitete. Er begründete das damit, daß eine Stunde, deren Verlauf feststeht, nie ungezwungen vor sich gehen kann, sondern unweigerlich etwas Schematisches bekommt. Ich bin anfänglich seiner Meinung gewesen, aber mit der Zeit dazu übergegangen, für jede Stunde ein Schema in dreißig Stichworten festzulegen und diese sogar gleich zu Anfang durch einen Schüler an die Tafel schreiben zu lassen. Außerdem habe ich immer fortlaufende Darstellungen in Heften geführt, aus denen ich vieles einzeln veröffentlicht habe.

Richter hielt auch pädagogische Vorlesungen an der Universität, machte viele Witze und erzählte erheiternde Anekdoten. Eines Tages sagte er im Kolleg: „Meine Herren! Kämpfen Sie stets für erhöhte Gehälter! Der Lehrer ist nicht dazu da, vor der Zeit ausgehöhlt und verbraucht zu werden. Er muß sich eine anständige Lebensführung leisten können.“ Lebhaft wurde Beifall getrampelt. „Ich weiß, in diesem Punkte sind wir immer einig“, fuhr Richter fort, „aber hüten Sie sich vor einem Argument, mit dem immer wieder Mißbrauch getrieben wird. Wir können nicht sagen, daß wir die wichtigsten Menschen im Staate sind, weil wir mit der Jugendbildung zu allem den Grund legen. Wenn die Persönlichkeit, die zu allem den Grund legt, Anspruch auf das höchste Gehalt hat, dann muß dieses die Hebamme bekommen, also reden Sie nicht solchen Unsinn, sondern kämpfen Sie mit anständigen Mitteln!“ Gar nichts wissen wollte Richter von der weiblichen Konkurrenz, in dieser Beziehung war er vollkommen rückständig und auch unlogisch. Er sagte, daß die Lehrerinnen nur halb soviel Gehalt wie die Lehrer haben dürften, weil diese eine Familie zu versorgen hätten. „Und wenn wir schließlich sogar verheiratete Lehrerinnen in die Schule bekommen“, fuhr Richter fort, „dann wird der Mann doch hoffentlich immer noch derjenige sein, der in der Hauptsache die Existenzmittel beschafft: Sonst kann man überhaupt nicht.“ Er wollte also die Ehemonarchie aufrechterhalten. Auf die Frage der kinderlosen Ehepaare und der Junggesellen, die doch in jedem Lehrerkollegium mehrfach vertreten waren, ging Richter überhaupt nicht ein. An einem schwülen Mittwoch nachmittag aber machte er keine Witze mehr. Er sprach auch nicht stehend wie sonst, sondern setzte sich bald, machte lange Pausen, atmete so tief, daß es fast wie ein Stöhnen klang, und ging beim Klingelzeichen unsicher hinaus. „Hast du nichts gemerkt?“ fragte ich Zeiger, der mit mir diese Vorlesung hörte. „Nun, ihm schien die Hitze ebensowenig zu gefallen wie uns“, erwiderte Zeiger. „Nein“, sagte ich, „der Mann ist schwerkrank. Er hat sich gesetzt, was er sonst nie tut, und er hat sich ein paarmal verfärbt. Es hat ihn ungeheure Anstrengung gekostet, die Vorlesung überhaupt zu Ende zu führen. Wenn das einem solchen Kraftmenschen passiert, dann hat er nicht mehr lange zu leben.“ – „Mensch, du siehst ja Gespenster“, sagte Zeiger und lachte. „Richter wird wohl gestern mit seinen Kollegen ein paar Glas zu viel getrunken haben, aber an einem Kater stirbt man nicht.“ Zwei Tage später traf ich Zeiger wieder. „Was sagst du nun?“ fragte ich ihn. „Richter ist heute an einer Nierenentzündung gestorben.“ – „Ich habe es auch schon gehört“, sagte Zeiger, „und da fiel mir gleich ein, was du beobachtet hattest. Wie machst du das nur? Außer dir hat kein Mensch etwas gemerkt, ich habe gleich nachher ein paar von den anderen gefragt.“ Mein Beobachtungsvermögen hat mich durchaus nicht immer befriedigt, aber für Schwerkranke und Sterbende ist es immer gut gewesen. Bisweilen ist mir sogar der Gedanke gekommen, daß ich eigentlich zum Arzt geboren war, freilich nicht zum Chirurgen; denn dazu war ich zu ungeschickt. Aber ein guter Innenarzt und Diagnostiker wäre ich sicher geworden; denn kran-

ke Menschen haben mich immer stark interessiert. Vielen habe ich stundenlang Gesellschaft geleistet, auch wenn es schon ganz nahe am Ende war, und bin immer stolz gewesen, wenn ich sie noch einmal aufheitern konnte. Als ich Freidenkerredner im Nebenamt geworden war, habe ich auch einer ganzen Reihe die Leichenpredigt gehalten: dem Konrektor Ketzer, dem Handelsangestellten Schubert und seinem Bruder, der Berufsschullehrer war; dem Werkführer Käppel, dem Chordirigenten Licht, dem Mathematiklehrer Bergerund, dem das gleiche Fach vertretenden Kollegen Wiedemann, ebenso Jeß und Paul Beck, schließlich sogar meiner eigenen Schwester Dina, und dann meinem Vater die Gedächtnisrede bei der Hundertjahrfeier seines Geburtstags. Meine Mutter entdeckte allerdings auch hier ein verborgenes Stück Egoismus. Sie ermahnte mich: „Alles ganz nett, du gehst gern zu Kranken und Sterbenden und heiterst sie auf, aber ich werde das Gefühl nicht los, daß du diese sonderbare Neigung nur hast, weil dann du selbst triumphierend im Gefühl deiner Vollkraft wieder abziehen kannst.“ Daran wird wohl etwas Richtiges sein. Meine Mutter hat mich ja genauer gekannt als irgendein anderer Mensch. Aber diese Art von Egoismus kommt mir doch bedeutend menschlicher vor als die ewige Todesangst Goethes, der sich sogar selbst ins Bett legte und den Kranken spielte, als seine Frau starb, weil er das nicht mit ansehen konnte. Dann hat er, als alles vorbei war, natürlich sehr gefühlvolle Verse über seinen Verlust gedichtet und sich selbst nach Kräften bedauert. Das kommt mir einfach feige vor.

Mit Richters Tode hing es zusammen, daß Busse nach dem Probejahr nicht am Albertgymnasium angestellt wurde, sondern an die spätere Petrischule, das städtische Realgymnasium, kam, was nach seiner Auffassung eine Art von Prestigeverlust war. Die Petrischule war allerdings auch eine Art Standesschule, hatte aber fast nie Söhne von Universitätsprofessoren oder Offizieren als Schüler. Die Verleger und Fabrikbesitzer, denen das humanistische Gymnasium zu altmodisch vorkam, schickten ihre Söhne dorthin. Da aber damals ein Übergang von der Realschule zum Realgymnasium noch möglich war, wenn die Realschulabiturienten die fehlenden lateinischen Kenntnisse nachholten, kamen von Obersekunda an eine Masse von Kleinbürgerkindern dazu. Außerdem nahmen viele von den Unternehmern ihre Söhne bereits nach dem Einjährigen wieder von der Schule, so daß von Obersekunda ab die Ärmere durchaus in der Mehrzahl waren. Dem Rektor, Böttcher, passte diese Zusammensetzung durchaus nicht. Er war selbst ein reicher Mann; sein Vater hatte aus einer Presse in Dresden, die Abiturienten im Eiltempo prüfungsreif machte, im Laufe der Jahre oder vielmehr Jahrzehnte beinahe eine Million herausgeschlagen. Der Sohn war in der Tradition aufgewachsen, daß man mit Geld alles machen kann. Als der alte Rektor der Petrischule, Giesel, starb, dachte jedermann, daß der Konrektor nachrücken würde. Zur allgemeinen Überraschung wurde aber der Oberlehrer Dr. Eduard Böttcher zum Rektor vom Stadtrate gewählt. Er hatte am Vortage der Wahl für ein neuerbautes Krankenhaus siebzehtausend Mark gestiftet, was noch nie ein Lehrer getan hatte. Die Stadträte hielten es für vorteilhaft, einen steinreichen Mann zum Rektor zu machen. Es war eine ähnliche Invasion wie die der Millionärssöhne in die Professorenkarriere auf den Universitäten. Der aus allen Hoffnungen gerissene Konrektor erlitt beim Eintreffen der Hiobsbotschaft einen Nervenzusammenbruch und saß heulend auf seinem Stuhle im Lehrerzimmer. Das scheint mir allerdings ein Beweis, daß er sich nicht für einen leitenden Posten eignete. Es fragt sich nur, ob Böttcher geeigneter war. Er war sehr vielseitig gebildet, auch geistreich und schlagfertig in der Konversation. Er schaffte sich sofort auf eigene Kosten einen Sekretär an, der alle Schreibarbeiten und Listenführungen für ihn erledigte. Später bekamen alle Rektoren eine Schreibmaschinendame zu diesem Zwecke auf städtische Kosten, aber damals gab es so etwas noch nicht. Böttcher war aber gegenüber allen anderen Rektoren Leipzigs insofern im Vorteil, als er sich alle äußerlichen Arbeiten vom Leibe geschafft hatte. Er hielt zehn gelehrte Zeitschriften oder mehr, las sie alle durch, schrieb mit Bleistift Anmerkungen hinein und legte

sie im Lehrerzimmer aus, wo sie dann nur von sehr wenigen gelesen wurden. Trotz alledem war Böttchers eigener Unterricht miserabel. Er kam stets vom Hundertsten ins Tausendste und präparierte sich grundsätzlich nicht, sondern redete über alles, was ihm gerade einfiel. Wenn er eine Klasse in seinen Fächern, Mathematik und Physik, gehabt hatte, wollte sie kein anderer übernehmen, weil vom Klassenpensum buchstäblich nichts erledigt war. Da die Schule stets das Bild des Leiters widerspiegelt, herrschte sehr bald die größte Unordnung. Die Petrischule war eine richtige verbummelte Penne, auf der die Lehrer, die nicht an krankhaften Pflichteifer litten, was immer nur sehr wenige tun, ein recht gemütliches Dasein führten. Der gestürzte Konrektor hatte sofort aus den andern bei der Beförderung übergangenen Kollegen eine Opposition gebildet, die nach Kräften Böttcher das Leben schwermachte. Er suchte sich zu helfen, indem er möglichst viele begabte junge Lehrer an seine Anstalt zog, aber diese blieben ihm auch nicht treu, weil sie sehr bald merkten, daß sie durchaus nicht an eine Musterschule gekommen waren. Böttcher bildete sich aber ein, daß er aus der Petrischule eine vornehme Anstalt machen könne, die der Thomasschule und dem Albertgymnasium ebenbürtig war. Er gab sehr opulente Abiturientenfrühstücke mit Wein für den Kommissar, die Lehrer und die Abiturienten, so daß die Prüfungen mehr den Charakter einer Festlichkeit bekamen. Er suchte die reichen Väter mit allen Mitteln der Beredsamkeit zu bestimmen, ihre Söhne nach Erlangung der Einjährigenzeugnisse auf der Schule zu lassen, und war todunglücklich, wenn es nicht gelang. Er wohnte ganz nahe bei der Schule und brachte den größten Teil des Tages in ihr zu, häufig auch die Sonntage, aber was er dort eigentlich machte, konnte man nie feststellen. Mit Hilfe des Sekretärs zeichnete er aus den Zensurenlisten Kurven der Leistungen jedes einzelnen Schülers und war besonders glücklich, wenn dabei eine Normalkurve mit vorübergehender Senkung in der Pubertätszeit herauskam. Für jeden Schüler gab es eine besondere Mappe, die von der Aufnahme in die Sexta an geführt wurde. Sagte der Vater, daß der Junge zeichnerisch veranlagt sei, dann ließ ihn Böttcher sofort ein grünes Blatt abzeichnen und legte es als erste Leistung in die neu angelegte Mappe. Kam der Vater nach einigen Jahren wieder, weil sein Sohn irgendeine Rüpelei begangen hatte oder vom Sitzenbleiben bedroht war, dann hielt ihm Böttcher einen langen Vortrag über die Leistungskurve des Sohnes, wobei er die einzelnen Belege aus der Mappe herausholte. Natürlich war der Vater bodenlos erstaunt, wenn als erster Beleg aus der Mappe das Blatt mit der Sextanerzeichnung herauskam, die vor Jahren in seiner eigenen Gegenwart angefertigt worden war. Er ging mit der Überzeugung, daß die Schüler an keiner Anstalt so sorgfältig überwacht und beobachtet wurden wie an der Petrischule, und verhieß nach der Heimkehr seinen Sohn fürchterlich. Bisweilen erfolgte dann doch die erhoffte Besserung, aber durchaus nicht immer. Die Schüler hatten das richtige Gefühl, daß sie bei den meisten Lehrern nichts lernten, am wenigsten aber beim Rektor. Die Folge war die übliche, nämlich eine durchaus feindselige Einstellung gegenüber Lehrern. Jeder Unfug galt als eine verdienstliche Tat.

Eine Hospitation Böttchers bei einem Lehrer nahm folgenden Verlauf. Wenn man sagte: „Der Herr Rektor wird heute dem Unterricht beiwohnen“, folgte ein skeptisches Grinsen der Schüler. War der Lehrer aber beliebt, was namentlich bei jungen Lehrern doch auch einmal vorkam, dann sprang sofort die ganze Klasse auf und richtete alle Bänke haarscharf auf Vordermann aus. Fragte der Lehrer, ob sie sämtlich verrückt geworden seien, dann bekam er die Antwort: „Lassen Sie uns nur machen, Herr Doktor! Sie wissen noch gar nicht, was hier die Hauptsache ist.“ Sie sammelten dann auch sorgfältig alles Papier vom Fußboden auf. Das alles geschah mit großer Schnelligkeit, dann kam Böttcher herein, stellte sich vor die Bänke und prüfte, während die Schüler noch standen, die Ausrichtung der Bänke. Er sah den Boden nach. Es lag kein Papier da. Er prüfte die Tafel. Sie war abgewischt. Kreide war da. Der Schwamm war angefeuchtet. Befriedigt nickte er und setzte sich. Der Lehrer fing an zu unterrichten. Böttcher konnte aber den Mund nicht halten, sondern unterbrach die Fragen und Antworten, indem er

etwa bei dem Worte „Vulkan“ plötzlich erzählte, wie er auf seiner Mittelmeerreise einmal den Vesuv bestiegen hatte und dabei nahe dem Gipfel im fußhohen heißen Schlamm gewatet hatte. Er kam von der Vesuvbesteigung auf das Hinaufklettern zur Akropolis Athens und berichtete, daß er sich zur Erinnerung an diese heilige Stätte von einem Strauch einen großen Dorn abgebrochen habe, den er seitdem beständig in seinem Portemonnaie trage. Er holte den Dorn heraus und ließ ihn von den Schülern bewundern, die nicht wußten, was sie mit der Reliquie anfangen sollten. Dann ermahnte er sie, später auch einmal eine Mittelmeerreise zu machen, weil man kein gebildeter Mensch sei, wenn man diese ewigen Stätten der Menschheit nicht persönlich gesehen habe. Der für eine Viertelstunde ausgeschaltete Lehrer konnte dann fortfahren. Aber er konnte kaum zehn Minuten reden, ehe ihn Böttcher wieder unterbrach. Er sagte: „Ehe wir zu Ende kommen, möchte ich Ihnen noch sagen, daß Sie die Stunde anders hätten anlegen müssen. Hören Sie jetzt einmal zu, wie ich an das Eigenleben der Schüler anknüpfe! Es handelt sich um Erdkunde. Man muß also an Wanderungen und Naturgenuß in den Großen Ferien anknüpfen, an erlebte Erdkunde, Wegstrecken, Bodenerhebungen, Flußläufe, Beobachtungen auf der Eisenbahnfahrt usw.“ Dann nahm er einen beliebigen Schüler vor und fing mit der schönen Frage an: „Du freust dich sicher auf die Großen Ferien, wohin verreist Ihr?“ Wenn es sich um einen ärmeren Schüler handelte, kam er natürlich zunächst nicht nach Italien, sondern allenfalls ins Erzgebirge, aber die nötigen Übergänge stellte Böttcher ja mühelos selbst her, und bis Italien kam er nur deshalb nicht, weil es inzwischen klingelte. Er nahm den Lehrer dann mit ins Rektorzimmer und machte ihm in einer endlosen weiteren Unterredung klar, was alles noch an die Reihe gekommen wäre, wenn es nicht geklingelt hätte.

Es war kein Wunder, daß Böttchers Hospitationen nur von Lehrern ernstgenommen wurden, die an unheilbarer Vorgesetztenangst litten. Einmal trat er an Beck, der sich mit Busse im Lehrerzimmer unterhielt, heran und sagte: „Herr Kollege Beck, ich möchte heute bei Ihnen zuhören, und zwar in der nächsten Stunde.“ – Beck sagte gleichgültig: „Jawohl, Herr Rektor“, und redete mit Busse weiter. Böttcher stand eine Minute neben ihnen und ging dann konsterniert weiter. Busse fragte Beck: „Mensch, das ist doch beinahe unhöflich, wenn du so zeigst, daß es dir ganz gleichgültig ist, ob Böttcher zuhört oder nicht!“ – „Na ja“, erwiderte Beck, „er will wahrscheinlich von mir lernen, wie man guten Unterricht gibt. Hoffentlich hilft's. Nötig hat er's.“ Busses Manier, Böttcher in Böttcher zu verunstalten, war auch glücklich. Man denkt sofort an ein Riesenfaß, in dem alles Mögliche durcheinander schwimmt.

Ganz verraten und verkauft war man, wenn man in den Ferien in die völlig stille Schule kam und dort Böttcher in die Arme lief. Ich kam einmal an einem Sonntag um acht Uhr morgens hinein, um mir ein Buch zu holen, das ich in meinem Schulschrank eingeschlossen hatte, aber für eine wissenschaftliche Arbeit brauchte. Um drei Uhr nachmittags kam ich wieder heraus, so lange war ich von der aufgestauten Glut der Beredsamkeit Böttchers überschwemmt worden. Er redete zunächst über Spektralanalyse und den Chemiker Bunsen, dann über den Freiherrn von Bunsen und Niebuhr, dann über einen mir gänzlich unbekanntem Handschriftenfälscher Bunsen und schleppte mich dabei zwischen dem physikalischen Kabinett und der Lehrerbibliothek hin und her, um mir Belege für das, worüber er redete, zu zeigen. Dabei hatten wir von einem Fenster die Aussicht auf einen Fliederbaum, von dem ihm seine Frau, als sie noch seine Braut war, einen Fliederstrauß gebracht hatte, während er als freiwilliger Feuerwehrmann irgendwo mit aufmarschiert war, und so schoben sich fortwährend in die Episoden des Gesprächs neue Episoden ein, bis ich überhaupt nicht mehr wußte, worüber wir eigentlich redeten. Als ich später in der Bibliothek meines medizinischen Bruders Konrad ein Buch fand, in dem die Ideenflucht der Geisteskranken behandelt wurde, die von Heyses Gedicht über das schöne Sorrent zu den Flügeln des Gesanges und dann zu dem Bluthnerflügel, den sie nicht kaufen wollten, überspringen, habe ich sofort an diesen Riesenkatarakt der Böttcherschen Beredsamkeit gedacht und

mich gefragt, ob der Mann überhaupt normal war. Sein Satzbau war allerdings immer im Gegensatz zu dem der Geisteskranken völlig korrekt, aber die Ideenflucht war dieselbe. Über die siebenstündige Dauer des Gesprächs wurde ich getröstet, als ich bald nach demselben von Beck hörte, daß Böttcher ihn, ebenfalls an einem Sonntage, sogar zehn Stunden aufgehalten hatte, wobei Beck die letzten Stunden die Klinke in der Hand hatte, weil er im Hinausgehen begriffen war. Böttcher hielt ihn aber am Rockknopf fest. Die Mahlzeiten spielten für ihn überhaupt keine Rolle, wenn er ins Reden geraten war. In den endlosen Konferenzen in der Woche vor den Versetzungen verproviantierten sich die Lehrer wie für einen Feldzug, und die Raucher litten Tantalusqualen, da er nicht duldete, daß im Dienst geraucht wurde. Als wir einmal unter seiner Führung einen Kollegiumsausflug nach der Pleißenquelle machten, erzählte Böttcher, wie er auf einer durchaus ruhigen und heiteren Überfahrt von Cuxhaven nach Helgoland erlebt hatte, daß ein Herr zwei Damen die Seekrankheit suggeriert hatte, indem er mit allen Einzelheiten einen Seesturm schilderte, bei dem alle Fahrgäste bleich geworden waren und sich erbrochen hatten. Die beiden Damen wurden schließlich auch vom Brechreiz befallen, zu dem objektiv nicht der mindeste Grund vorlag. „Das ist Suggestion“, schloß Böttcher seinen Bericht, „ich habe da zum erstenmal erlebt, daß man einen Menschen richtig seekrank reden kann.“ Darauf folgte ein ungeheurer Heiterkeitsausbruch des gesamten Kollegiums, die Wälder hallten von dem brüllenden Gelächter wieder. Böttcher sah sich unsicher um; er wußte überhaupt nicht, was los war. Aus dieser Szene entwickelte sich ein geflügeltes Wort. Wenn man ins Lehrerzimmer kam und fragte: „Wo bleibt denn heute der Chef?“ – bekam man die Antwort: „Der hat einen Schülervater drüben und redet ihn seekrank.“

Als ich einmal, ehe ich an die Petrischule kam, fragte, wie sich Busse gesellschaftlich gebe, bekam ich die Antwort: „Sehr ungeschickt. Er lädt uns ein, bewirbt uns opulent, setzt sich bald zu diesem, bald zu jenem, und deutet an, daß er eigentlich nicht viel mehr sei als wir. Wir können ihm aber nicht sagen, was wir eigentlich über ihn denken, und so kommt trotz seiner königlichen Herablassung nie ein freies Gespräch zustande. Es traut ihm keiner recht. Er gilt für falsch. Man kann sich auch auf nichts verlassen, was er verspricht. Er vergißt alles, weil er sich für uns nicht interessiert, sondern nur so tut.“ Dabei konnte sich Busse persönlich nicht beklagen. Er hatte schon 1901 auf städtische Kosten einen Sprachkurs in Genf mitgemacht, wurde am 1. April 1904 ständig, was eine Erhöhung seines Gehaltes auf 300 Mark bedeutete, wurde 1905 auf Kosten der Stadt ein halbes Jahr nach England geschickt, um seine Sprachkenntnisse weiter zu vervollkommen und erhielt 1906 den Oberlehrertitel. Aus England schickte er mir alle vierzehn Tage einen Brief mit sehr interessanten Schilderungen des englischen Lebens, die heute veröffentlicht werden könnten, wenn nicht bei der Ausbombung am 4. Dez. 1943 meine gesamte Korrespondenz, die ich gut geordnet verwahrte, mitverbrannt wäre. Busses schriftstellerische Tätigkeit ging neben der Schule weiter. 1904 gab er im Verlage B. G. Teubner Kecks „Deutsche Heldensagen“ neu heraus, fundierte sie dabei wissenschaftlich, indem er eigene Übersetzungen im Versmaß der Originale einflocht und dabei die schwierigsten Partien bevorzugte. Es mußte das aber in einer Form geschehen, in der die jugendlichen Leser gar nicht merkten, wieviel Wissenschaft ihnen unter der Hand verzapft wurde. Man kann gegen diese Verfahren seine Bedenken haben. Die Erneuerungen der alten Helden- und Göttergedichte für jugendliche Leser gehören meines Erachtens zur romantischen Literatur und werden entzaubert, wenn der Erneuerer die echte alte Fassung sucht, Einschübe beseitigt, Fragmentarisches nur mit größter Vorsicht ergänzt und ängstlich darauf bedacht ist, sich vor den germanistischen Fachkollegen keine Blöße zu geben. Als ich dreißig Jahre später für den F. W. Hendel Verlag Wagners „Götter und Helden“ herrichtete, habe ich genau das umgekehrte Verfahren eingeschlagen, alle nach Wagners Tod eingefügten Ergebnisse der wissenschaftlichen Sagenforschung wieder beseitigt und den naiven, aber frischen und fesselnden Text Wagners wiederhergestellt. Was ich

wissenschaftlich auf dem Herzen hatte, brachte ich in einem kurzen Nachwort unter, auf dessen Lektüre durch die jugendlichen Leser ich von vornherein nicht rechnete. Richtige Jungen lesen niemals Vorworte oder Nachworte. Sie wollen hören, was Siegfried und Dietrich von Bern, Kriemhild und Gudrun erlebt haben, und interessieren sich nicht dafür, was sich gelehrte Leute dabei gedacht haben. Busse hatte aber den Geschmack meiner damals neunjährigen Schwester Dina durchaus getroffen; denn sie nannte ihn fortan immer „den Dichter des schönen Nibelungenliedes“, worüber er sich sehr amüsierte.

Ebenfalls bei B. G. Teubner veröffentlichte Busse 1910, 1911 und 1914 in drei Bänden eine Geschichte des Dramas aller Völker und Zeiten, in der er seine allseitigen Sprach- und Literaturkenntnisse unbehindert entfalten konnte. Als er gefallen war, hat der Verlag die zweite Auflage von drei verschiedenen Gelehrten herstellen lassen, weil er keinen fand, der sich allein an diese ungeheure Aufgabe wagte. Die drei Bändchen haben Busse eine Zeitlang berühmt gemacht. Kein anderer als er konnte in der Vorrede zum ersten Bändchen sagen: „Leider erlaubten mir meine Sprachkenntnisse nicht, dem Grundsatz, nach Möglichkeit die Originale selbst zu befragen, auch im Kapitel III treu zu bleiben.“ Dieses dritte Kapitel behandelt das altindische Drama, und der Satz, der auf den ersten Blick bescheiden klingt, zeugt in Wahrheit von großem Stolz. Er heißt nämlich zu deutsch: „Außer Sanskrit lese ich alles im Original, ehe ich darüber schreibe.“ Busse stellt nicht populär dar, sondern setzt überall Leser voraus, die ebenso gebildet sind wie er selbst. Wenn er sagt: „Noch Pansanrias erzählt,“ dann wissen nur die klassischen Philologen, daß dieser Erzähler ein Mann ist, der in der römischen Kaiserzeit eine Reise durch die von Griechen bewohnten Provinzen des Reiches beschrieben hat. Busse fügt diese Aufklärung auch nicht bei, wie ich das hier tue. Damit würde er seiner Meinung nach aus dem Kreise der Gelehrten heraustreten, es wäre also kein standesgemäßes Verhalten. Er hat auch nie Volkshochschulvorträge gehalten. Er würde sonst wissen, daß es schon ein Wagnis ist zu sagen: „Bereits der alte Herodot berichtet,“ ganz unmöglich aber: „Noch Pansanias erzählt.“ Busses vielbewunderte tausend oder mehr Inhaltsangaben von Dramen setzen auch immer Leser voraus, die das betreffende Drama kennen. Man kann die Analysen nicht etwa im Unterricht vorlesen oder sonst irgendwo als Surrogate für die Stücke verwenden. Sie sind sämtlich impressionistisch, ganz dem Zeitalter entsprechend, in dem sie Busse geschrieben hat. Er gibt nicht die Stücke wieder, sondern den Eindruck, den die Stücke auf ihn machen. Das ist ungemein interessant für mich und für alle, die das betreffende Stück und möglichst auch noch verschiedene andere Beurteilungen desselben kennen, aber die Rücksicht auf das Volk, auf Leute, die hier zum erstenmal etwas über Euripides oder Plautus erfahren, fehlt überall. Busse will für einen sattelfesten Gelehrten gehalten werden. Daher packt er sein Wissen über verlorene oder nur fragmentarisch erhaltene Stücke aus und deutet immer wieder an, daß er noch viel mehr weiß, als er sagt. Da die meisten Universitätsgelehrten von der lächerlichen Angst beherrscht werden, irgendeiner könnte denken, daß sie irgend etwas nicht wüßten, könnte man das Busse sozusagen als Berufsschwäche hingehen lassen. Aber dieses Notizengestrüpp überwuchert in seinen auf knappste Form gebrachten Ausführungen die vielen geistreichen Einfälle und Deutungen derart, daß sie nicht recht zur Geltung kommen. Man soll immer nur von dem reden, was man wirklich klar sagen kann. Alles andere muß man weglassen. Es ist der Snobismus der Gelehrten, fortwährend ahnen zu lassen, daß man einfach alles weiß. Sehr vieles packt Busse in Form von eingeschobenen Nebensätzen und Partizipialkonstruktionen offenbar nachträglich in die Hauptsätze hinein, die er dadurch förmlich zersprengt. Auch das gehört zum Gelehrtenstil. Paul Brandt hat mir einmal gesagt: „Ich schätze deine Bücher, aber ich kann es nicht billigen, daß du fast immer Kindersätze baust.“ Man hat mir aber noch nie Unverständlichkeit vorgeworfen, und das ist auch etwas wert. Wenn ich heute das erste Bändchen von Busses „Drama“ vornehme, windet sich mein altes Gehirn noch viel mühsamer durch seine überstopften Sätze

hindurch als vor vierzig Jahren das junge. Ich atme auf, wenn etwas Unmittelbares dazwischen kommt, wie etwa der Ausdruck: „die ewig fidele Sekttonne“ für Falstaff. Da höre ich Busses Stimme und sehe ihn vor mir.

Viel öfter aber ist das im zweiten Bändchen der Fall, das sicherlich das beste ist. Schon der Titel „Von Versailles bis Weimar“ ist ein oppositioneller Akt. Das wilhelminische Deutschland faßte unsere Klassiker nicht als Erneuerer der französischen Hofkunst auf, sondern sah in ihnen die Vorbereiter Bismarcks und Moltkes, die Erzieher des deutschen Geistes, der etwas viel Höheres sein sollte als der französische. Busse zog diesem Säbelrasseln die französische Anmut, Feinheit und Vornehmheit vor. Die soziale Satire in „Figaros Hochzeit“ von Beaumarchais hatte aber nicht seinen Beifall. Unter die Revolutionäre wollte er nicht geraten, obwohl er bisweilen sehr in ihre Nähe kam. Er fühlte sich da abwechselnd angezogen und abgeschreckt und war in einem Zwiespalt zwischen seinen aristokratischen Allüren und seiner bürgerlichen Herkunft. Er fragte sich, warum unsere klassische Dichtung in ihren Anfängen durchaus bürgerlich war, und sagt: „Auch Armut und niedere Herkunft kann ein Vorteil im Lebenskampfe sein; sie dispensiert von den mannigfachen Rücksichten, die dem Höherstehenden Geburt und Erziehung auferlegen. Gerade die absolut volksfremde Bildung der gesellschaftlich führenden Klassen mußte die deutsche Bildung von vornherein mit der des deutschen Bürgertums zusammenfallen lassen.“ Er nennt in diesem Zusammenhang sogar Lessing revolutionär, kommt also beinahe zu der Auffassung Mehrings. Beim Sturm und Drang sagte Busse: „Für die stürmische Jugend, die jetzt heranwuchs, war die Literatur eben die einzige Betätigungsmöglichkeit in dem politisch wie wirtschaftlich daniederliegenden Lande.“ Zu ganz offener Opposition geht Busse nicht über, dazu hat er zu viele Hemmungen in sich. Aber er hatte durch seinen Oberklassenunterricht an der Petrischule doch die Fühlung mit dem Volke, die ihm sonst fehlte. Man merkt das auch daran, daß er die Kürze der Inhaltsangaben aufgibt. Die Dramen, die in der Schule gelesen werden, erörtert er sogar mit einer gewissen Breite. Er bringt die Gedanken, die sich im Gespräche mit den Primanern, die ja größtenteils kleinbürgerlicher Herkunft waren, in ihm entwickelt haben.

Im Vorwort zum dritten Bändchen, das erst 1914 unter dem Titel: „Von der Romantik bis zur Gegenwart“ herauskam, nennt er mich. Ich hatte meine 1902 erschienene Dissertation mit der gedruckten Widmung versehen: „Meinem Freund Bruno Busse zugeeignet,“ weil ich es langweilig und stumpfsinnig fand, daß die Dissertation immer den Eltern als eine Quittung über die von ihnen bezahlten Druckkosten zugeeignet wurde. Busse revanchierte sich ziemlich spät, indem er 1914 in seinem Vorwort sagte, er fühle sich dem „19. Jahrhundert der deutschen Literatur“ seines Freundes Robert Riemann zu Danke verpflichtet. Dieses öffentliche Bekenntnis war damals allerhand, da ich mich durch meine Betätigung im Monistenbund schon zu einer etwas anrühigen Persönlichkeit entwickelt hatte. In dem dritten Bändchen merkt man aber andererseits, daß der erste Weltkrieg schon in der Luft lag. Kleists „kraftvoll vaterländisches“ Drama, der „Prinz von Homburg“, wird gefeiert. Auffällig kurz behandelt Busse den so gern von ihm imitierten Lord Byron. Vielleicht wollte er über ihn ein besonderes Buch schreiben und sich hier nicht voreilig verausgaben. Von Wilde und Shaw, die wir beide sehr hoch schätzten und oft zitierten, rückte Busse hier sogar ostentativ ab: „Respektlosigkeit ist nicht die Stimmung, aus der wirklich große Kunstwerke hervorgehen.“ Ich traute meinen Augen kaum, als ich das las. Respektvolle Äußerungen hatte ich von Busse außerordentlich selten gehört. Vielleicht hatte er vor den alten Gewalten innerlich viel mehr Achtung, als er bekundete. Zu Ibsens Schaffen bemerkte er: „Die Politik spielt in der politisch müden bürgerlichen Gesellschaft.“ Die Überreiztheit gefiel ihm also ebensowenig wie die Müdigkeit. Ich fürchte, er hatte beide in sich. Das dritte Bändchen hat nichts Draufgängerisches mehr in sich. Bruno war ein sehr gescheiter Mensch und ahnte das kommende Unheil, hielt es aber für unabwendbar.

Kippenberg war nun auch aufmerksam auf Busse geworden und ließ sich von diesem eine ausgezeichnete Übersetzung der phantastischen Erzählungen Edgar Allan Poes für den Insel-Verlag anfertigen. Auch diese erschien noch 1914. Dann brach das große Unheil herein. Busse, der nie Soldat gewesen war, wurde am 10. Juli 1915 zum Heeresdienst einberufen. Die Ausbildungszeit bei den Grenadiern in Dresden war für ihn eine Tortur. In seinen Briefen klagte er namentlich über die Gerüche der Mannschaft und die mangelhaften Wascheinrichtungen; denn er war an peinliche Sauberkeit gewöhnt. Als er eines Sonntags nach Leipzig herüberfuhr, wurde er von einem aufgeblasenen Feldweibel in der Hainstraße plötzlich angebrüllt: „Der Grenadier da, warum grüßen Sie mich nicht?“ Busse wollte sich entschuldigen, kam aber nicht zu Worte, sondern wurde inmitten des Publikums immer wieder angebrüllt, er solle sich soldatisch benehmen, die Augen aufhalten, stramme Ehrenbezeugungen machen, bis zufällig Kippenberg in Hauptmannsuniform dazu kam und seinen Autor von dem Rüpel befreite. Als Busse im Felde war, schrieb er gefaßter und vernünftiger, aber immer noch gelehrt, nie soldatisch. Eine Postkarte aus Comines fing mit den Worten an: „Über den Geschichtsschreiber der Burgundischen Herzöge, Philippe de Comines, brauche ich Dich nicht erst zu unterrichten, da Du ihn wahrscheinlich selbst gelesen hast.“ Das stimmte gar nicht. Ich wollte ihn längst lesen, aber es war immer etwas anderes notwendiger gewesen. Im Sommer 1916 fuhr Busse auf Urlaub, kam nach Leipzig, besuchte meine Mutter und – bat um die Hand meiner Schwester Else, die nur ein Jahr jünger war als er, also 37. Meine Mutter sagte: „Herr Doktor, wir hoffen zunächst alle, daß sie recht bald gesund und heil aus dem Kriege zurückkommen. Dann findet sich alles andere ganz von selbst.“ Meine Schwester war sehr erfreut über diese verspätete Werbung; sie war auch gerade in Leipzig, während sie sonst in Hamburg wirkte. Es waren Große Ferien. Zustande kam nichts. Als mir meine Mutter von der Verhandlung berichtete, war ich ziemlich entsetzt. Einzigartig war die Sache allerdings durchaus nicht. Wir waren damals alle oft in der Stimmung, darüber nachzudenken, was von uns übrigblieb, wenn wir fielen, und das war für die Junggesellen das absolute Nichts. Die Kriegsheiraten waren an der Tagesordnung bei den Jüngeren, und die Älteren waren entschlossen, nach Kriegsende noch zu heiraten. Busse kam mir zu verlobt vor für meine Schwester, aber sie war ja auch nicht mehr jung. An Busses Treue als Ehemann zweifelte ich gründlich, aber er konnte sich ja die Hörner abgelaufen haben. So erwog ich das Für und Wider, aber je länger ich darüber nachdachte, desto verrückter kam mir die Sache vor.

Sie nahm eine tragische Wendung. Busses Regiment wurde, als er zurückkam, in die Sommeschlacht geworfen. Er kam in den vordersten Graben. Eine Granate explodierte in der Nähe, und ein großer Splitter spaltete ihm den Schädel, so daß er sofort tot war. Ein Kamerad, Viehweg, schleppte bei der Ablösung die Leiche mit, und Busse wurde in der üblichen Weise bestattet. Der Ort, bei dem er gefallen war, hieß Guillemont, der Todestag war der 15. Juli 1916. So kam als Gefreiter einer der bedeutendsten Gelehrten um, der meinen Lebensweg nicht nur gekreuzt, sondern eine lange Strecke gemeinsam mit mir zurückgelegt hatte. Bei Trauerfällen, die mir wirklich nahegehen, pflege ich in ein wütendes Schimpfen hineinzugeraten, statt mich hinzusetzen und zu heulen. Diesmal war der Ausbruch besonders heftig, weil mir die Sinnlosigkeit des Krieges so deutlich demonstriert wurde. Ein langjähriger vertrauter Freund, der mit mir und Beck ein Jahrzehnt lang jeden Sonntag nachmittag in Gesprächen verbracht hatte, dessen Offenheit weit über das übliche Maß hinausging, war nicht mehr da. Ein Gehirn, das mühelos ein Dutzend Sprachen beherrschte, war von einem blöden Granatsplitter zerschmettert worden wie jedes andere. Meine Wut stieg, als mir meine Mutter berichtete, daß Adelheid Busse und meine Schwester gemeinsam den Nachlaß Busses ordneten. Viehweg hatte geschrieben, daß Busse sich in den letzten Stunden vor dem Granateinschlag sehr mutig und gefaßt benommen hätte. Also trieben die beiden alten Mädchen mit ihm den üblichen Heldenkultus und überboten sich in Sentimentalitäten. An der Petrischule wurde die Trauerfeier erst nach den großen

Ferien am 26. August abgehalten. Der Reformationhistoriker Hermann Barge hielt Busse, zu dessen Freunden er sich rechnete, die bekannte Trauerrede, die mit dem Tode im allgemeinen anfängt und mit dem Heldentode im besonderen endet. Barge teilte zwar allerhand Interessantes mit, stellte aber als Busses Ideale Persönlichkeit und Vaterlandsliebe fest, was mindestens sehr lückenhaft war. Mit dem Worte Persönlichkeit ist hier ein verschwommener Liberalismus gemeint, Barge war Naumannianer.

Ich glaube, man kann von Busse sagen: Es war vieles nur halb, aber doch einiges ganz. Eine Halbheit war seine Byronimitation, seine zahme Opposition gegen Konventionen und konservative Politik und schließlich auch seine nicht bis zum Ende durchgehaltene Ablehnung der Ehe. Eine Halbheit war es auch, daß er vom deutschen Heere schwärmte, aber unter keinen Umständen selbst Soldat werden wollte, bis er es schließlich doch mußte. Ganz er selbst war er als Gelehrter, als geistreicher Zecher und als Erotiker. Ich habe mit ihm viele von den heitersten Stunden meines Lebens verbracht und empfinde es als eine unverdiente Bevorzugung, daß ich doppelt so lange gelebt habe wie er. Es war der reine Zufall, daß die Sache nicht umgekehrt verlief. Dagegen finde ich es löblich, daß ich keine Verse auf seinen Tod zusammengereimt habe, aber das hat mir bei Trauerfällen immer fern gelegen. Die Sache hätte hier doch sehr schön mit Stahlgewitter und tötendem Splitter einsetzen können. Solche poetischen Rückfälle sind mir sonst mehrfach passiert.

Der erste erfolgte nach dem Doktorexamen, also 1901. Da mich die Sache erheblich angestrengt, jedoch glänzend geendet hatte, beschloß ich vierzehn Tage lang nicht zu arbeiten. Sofort entdeckte ich aber, daß das sehr schwer durchzuführen war, weil ich kein Buch lesen konnte, ohne mich mit demselben schriftlich auseinanderzusetzen, so daß die Lektüre immer wieder in Arbeit entartete. Das Nichtarbeiten war mir nur in Form von Gelagen geläufig. Man kann aber nicht vierzehn Tage saufen. Daher beschloß ich, in den vierzehn Tagen ein Drama zu dichten. So entstand „Bjorn der Wiking“. Ein germanisches Kulturdrama in vier Akten. Meine Eltern waren entzückt, daß ich wieder dichtete und genossen jeden Akt gleich nach dem Entstehen. Der Verlag Hermann Seemann Nachfolger nahm das Stück an und druckte es sehr splendid in schöner Ausstattung. Schon das Lesen der Korrektur war für mich ein Genuß. Als ich das vergessene Stück 1954 wieder las, stellte ich mit großem Erstaunen fest, daß es gar nicht so heillos schlecht ist, wie ich eigentlich gedacht hatte. Natürlich fängt damit nicht etwas Neues an, sondern es ist im wesentlichen Nachklang nordischer Studien, eifrigen Theaterbesuchs und ausgedehnter Lektüre. Aber es gibt ja auch da noch Unterschiede zwischen reinem und verstimmten Nachklang, albernen und einigermaßen brauchbaren Bühneneffekten, äußerlichen und innerlichen Anschluß an die klassischen Muster. Der Titel: „Bjorn der Wiking – Ein germanisches Kulturdrama“ kommt mir heute beinahe magistric vor. Es besagte eben nur, daß ich stolz darauf war, außer der Edda auch eine Reihe von Sogur genau gelesen zu haben, so daß kulturhistorisch alles in Ordnung war. Die Dekoration ist genau die der Sogur, ebenso die Kleidung. Die Helden haben stets eine Waffe in der Hand wie heute die Herren den Spazierstock, möglichst eine kostbare Axt oder einen schönen Speer. Natürlich gibt es auch in diesem Drama nur eine Frauenrolle wie in allen meinen Stücken, aber das Frappante ist, daß nun diese Frau, Thurid, volles Leben hat, sogar in der großen Rede, die sie im Jahre 1000 äußerst anachronistisch für die Frauenrechte hält. Hier hat mir, ohne daß ich es merkte, eben doch meine Mutter, die einzige Frau, die ich wirklich kannte, vorgeschwebt, aber auch Ibsens Frau Alving, die Heldin der „Gespenster“. Für die beiden Freier, den Wiking Björn und den Kaufmann Thorodd, kann man sich weniger erwärmen. Der Gegensatz ist überhaupt künstlich. Die isländischen Kaufleute dieser Zeit waren sämtlich nebenher Piraten, meist sogar im Hauptberuf. Ein Angriff auf den Kapitalismus ist ja immer etwas Nettes, aber wenn der Dichter nur einen Räuber gegen ihn mobil macht, nimmt er für den Feudalismus Partei und ist alles andere als fortschrittlich.

Thorodd hat gerade Björns Gehöft dessen greisem Vater abgekauft und will sich in demselben mit Thurid einrichten, als der totgeglaubte Wiking zurückkehrt, den Beutel mit der Kaufsumme aufs Schwert speißt und ihm die Silberstücke vor die Füße schüttet:

*Das Klingen geht dir durch die Seele, Krämer,
Spring hinterher! Sie laufen dir davon.
(Spöttisch) Du hast den Rücken oft genug gekrümmt,
Und süßen Mundes rühmtest du die Ware,
Wenn Dich voll Mißtraun angeschaut der Käufer.
Bück dich, du Krämer, bück dich, heb sie auf!
Dein Kleinod ist's, dein einziger Ruhm, das Höchste,
Nach dem dich je gelüftet. Bück dich! Wieder
Wirft dir das Glück das Silber vor die Füße.
Scharr es zusammen, stopf es in den Beutel!
Und dann aus meinem Hause mit den Gästen!*

Hier ist wohl Shakespeare nachgeahmt, aber als Thurid den sofortigen Kampf verhindert, redet sie plötzlich wie die Jungfrau von Orleans zwischen Dunois und Burgund oder wie Iphigenie zwischen Thoas und Orest. Sie hat aber sehr viel weltlichere Absichten:

*Das Leben ist so wenig weit noch offen
Und scheint so strahlend schön, seit ich dich sehe.
Du lebst, mein Björn!*

Das ist das: „Ich halt dich, Orest!“ des Euripides. Immerhin sind die beiden ersten Akte lebhaft bewegt und sogar spannend. Die dann noch folgenden beiden aber sind viel hastiger, geradezu oberflächlich. Vermutlich war von den vierzehn Tagen zu wenig für die zweite Hälfte übriggeblieben. Es kommt ein Bruch in die Charakteristik, da Thurid, die Thorodd noch gar nicht angehört hat, mit Björn einen sozusagen jungfräulichen Ehebruch begeht. Die Sprache ist nicht mehr die mit Hyperbeln und Antithesen angefüllte Hebbels, noch weniger die der Edda, sondern die sanfte Flötenmelodie der Liebesszenen Grillpanzers:

*Björn: Ich glaubte deine Stimme oft zu hören,
Wenn ich im Schlummer lag, und lief zur Klippe
Und starrte sehrend nach dem fernen Norden,
Und immer war es mir, als müßtest du
Ganz unvermutet plötzlich mir begegnen.
Thurid: Du bist gekommen, und ich bin geschmückt!
Rasch, komm herein! Kühl geht die Frühlingsluft,
Die Bäume schaudern, und die Vögel bergen
Sich im Gesträuche. Komm zum warmen Feuer!
Björn: Ins Haus? Sind wir allein?
Thurid: Wir sind allein!
(Auffahrend) Wir waren's immer, alle sind uns fremd
Und alle störten uns, wie lästige Schatten,
In unserer Welt, die ihnen ganz verschlossen.
Warum sie leben, ward mir niemals klar,
Und ihnen war mein Leben stets ein Rätsel.
Björn: Was kümmern uns die andern? Schweig von ihnen!
Weckt uns der Morgen auf mit Waffenklirren,
So hängt dies scharfe Schwert an meiner Seite*

*Das jeden trifft, der meine Rechte prüft.
 Ich fühle deine Brust an meiner ruhn,
 Ich schlinge meinen Arm um dich und rufe
 Die alten Götter an, herabzuschauen
 Und unser Glück mit uns zu feiern!
 Thurid: Still! (weist mit der Hand in die Finsternis hinaus)
 Die ganze Welt ist tief hinabgesunken,
 Sie liegt im Dunkel. Ob sie wieder auftaucht,
 Wer kann es sagen? Wir sind ganz allein,
 Wir haben auf ein Eiland uns gerettet.
 Droht uns der Untergang? - Wir sind allein
 Und wir vergessen die Vergangenheit?
 Uns bleibt die Ewigkeit der Nacht!
 (Sie gehen ab ins Haus. Der Vorhang fällt.)*

Das ist melodramatisch, beinahe ein Opernduett. Köster machte mich auch darauf aufmerksam, daß schon die Rückkehr Bjorns, der plötzlich in das Hochzeitsfest hineinstürzt, ein richtiger Operneffekt sei. Das ist möglich. Die historische Tragödie, die Schiller geschaffen hat, ist ja überhaupt in der Wagneroper versandet. Jedenfalls aber kommt im vierten Akte Shakespeare zu seinem Rechte, indem fast alle Personen des Stückes sich gegenseitig umbringen. Das Liebespaar fährt auf Bjorns brennendem Drachenschiff aufs Meer hinaus in den Tod. Es ist eine Art von Schlußfeuerwerk. Björn Magrusson Olsen, der Rektor des Gymnasiums in Reykjavik auf Island, schrieb mir, daß Holger Drachmann (1846 – 1908) mir diesen Tragödienschluß bereits vorweggenommen habe. Feuerwerke sind selten original. Witkowski kleidete seine Ausstellungen in die liebenswürdige Form: „Ihr Stück hat mir ausgezeichnet gefallen, weil nichts daran modern ist.“ Das hieß auf Deutsch: „Anständige Epigonenkunst.“ Damals sah ich ihn etwas betroffen an, heute bin ich selbstverständlich derselben Meinung.

Doktor Karl Fuchs aber glaubte, nun endlich das längst ersehnte Meisterwerk von mir empfangen zu haben, und brachte seinen ganzen Apparat von Behörden und Theaterfreunden in Bewegung. Diesmal hatte er leichtes Spiel, da er das Stück nicht als Manuskript, sondern als vornehmen Druck vorlegte und enthusiastisch versicherte, es bedeute eine Kulturtat, wenn die Uraufführung eines neu aufgegangenen Sternes der dramatischen Kunst in Danzig erfolge. Freudig schrieb er mir, Direktor Sowade gebe das Stück als letztes der Wintersaison am 2. März 1902. Ich müsse unbedingt selbst kommen. Ein reicher Kunstgönner, der Schokoladenfabrikant Mix, trage die Kosten meines Aufenthaltes; ein Zimmer im besten Hotel der Stadt, dem Danziger Hof, sei bereits für mich belegt. Darauf ging ich zum Verleger, der weniger erfreut war, und forderte ihn auf, hundert Mark zu bezahlen, da ich das Fahrgeld selbst aufbringen müsse und sicher allerhand Nebenkosten hätte. Er sagte: „Die hundert Mark können Sie nur unter der Bedingung bekommen, daß wir sie als Vorschuß auf alles eintragen, was wir von Ihnen haben, also auch auf das Buch über Goethes Romane. Das Danziger Stadttheater ist ein Theater durchaus zweiten Ranges. Die Aufführung wird auf den Absatz des Stückes kaum einen Einfluß haben.“ Das war mir alles wenig interessant. Ich bekam die hundert Mark und schrieb an Petersen, der damals noch in Berlin war, daß ich dort am Tage der Aufführung Station machen würde, weil eine ununterbrochene Eisenbahnfahrt von Leipzig nach Danzig mir zu lange daure. Dann ging ich zum Barbier und ließ mir die Haare brennen, um ein künstlerisches Aussehen herzustellen. Ich hatte aber auch eine ungeheuer dicke rote Nase, weil mich ein gewaltiger Frühjahrsschnupfen mit häufigem Nasenbluten plagte. Daher ließ ich auch die Nase pudern, was kurz vor der Aufführung wiederholt wurde; denn ich war auf Hervorrufe gefaßt und sah ohnehin nicht so aus wie Goethe oder Schiller, sondern eher wie Falstaff. Ich wog 224 Pfund.

In Berlin empfing mich auf dem Bahnhof Petersen mit Möller und einen Herrn aus Bloedau, der auch vorher in Leipzig studiert hatte. Sie schleppten mich in ein Restaurant, und Petersen bestellte Renntierbraten, als isländisches Festmahl. Ich sagte, das wäre eine große Aufmerksamkeit, aber ganz stimmte es doch nicht zum „Bjorn“, weil dieser im Jahre 1000 spielte und das Renntier erst 1770 auf Island angesiedelt worden sei. Der Braten schmeckte trotzdem sehr gut, und wir gingen anschließend in ein Café chautant, wo wir sehr viel Bier tranken. Erheblich nach Mitternacht brachten sie mich wieder zum Bahnhof und setzten mich in einen Personenzug nach Danzig. Von Sonnenaufgang an bewunderte ich dann die spärlich bewölkte ostelbische Landschaft.

In Danzig empfing mich der sehr aufgeregte Dr. Fuchs. Wir schleppten meinen Koffer in den Danziger Hof und lasen unterwegs an jeder Anschlagssäule den Theaterzettel. Die letzte Zeile lautete: „Schnittbillets nach dem ersten Akt.“ Man sparte also einen Teil des Eintrittsgeldes, wenn man auf den ersten Akt verzichtete. Das kam mir äußerst provinzmäßig vor. Im Theater stellte mir Fuchs den Neffen Felix Dahns vor; dieser hatte, da er als Tenor des Opernensembles angestellt war, mit meinem Stücke nichts zu tun, war aber als Neffe des berühmten Mannes, der den „Kampf in Rom“ geschrieben hatte, eine Danziger Sehenswürdigkeit, die ich unbedingt sehen mußte. Zur Hauptprobe des „Bjorn“ langten wir gerade noch rechtzeitig an. Ich kam mir wie Wilhelm Meister vor; denn die Truppe hatte starke Ähnlichkeit mit der Melinas in Goethes Roman. Der Heldendarsteller war ein brüllender Riese, der mächtige Schritte machte und mit schlenkernden Armen gestikulierte. Thurid schien zu lange auf ihn gewartet und dabei einen beträchtlichen Teil ihrer Reize eingebüßt zu haben. Björns Vater, Asbrand, war wohl gewöhnt, in Schillers „Räubern“ entweder den alten Moor oder den Daniel zu spielen, denn er fand nicht aus einem monotonen Gejammer heraus. Am meisten imponierte mir der Regisseur, der so absolut regierte wie ein Feldwebel auf dem Kasernenhof. Als Thurid den Dolch gegen Thorodd zückte, schrie er: „Was machen Sie denn, Sie wollen ja von unten nach oben stoßen! So machen es die Kerle an der Grünen Brücke. (Die Danziger Zuhälter waren gemeint.) Auf dem Theater hebt man erst den Dolch bis über den Kopf, damit ihn das Publikum funkeln sieht. Dabei zielt man nach dem Herzen. Sie wollen Ihren Mann ja in den Bauch stechen!“ Es kamen noch mehrere derartige Ausstellungen, und dann donnerte der Regisseur: „Der ganze Akt noch einmal von vorn!“ Seufzend fügten sich die Schauspieler, die sich nach dem Mittagessen sehnten. Als ich nun aber den Text, den ich ohnehin auswendig kannte, zum zweitenmale anhören mußte, überfiel mich unwiderstehliche Schläfrigkeit. Es machte sich doch der Umstand geltend, daß ich in der Nacht weit mehr Bier als Schlaf genossen hatte. Ich nickte ein und muß wohl schließlich sogar geschnarcht haben, da mich Fuchs durch einen Stoß in die Seite weckte und sagte: „DAS geht doch nicht! Was soll denn das Publikum heute abend tun, wenn Sie jetzt selbst bei Ihrem Drama einschlafen! Außerdem verderben Sie doch dadurch die Schauspieler, die alle hierher sehen. Sie müssen klatschen, Bravo rufen und die Schauspieler begeistern.“ Also hatte ich endlich wieder etwas zu tun. Ich brüllte nunmehr mit Björn um die Wette: „Bravo! Ganz ausgezeichnet! Genau so hatte ich mir's gedacht.“ Der Regisseur kam kaum noch zu Worte, und Björn geriet durch meine anfeuernden Zurufe in eine so wilde Ekstase hinein, daß er im letzten Akte, als er einen jungen Helden mit einem Hieb zu töten hatte, ihm mit seinem Blechschwert durch den ängstlichen vorgehaltenen Schild hindurch eine tiefe Schramme ins Gesicht hieb. Es war ein regelrechter Schmiß, der geflickt werden mußte. Direktor Sowade wurde bedenklich und fragte mich: „Was tun wir nun, wenn er heute abend nicht auftreten kann?“ – „Ach was,“ erwiderte ich, „da auf Island damals beständig Mord und Totschlag herrschte, schadet es durchaus nichts, wenn einer von den Helden mit einer frischen Wunde auftritt.“ – „Was Sie denken,“ sagte Sowade, „er hat doch auch seine Verehrerinnen! Wenn er sich nun so nicht auf der Bühne sehen lassen will?“ – „Dann schminken wir die Sache zu,“ schlug ich vor. „Und wenn er sich noch

heute nachmittag krank meldet?“ fragte er weiter. „Dann spiel ich die Rolle selbst,“ entschied ich kurz. „Lang ist sie nicht. Er kommt ja nur, um totgeschlagen zu werden. Das Stück kann ich überhaupt auswendig.“ Er meldete sich nicht krank, aber die Sache brachte uns trotzdem Unheil.

Fuchs brachte mich von der Hauptprobe ins Hotel. Dort lud ihn der Wirt zum Mittagessen ein. Er sagte: „Vielleicht haben Sie Lust, Herr Doktor, mein Essen zu verzehren. Ich kann doch nichts genießen als Farina (Kölnisches Wasser, der stärkste Schnaps). Der konservative Verein hat hier gestern eine patriotische Versammlung abgehalten, und da haben wir bis 4 Uhr morgens eine Flasche Sekt nach der anderen getrunken. Ich komme nur zur Table d’hôte, weil die Gäste das so gewöhnt sind. Aber ich bringe keinen Bissen herunter.“ Fuchs nahm die Einladung an, die Sache schien schon öfter vorgekommen zu sein. Das Essen war ausgezeichnet, namentlich das Fischgericht, Hecht grün mit prachtvollem festem Fleisch. Die Konversation brachte Fuchs in Gang. Man redete über die polnische Frage. Fuchs sagte, Danzig sei eine sonderbare Stadt, die ein polnisches Hinterland habe. Es könne einem passieren, daß man im Zuge nach Zoppot Leute im Abteil habe, die kein Wort deutsch verstanden. Gewissermaßen sei man also im besetzten Lande. Darauf sagte ein dicker Gutsbesitzer: „Ach, die Polen, mit denen ist nichts los. Ich bin selbst Pole gewesen. Die Polen sind tot.“ Ein Handelskapitän widersprach: „Sagen Sie das nicht! Ich halte die Polen für gefährlich.“ – Der Renegat lächelte geringschätzig: „Die Polen gefährlich? Was sollen sie denn machen? Sie können ja nichts tun? Wodurch sollen sie gefährlich sein?“ – „Durch ihre Vitalität,“ sagte der Seebär. „Das ist keine erledigte Rasse, die sehen anders aus. Bedenken Sie nur, wie viele Kinder so ein Pole hat! Viel mehr als wir. Es ist nicht wahr, daß Polen im Rückgang ist. Es dringt überall vor.“ – „Sie sind nicht aus unserer Gegend?“ fragte der übergetretene Pole. „Ich bin Hannoveraner,“ erwiderte kurz der Seemann. „Ach so, dann sind Sie Engländer, deshalb haben Sie solche Ansichten,“ bemerkte etwas gehässig der andere. Der Kapitän lief dunkelrot an, warf seine Serviette unter den Tisch und rief: „Reden Sie keinen Unsinn. Ich bin ein guter Deutscher, aber ich bin nicht blind. Jedesmal, wenn ich wieder hierherkomme, sind die Polen nicht weniger geworden, sondern mehr. Wenn sich die Engländer einmal dahinter stecken, kann das für uns gefährlich werden.“ Hier griff Fuchs wieder ein und verglich Wilhelm II. mit dem alten Eduard III., der nur noch ein Schwamm sei und am Zucker zugrunde gehe, und damit kam man dann glücklich von der Politik auf die Medizin, die in ruhigem Tone behandelt zu werden pflegt, weil es da keine verbotenen Themen gibt, wenigstens nicht unter den Männern.

Fuchs wollte mich in seiner Familie Kaffee trinken lassen. Unterwegs machte er mich auf die „Beischläge“ aufmerksam, kurze steinerne Freitreppen vor den Häusern, die für die alten Hansestädte charakteristisch sind, ebenso auf die Backsteinarchitektur der Marienkirche. Wir gingen in die Börse, deren Gebäude jetzt der Artushof war, mir bekannt aus E. Th. A. Hoffmanns Novelle. Fuchs zeigte mir auch die alten Türme mit ganz kurzen Spitzen, die in den slawischen Gebieten häufig sind. In der Milchstraße angelangt, wies er auf ein Schaufenster mit Särgen und Grabsteinen und sagte: „Darüber wohnen wir. Es ist für mich immer ein trauriges Menetekel, wenn ich nachts nach Hause komme!“ Ich erwiderte, es sehe nicht so aus, als ob demnächst für ihn etwas dort eingekauft werden müßte. Er seufzte, hat aber noch zwanzig Jahre gelebt, allerdings war er die letzten Jahre blind. Oben fanden wir seine Frau, eine unförmlich dicke Madame, und seine zwei Töchter, von denen die jüngere, Hertha, mit einem spindeldürren Rechtsstudenten verlobt war, der ebenfalls anwesend war. Die ältere, Gertrud, war mir von Leipzig her bekannt, wo sie einige Zeit bei meinem Vater studiert hatte. Sie war jetzt Klavierlehrerin in Zoppot, aber herübergekommen, um mein Stück zu sehen. Sie war nur ein Jahr jünger als ich, ziemlich hübsch, aber schon so zur Fülle neigend, daß man sich ausrechnen konnte, wann sie ebenso aussehen würde wie ihre Mutter. Sie hatte in Leipzig mit einem

Spanier, Ribera, kokettiert, der ebenfalls bei meinem Vater seine musiktheoretischen Kenntnisse vervollständigte. Als sie einmal an seinem Arme wegging, sagte mein Vater zu den andern Schülern so laut, daß Gertrud Fuchs es hören mußte: „Weiß die Dame, daß der Herr verheiratet ist?“ Daran erinnerte mich Gertrud jetzt und machte sich etwas über die spießbürgerliche Moral meines Elternhauses lustig. So unterhielt ich mich mit ihr und ihrer Mutter, während Fuchs auf dem Sofa einen ausgedehnten Mittagsschlaf hielt. Der dürre Student sog und kaute an den Fingern seiner Braut, was ich widerlich fand. Als Fuchs ausgeschlafen hatte, schleppte er mich noch in die Redaktion von zwei Blättern und bekomplimentierte die beiden Theaterreferenten, woran ich mich nur sehr schwach beteiligen konnte, weil ich nie eine Zeile von ihnen gelesen hatte. Der eine versicherte übrigens sehr laut: „Beeinflussen lasse ich meine Kritik nicht. Sie wissen, Kollege Dr. Fuchs, daß ich immer meine Unabhängigkeit wahre.“ Das war natürlich der Liberale. Der Konservative entfaltete kein Pathos, sondern war steif und zugeknöpft.

Dann ging Fuchs noch einmal mit mir ins Theater und ließ sich an der bereits geöffneten Kasse ein halbes oder ganzes Dutzend Freikarten geben. Er versicherte: „dafür bringe ich kräftige Fäuste mit. Über den Beifall brauchen Sie sich keine Sorge zu machen.“ Mich überließ er dem Direktor Sowade, der bereits sorgenvoll in seiner Loge saß. Er sagte zu mir: „Einen Ansturm auf die Kassen haben wir nicht gerade erlebt. Die Leute wollen jetzt nichts als „Alt-Heidelberg“ sehen, und Ihr Stück ist so ganz anders.“ – „Das ist doch bloß eine sentimentale Komödie,“ sagte ich erstaunt. – „Mag sein,“ erwiderte er „ich dachte ja auch, daß nun wieder etwas Heroisches an der Reihe wäre, als ich Ihr Stück annahm. Aber ich sehe jetzt bereits, daß ich mich getäuscht habe. Der Geschmack ist noch nicht umgeschlagen. Man macht jedesmal einen Fehler, wenn man Berlin zuvorkommen will. Unser Publikum hat ja doch keinen eigenen Geschmack, sondern richtet sich einfach nach Berlin.“ – „Man kann nicht vor der Aufführung sagen, daß das Stück ein Versager ist,“ wandte ich ein. „Aber doch,“ sagte Sowade, „wir fühlen ganz genau die Atmosphäre, weil wir unsere Erfahrungen haben. Was ist denn da? Die Abonnenten, außerdem die Freibilletler, und dann, soviel ich sehe, hier und da ein Lehrer oder Primaner. Die Abonnenten sitzen mit einer Miene da, als ob sie sagen wollten, ich setze ihnen langweiliges Zeug vor, von dem noch kein Mensch gehört hätte.“ Als der Beifall nach dem ersten Akte nicht sehr lebhaft war, vielleicht weil die kräftigen Fäuste, die Fuchs versprochen hatte, noch nicht da waren, wurde ich auch ärgerlich und sagte: „Zum Donnerwetter, ich habe mir doch die Haare brennen lassen und die Nase pudern, und jetzt gibt es gar keine Hervorrufe!“ Sowade lächelte schwach und riet mir: „Sie sagen doch, Sie kennen Ihr Stück auswendig. Sehen Sie hier herüber, wenn es nur noch drei oder vier Verse bis zum Aktschluß sind. Sie treten in die Kulisse. Den Vorhang bringen wir einmal schon wieder in die Höhe, dann kommen Sie heraus. Wenn Sie dann möglichst tiefe Verbeugungen machen, ist das Publikum vielleicht doch noch zu gewinnen.“ Diesen Rat befolgte ich, war nach dem zweiten Akte, dem besten des Stückes, plötzlich auf der Bühne und machte die von Sondershausen her bekannten Hofverbeugungen, die der Turnübung „Rumpf vorwärts beugt“ sehr ähnlich sind. Bei meinem Bauche war das immerhin eine sehr gute Leistung. Das Publikum wurde gerührt, klatschte mächtig und rief mehrfach „Riemann“, um mich weiter turnen zu sehen.

Aber der vierte Akt verdarb alles. Als der junge Held von Björn niedergemetzelt werden sollte, dachte er an den Hieb vom Vormittag und lief einfach davon. Der wütende Björn stürzte ihm nach und führte den Todesstreich, der aber nur das Hinterteil traf, worauf sich eine ungeheure Heiterkeit im Zuschauerraum verbreitete. Es wurde zwar weitergespielt und weiter gemordet, als einige Ruhe eingetreten war, aber nun wirkte alles nur halb. Sogar das Feuerwerk des brennenden Drachenschiffes verpuffte, und wir konnten trotz aller Anstrengungen nur noch zwei Hervorrufe erzielen. Auf diese Art verlief das Festmahl, das mein Gönner Mix bezahlte und mit einigen Flaschen Sekt krönte, in etwas gedämpfter Stimmung. Er hatte den Dichter und

seine Freunde eingeladen, und ich hatte wenigstens die Freude festzustellen, daß ich durch die Aufführung noch einige Freunde gewonnen hatte, die sehr eifrig mitaßen und mittranken. Zu den älteren Freunden gehörte ein alter Herr, namens Roggenbugge, der auch bei meinem Vater in Leipzig studiert hatte und sich erbot, aufs Telegraphenamts zu laufen und meine Eltern zu benachrichtigen. Ich warnte ihn: „Telegraphieren Sie, bitte, nicht zu viel! Meiner Meinung nach, war das gerade noch ein Achtungserfolg, mehr nicht.“ – „Lassen Sie mich nur machen!“ sagte Roggenbugge und lief ab. Fuchs saß düster sinnend da und brach schließlich in die Worte aus: „Ich bin dazu gekommen, als sich Winterfeld und der andere Kritiker verabredeten, das Stück zu verreißen. Es ist die reine Verschwörung! Wenn das in die Morgenblätter kommt, haben wir morgen einen noch schlechteren Besuch als heute, und ich hatte doch gerade vom zweiten Abend einen wirklichen Erfolg erwartet.“ Als er so weit war, kam Roggenbugge wieder. „Nun“ fragte ihn Mix, „was haben Sie telegraphiert?“ – „Nur die Wahrheit!“ sagte Roggenbugge, „hier ist der Wortlaut. Björn heute in Danzig mit starkem Beifall aufgeführt. Mehrere Hervorrufe. Roggenbugge.“ Wir tranken dann noch einmal auf den Erfolg des nächsten Abends und trennten uns.

Am nächsten Vormittag brachte ich zunächst der Darstellerin der Thurid einen großen Rosenstrauß, den sie aber nur durch die ein Viertel geöffnete Tür entgegennahm, weil sie noch nicht aufgestanden war. Auf den Gedanken, daß sie mich nicht einließ, weil ein anderer da war, bin ich damals nicht gekommen. So lief ich einmal allein in Danzig rum und verlief mich wie gewöhnlich. Da ich dabei immer wieder auf den durch die Schimpfreden der Weiber berüchtigten Fischmarkt geriet, lernte ich wenigstens diese Sehenswürdigkeit Danzigs gründlich kennen. Am Nachmittag machte ich mit Hertha und Gertrud Fuchs einen Ausflug zum Meere. Der Himmel war aber dicht verhangen, und die Ostsee sah nur aus wie ein großer grauer Teich. Von der mir aus den Büchern bekannten Erhabenheit der unendlichen Flut aber war nichts zu bemerken. Die beiden Mädchen waren aber sehr übermütig, und ich machte lustig mit, als ich ein paar Bier getrunken hatte. So kamen wir recht aufgeräumt zu der zweiten Vorstellung. Das Theater war halbleer, die Schauspieler hatten keine Lust mehr und spielten das Stück überhastet herunter. Der Beifall war recht schwach. Als wir herausgingen, kamen wir an einem Mann vorbei, der ins Kassenfenster hineinschrie: „Ich will mein Geld wiederhaben, anderthalbe Stunden sind keine Theaterabend.“ Mit diesem letzten Eindruck reiste ich nach Leipzig zurück. In der Tasche hatte ich die beiden tödlichen Kritiken. Die Winterfelds, des Liberalen, war in der Hauptsache eine Inhaltsangabe, ließ aber doch durchblicken, daß sich der Kritiker nicht für das sonderbare Stück erwärmen könne, noch weniger das Publikum. Geradezu giftig aber war die konservative Kritik. In ihr kam eine Feindseligkeit gegen den Direktor, von der mich Fuchs nicht unterrichtet hatte, zum Ausdruck. Die Kritik fing mit einer Übersicht aller Premieren an, die Sowade gebracht hatte, und machte die Stücke sämtlich nach Kräften herunter. Von einem derselben, das „der Herr Major“ hieß, wurde gesagt, daß es nichts enthalte als „berghoch gehäuften Unsinn“. Dann wurde ich weidlich zerfetzt, aber immer so, daß der unglückliche Sowade seinen Teil abbekam. Der Baumwuchs auf Island, hieß es, sei als spärlich bekannt, aber eine „halbe Allee“ aus drei oder vier dünnen Birkenbäumchen sei eine Walddekoration, die man bisher noch nicht zu sehen bekommen hätte. Ein „germanisches Kulturdrama“ sei mein Stück überhaupt nicht; denn ich hätte die Germanen als das gemeinste und hinterlistigste Volk der Erde dargestellt. Die Weiber brächten bei mir ihre Männer um, wenn ihnen ein anderer besser gefalle. Von dem, was in der „Germania“ des Tacitus stehe, hätte ich überhaupt keine Ahnung. Der Gang der Handlung sei so fesselnd, „wie die Lektüre eine Logarithmentafel.“ Einen Rekord im Morden hätte ich insofern aufgestellt, als von den zwölf Personen des Stückes sieben umgebracht würden. Die Schauspieler hätten sich mit dem langweiligen Stück viel Mühe gegeben, aber schließlich auch die Geduld verloren. Da habe dann einer den tödlichen Schlag „ausgerechnet auf die Stelle be-

kommen, wo wir als Knabe unsere Prügel zu empfangen pflegten.“ Damit hätte die Tragödie einen unerwarteten Erfolg errungen, nämlich einen Heiterkeitserfolg. Ich revanchierte mich auf meine Art, indem ich von Leipzig aus folgende Bierkarte in die Redaktion schickte: „Herzlichen Dank für Ihre freundliche Besprechung, die ich mit großem Vergnügen gelesen habe, da sie von eingehender und liebevoller Beschäftigung mit meinem Stücke zeugt. Dr. Riemann.“

Sehr angenehm war es mir, daß ich in einem Berliner Blatte die einfache und sachliche Notiz fand: „Am Danziger Stadttheater errang die Tragödie „Björn der Wiking“ von dem bisher unbekanntem Dichter Robert Riemann einen Achtungserfolg.“ Ich beschloß nunmehr, mich nicht länger mit Tragödien abzugeben, sondern mich auf die Wissenschaft zu konzentrieren. Meine Mutter billigte das allerdings nicht. Sie hat mir immer wieder vorgeworfen, ich würde die Flinte regelmäßig zu früh ins Korn und verlegte mich auf irgend etwas anderes. Köster bot mir eine Stelle am Deutschen Institut in Rom an, das gerade einen Germanisten brauchte. Er sagte, das Gehalt betrüge nur 1100 Lire jährlich, aber ich könnte ja Berichte für Zeitungen schreiben. Aufsätze über Rom wären immer gesucht. Das war mir eine zu unsichere Geschichte; ich lehnte ab, und er hat auch keinen andern gefunden, der sich darauf einließ. Die Jugend fing damals bereits an, sich gegen die Belastung mit unbezahlter Arbeit zu sträuben. Köster hatte noch etwas anderes in petto. Die Führerin der Linken der bürgerlichen Frauenbewegung, Henriette Goldschmidt, eine steinalte Jüdin mit Ringellöckchen, leitete ein Institut, in dem vorwiegend Kindergärtnerinnen ausgebildet wurden, aber auch unbeschäftigte höhere Töchter Vorträge hörten. Sie brauchte einen Germanisten, der ihre geliebten Klassiker, namentlich Schiller, genau kannte. Man sollte weniger fragen als vortragen, und zwar nach ausgearbeitetem Manuskript. Diese Forderung war berechtigt. Es hätten sich sonst wortgewandte Quasselköpfe hingestellt, immer wieder dieselben Allgemeinheiten vorgetragen und die zehn Mark per Doppelstunde eingesteckt. Aber die kluge Henriette verlangte noch allerhand anderes. Die Kindergärtnerinnen wurden nach Fröbels System mit den drei Hauptformen, Kugel, Walze, Würfel, ausgebildet. Das war eine ästhetische Erziehung; also mußte der Germanist, den sie suchten, imstande sein, Schillers „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ in den Mittelpunkt zu rücken und sogar von Kant so viel durchzunehmen, wie zum Verständnisse der ästhetischen Schriften Schillers notwendig war. Also Kindergärtnerinnenneukantianismus! Mit den geistigen Bedürfnissen der höheren Töchter, die auch die Kurse besuchten, brachte man die Sache in der Form in Zusammenhang, daß man annahm, daß sie alle doch noch heiraten würden und ihre eigenen Kinder nach Fröbel, Schiller, Kant, Kugel, Walze, Würfel erziehen könnten. Da die alte Dame gleich, als ich mich ihr vorstellte, von den alten Achtundvierzigern und von der Völkerverbrüderung im Stile der Malwida von Meysenburg zu schwärmen anfing, bezauberte sie mich, und ich nahm an. Ich sagte ihr nur noch, ich würde auch Plato heranziehen, der ebenfalls Moral, Idealismus und Erziehung auf den Schönheitskultus gegründet habe. Sie war auch damit einverstanden und ließ sich sogar von mir die Übersetzung eines Platonischen Dialogs von der Stadtbibliothek holen. Sie sagte mir aber nach der Lektüre, sie habe keinen rechten Gewinn davon gehabt, weil diese Erörterungen von Begriffen zu wenig mit der pädagogischen Praxis unserer Tage zu tun hätte. Das überraschte mich. Sie war doch mit ihrer Schwärmerei für die alten Achtundvierziger so offenkundig altmodisch, während alle anderen Menschen über diese Leute nur schimpften oder spotteten, daß es meiner Meinung nach auf einige tausend Jahre mehr oder weniger nicht ankam. Also ging ich nunmehr jeden Donnerstag zwei Stunden in Henriette Goldschmidts Institut in der Weststraße und hämmerte vierzig Mädchen, von denen die Hälfte noch sehr jung war, den klassischen Idealismus ein. Daher schloß der Briefwechsel mit Gertrud Fuchs, den ich nach den gemeinsamen Erlebnissen in Danzig angefangen hatte, sehr bald ein. Von den Mädchen zog mich eine besonders an, die allerdings nie etwas sagte. Als ich Henriette Goldschmidt etwas von ihr vorschwärmen wollte, sagte die alte Dame nur kurz: „Ja, das ist ein sehr hübsches

und außerordentlich dummes Mädchen,“ worauf ich betroffen verstummte.

Nunmehr gab ich den Privatunterricht im Lateinischen und Griechischen auf, da mir der Unterricht im Töchterinstitut mehr einbrachte, wozu noch die Honorare von Zeitschriften und Zeitungen kamen. Ich war 1902 schon ins zehnte Semester vorgerückt. ES war also Zeit, daß ich mein Staatsexamen machte und wie Busse an eine Schule ging. Im Deutschen und in der Philosophie fühlte ich mich sattelfest, aber in der Geschichte hatte ich bisher eigentlich nur Karl Lamprecht (1856 – 1915) gehört, der mehr Gewicht auf geniale Ideenverbindungen als auf methodische Schulung und Übermittlung solider Kenntnisse legte. Lamprecht schritt nicht würdevoll ins Kolleg, sondern stürzte hinein, schleuderte seinen Hut aufs Katheder und turnte, während er seinen Vortrag heruntersprudelte, an der Stange herum, die ihn von den Zuhörern trennte. Manuskript benutzte er niemals und zog stets Tagesereignisse und das Buch, das er am Abend vorher gelesen hatte, entweder entrüstet über oder begeistert für dasselbe in sein Kolleg hinein. Heute war es der religiöse Grübler Pascal, morgen eine Schrift von dem ähnlich wie Lamprecht vielseitigen Friedrich Naumann, den er besonders schätzte, übermorgen ein führender Romantiker. Lamprechts leitende Hauptidee, der sich alles zu fügen hatte, war die Vereinigung von Wirtschaftsgeschichte und Ideengeschichte, also von Marx und Leopold von Ranke, ein geradezu halsbrecherisches Unternehmen, das gar nicht gelingen konnte. Entweder ist die Steigerung der Produktion das Primäre, oder die Entwicklung des Denkens ist es. Lamprecht aber wollte weder der Wirtschaft noch der geistigen Entwicklung den Primat lassen, sondern beide sollten zu allen Zeiten in gleicher Stärke wirksam sein. Die Monarchengeschichte schaltete er allerdings aus, aber das hatte schon Hegel getan. Im wilhelminischen Zeitalter war es immerhin ein großes Wagnis, sich gegen den Monarchenkult zu wehren. Lamprecht ging so weit, daß er bei der Schilderung römischer Kaiser, die sich als Sänger im Zirkus hatten bewundern lassen, die Bemerkung hinzu fügte: „Bedauerlicherweise sind wir ja heute in eine Lage geraten, in der wir sogar für solche Vorgänge Verständnis haben.“ Aber er formulierte das so abstrakt, daß die wenigsten Studenten merkten, daß hier Wilhelms II. Komposition des „Sanges an Ägio“ gemeint war. Lamprecht sah immer mit einem Auge nach rechts, mit dem andern nach links und glaubte sich allen überlegen, die bloß geradeaus sahen. Er war ein typischer Vermittler und hatte den großen Erfolg, den die Kompromißler gewöhnlich haben, bis das Neue siegt. Seine Kollegen hielt er für Pedanten und erzählte gern von einer Fakultätssitzung, in der man über Neubesetzung eines Lehrstuhles verhandelt hatte. Nach Ablehnung verschiedener Kandidaten habe er zögernd gesagt: „Ja, dann kommt nur noch der Soundso in Frage, aber ich muß Ihnen offen sagen, daß ich ihn für eine Durchschnittsbegabung halte. Genial ist er nicht.“ Darauf sei der allgemeine Zuruf erfolgt: „Oh, den nehmen wir! – Genial sind wir auch nicht!“ Lamprecht bedachte aber nicht, daß ihm die Kollegen mit ihrer Ablehnung der Genialität Mangel an Solidarität vorwarfen. Es kam vor, daß er im Seminar zwei Herzöge durcheinander warf, die beide Leopold von Oesterreich hießen. Dann pflegte ihn sein Famulus zu korrigieren, was er mit Seelenruhe über sich ergehen ließ, da er dergleichen als eine Bagatelle betrachtete. Im Kolleg wußten wir nie recht, in welchem Jahrhundert wir waren, weil Lamprechts Ideengang von seinen Einfällen und seiner Lektüre abhing. Wenn er über brandenburgisch-preußische Geschichte im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert lesen wollte, fing er mit der Besiedlung der Ostseeländer an. Das hätte ein anderer auch getan, aber Lamprecht geriet so tief in die ausgegrabenen „Kjökkenmödinger“, die Küchenabfallhaufen der Steinzeit, hinein, daß er erst wieder herausfand, wenn er ein neues Buch gelesen hatte, das neue Gedankengänge anregte. Wenn er an unseren Gesichtern sah, daß wir ungeduldig waren und weiter kommen wollten, sagte er: „Ja, meine Herren, Sie haben wahrscheinlich eine von den Kritiken über meine Bücher gelesen. Da sagen meine Kollegen, was die alten Germanen gegessen und getrunken hätten, könnte uns egal sein. Aber das ist grundfalsch! Die Nahrungsmittelbeschaffung ist eine ungeheuer wichtige

Sache. Sie spielt sogar in die Kriegsgeschichte hinein. Denken Sie nur an die Getreideprovinzen des Römerreiches, an Sizilien und Ägypten, das heute mit dem Baumwollanbau etwas ganz anderes wird!“ Man sagt gewöhnlich, solche Naturen hätten ihre Stärke nicht im Kolleg, sondern im Seminar, aber für Lamprecht traf auch das nicht zu. Wenn er mit uns Widukind von Corvey lesen wollte und wir an eine Stelle kamen, deren Glaubwürdigkeit uns verdächtig war, weil dieselbe Geschichte oder eine ähnliche auch bei antiken Schriftstellern vorkam, sagte Lamprecht: „Das ist eine Wandersage. Dergleichen gibt es ja auch heute. Denken Sie nur an die bekannte Anekdote, daß Mommsen auf der Straße einen heulenden Jungen getroffen habe und ihn gefragt habe: „Junge, wie heißt du denn, und wo wohnst du?“ Darauf habe er die Antwort bekommen: „Papa, kennst du mich denn gar nicht?“ Diese Geschichte ist mit anderen Namen schon vor 150 Jahren gedruckt worden. Sie kann natürlich nur auf kinderreiche und sehr gelehrte Professoren übertragen werden, aber da geschieht es auch regelmäßig. Wie mit dieser Wanderanekdote, so steht es mit den Wandersagen der Völker, z. B. mit der von Dido, die nur so viel Land verlangt, wie in eine Ochsenhaut hineingeht, und dann aus der Haut einen langen dünnen Riemen schneidet, mit dem sie ein mächtiges Gebiet einschließt. Wo Land besetzt wird, kommt immer die Sage hin. Die Betrogenen sind ja Wilde, und der kulturell Hochstehende kann sie leicht hinters Licht führen. Es gilt als feiner, so eine Übertölpelung durchzuführen, als wenn man nur mit dem Schwerte dreinschlägt. Man kommt als der kulturell Überlegene hinein. Noch heute wird jede koloniale Besetzung damit gerechtfertigt, daß man als Kulturbringer kommt. Aber als erstes legt man nicht eine Schule an, sondern eine Festung.“ Ein Student: „Aber die Mission, Herr Professor?“ – „Ach, die Mission hat bis jetzt nur einen Staat gegründet, nämlich den Jesuitenstaat in Paraguay, und glauben Sie nur nicht, daß es friedlich dabei hergegangen ist. Die Indianer, die sich nicht fügten, hat man als Ketzer verbrannt.“ So kamen wir von Widukind nach Paraguay und morgen noch viel weiter. Als wir mit der Semesterübung fertig waren, wußten wir sehr wenig von Widukind und seiner historischen Methode. Bisweilen brachte Lamprecht gerade erschienene neue Bücher mit und sagte: „Ich borge sie gern denjenigen von Ihnen, die sich dafür interessieren. Natürlich können Sie nicht einen so dicken Wälzer von Anfang bis zu Ende durchlesen. Das tut man, wenn man etwas darüber schreiben will. Es kann ja acht oder vierzehn Tage dauern. Wenn man sich darauf beschränkt, liest man viel zu wenig Neuerscheinungen. Sie müssen in so einem Buche blättern und bald hier, bald da eine halbe oder ganze Seite lesen, die Sie fesselt. Da bleiben Sie über alles Mögliche auf dem laufenden!“

Das war eine Erziehung zur Oberflächlichkeit. In diesem Rufe standen wir Lamprechtianer überhaupt. Wurden wir im Examen von Lamprecht selbst geprüft, so glich sich die Sache insofern wieder aus, als er weniger die Kenntnisse als das Kombinationsvermögen prüfte, und Leute, die keins hatten, schlossen sich ihm dann gar nicht erst an. Im Doktorexamen konnte man sich die Herren, von denen man geprüft werden wollte, selbst aussuchen, im Staatsexamen aber nur die Kommissionen. Die Professoren kamen immer abwechselnd in die Kommissionen. Nehmen wir einmal an, daß sich ein Student meldete, der in Deutsch, Englisch und Französisch geprüft werden wollte, dann erfolgte die Zusammensetzung Köster, Wülker, Birch-Hirschfeld. War die zweite Meldung, also die eines anderen Studenten, Deutsch, Geschichte, Erdkunde, dann kam nicht Köster an die Reihe für Deutsch, sondern Sievers. Alle Professoren sollten gleich oft prüfen, weil das zu ihren Amtspflichten gehörte und nicht honoriert wurde. In der Geschichte wechselten Lamprecht, Brandenburg und Seeliger ab. Bei Fächern, die mit nur einem Professor besetzt waren, zog man als Examinatoren auch die besten Lehrer von den höheren Schulen heran, weil sonst dieselben Professoren beständig hätten prüfen müssen.

Man ging daher, ehe man sich zur Prüfung meldete, zum Fakultätsdiener und fragte ihn: „Wer ist im Deutschen dran?“ – „Sievers.“ – „In der Geschichte?“ – „Seeliger.“ „Das geht nicht. Ich komme wieder, wenn Lamprecht an der Reihe ist.“ Inzwischen war dann aber Kö-

ster für Deutsch an der Reihe, der dem betreffenden Studenten auch nicht paßte. Er meldete sich also tatsächlich erst dann, wenn ihm zwei oder gar drei der prüfenden Professoren genehm waren. Gelegentlich traf man irgendein altes Semester und fragte: „Mensch, bist du denn noch immer auf der Universität?“ Die Antwort lautete: „Ja, ich habe Pech. Ich kriege nie die richtige Kommission zusammen.“ Meine Fächer waren Deutsch, Geschichte und Philosophie. Im Deutschen wollte ich unbedingt von Sievers geprüft werden, in der Philosophie von Wundt, weil das die angesehensten Examinatoren waren. In der Geschichte wurde man aber sogar von zwei Professoren geprüft, von jedem eine Stunde lang, erst Altertum, dann Neuzeit. Also mußte ich in meinen letzten Semestern soviel Geschichte studieren, daß ich auch bei andern Professoren als bei Lamprecht meinen Mann stehen konnte.

Ins Althistorische Seminar ging ich zu Wachsmuth, der mir eine vergleichende Arbeit über Herodot und Thukydides gab. Er war sehr zufrieden mit der Art, wie ich den Gegensatz zwischen dem naiven orakelgläubigen Herodot und dem skeptischen Forscher Thukydides herausgearbeitet hatte. Nervös wurde er aber, weil ich aus dem 12. Jahrhundert Aris „Islandingabók“ herangezogen hatte. Ich wies darauf hin, daß zu einer Zeit, da noch kein Mensch an Ausgrabungen dachte, dieser isländische Historiker aus ausgegrabenen Glocken auf eine Besiedlung durch christliche Kelten vor der durch die norwegischen Heiden seine Schlüsse gezogen hätte, so daß man auch Ari einen Ehrenplatz in der Geschichte der Geschichtsschreibung einräumen müsse. Wachsmuth sagte: „Mit den ollen Isländern hätten Sie uns verschonen sollen. Die gehören nicht hierher.“ Auf dieselbe Abneigung gegen isländische Einzelheiten bin ich auch später immer wieder gestoßen, als bereits alle Welt vom „rein germanischen Blut des Nordens“ schwafelte. Man wollte das nur sehr im allgemeinen tun und hatte eine gründliche Abneigung gegen die ernsthafte Forschung auf diesem Gebiete. Bei Wachsmuth, dem Schüler Ritschls, kam dazu natürlich der Glaube, daß alles Heil von den Griechen sich über die andern Völker verbreitet hatte. Eine Parallele zwischen Thukydides und einem Isländer war gewissermaßen Heiligtumschändung. Schon die Benutzung einer Übersetzung durfte im althistorischen Seminar nicht ans Licht der Öffentlichkeit kommen. Ein Mitglied desselben, Dernuschek, sagte, als ich mich mit ihm über Romane unterhalten wollte: „Von den modernen Romanen kenn ich überhaupt nur einen einzigen, nämlich Bulwers „Letzte Tage von Pompeji.“ Da dieses Buch im Jahre 1834 erschienen ist, kam es mir gar nicht sehr modern vor. Aber die klassischen Philologen hielten sich alles, was nicht griechisch oder lateinisch geschrieben war, geradezu ängstlich vom Leibe. Nächst der theologischen Fakultät war das althistorische Seminar die verstaubte Ecke der Universität. Ich mußte mich immer erst mit einem gewaltsamen Ruck in die Welt der Thomaschule zurückversetzen, wenn ich hineinging. Wer dort heimisch war, wußte von der wirklichen Welt ungefähr so viel, wie der Zögling eines katholischen Priesterseminars. Es ist kein Zufall, daß alle Feinde des revolutionären Geistes, von Napoleon an, die Beschäftigung mit den antiken Sprachen besonders begünstigt haben, obwohl in diesen sehr viel über Freiheit deklamiert worden ist, wobei allerdings niemals von der Abschaffung der Sklaverei die Rede war.

Gegen Brandenburg, der auf alle Kultur- und Wirtschaftsgeschichte mit Verachtung herabsah und rein politischer Historiker sein wollte, aber damals noch Wilhelm II. gläubig verehrte, hatte ich eine unüberwindliche Abneigung. Ich habe niemals bei ihm dauernd Kolleg gehört. Er war unter der Monarchie die verkörperte Korrektheit, begründete im Ersten Weltkriege die Vaterlandspartei und versuchte in der Weimarer Republik, demokratische Gedankengänge zu vertreten, die ihm in Wirklichkeit gar nicht lagen. Seeliger kam mir recht unbedeutend vor, doch hörte ich bei ihm Kollegien über Chronologie, Siegelkunde und Heraldik und lernte allerhand über diese mir vorher gänzlich fremden historischen Hilfswissenschaften.

Dagegen ging ich sehr gern zu dem außerordentlichen Professor Buchholz, obwohl dieser natürlich nicht prüfte. Er hatte eine Art, die Dinge etwas handwerkmäßig oder schulmeisterhaft

anzufassen, die an Witkowski erinnerte. Als wir bei ihm Widukind von Corvey lasen, redeten wir eben nur von Widukind und von nichts anderem. Als wir die „Casus Sancti Galli“ (Begebenheiten in Sankt Gallen) vornahmen, verbat er sich alle Bezugnahmen auf Scheffels „Ekkerhard“. Er sagte, das gehöre ins germanistische Seminar. Statt dessen verglich er das Tun und Treiben im Kloster mit der Benediktenregel und buchte die Verstöße, so daß man wirklich im Mittelalter war. Buchholz las über die sächsischen und fränkischen Könige des Mittelalters ein ausgezeichnetes Kolleg. Ich schrieb es so sorgfältig nach, daß ich später die Hefte als Präparation für den Unterricht verwenden konnte. Er war unbedingter Raukianer, trug nur Ideengeschichte vor und machte gelegentlich spöttische Bemerkungen über Lamprechts „rasch wechselnden Standpunkt.“ Buchholz war kein Forscher, sondern sein Ehrgeiz ging dahin, den höheren Schulen gut ausgebildete Historiker zu liefern. Er war also damals genau der Professor, den ich brauchte. Später ist er Professor an der von Wilhelm II. gestifteten Akademie in Posen geworden. Damals war er ganz gerührt, daß zu ihm, dem außerordentlichen Professor, gleich zwei Studenten kamen, die ihren Doktor bereits gemacht hatten, nämlich Jeß und ich. Er lud uns auch einmal sonntags zu Tisch ein. Als wir kamen, machte er selbst die Tür auf und führte uns herein. Er unterhielt sich mit uns, bis die Tür zum Nebenzimmer plötzlich aufging. Vor der Suppenterrine stand ein ungeheures Bauernweib, das nichts sagte, sondern nur einen riesigen Suppenlöffel schwenkte. Da Buchholz nichts sagte, bemerkte Jeß: „Ich glaube, das Dienstmädchen zeigt an, daß angerichtet ist!“ – „Nein“ sagte Buchholz erschrocken, „das ist meine Frau!“ Er stellte uns dann dem Ungeheuer vor, das eine der häßlichsten Töchter des berühmten Anatomen His war, aber weder wie die Tochter noch die Gattin eines Professors aussah, sondern recht gut auf den Danziger Fischmarkt gepaßt hätte. Zur Unterhaltung leistete sie so gut wie gar keinen Beitrag.

Zu den historischen Vorlesungen, die ich hörte, muß ich auch eine über „Vergleichende Religionsgeschichte“ rechnen, die ich besuchte, weil ich die „Geschichte der Religion“ von Johannes Scherr gelesen hatte. Lindner, der die Vorlesung hielt, war aber ein ganz anderer Mensch als der alte Achtundvierziger Scherr, der sich vornehmlich für die Primitiven interessierte und etwas mit Feuerbachs „Wesen der Religion“ rivalisierte. Lindner hatte eine ausgeprägte Vorliebe für Frühschoppen, bei denen er bayrisches Bier trank, das ihn schwermütig stimmte. Er wollte nachweisen, daß die Arier frömmer seien als die Semiten und redete endlos über die persischen und indischen Göttervorstellungen, den Somatrank, die Wolken als Himmelskühe und die Ameshe-Spentas, sieben heilige Geister, von denen man nur einen, nämlich Ohura Mazda, als guten Gott und Bekämpfer des Teufels zu kennen pflegt. Durch die Bekanntschaft mit den sechs anderen habe ich mich nicht sehr bereichert gefühlt. Daß religiöse Menschen für ihre Art der Welterklärung einen guten und einen bösen Gott brauchen, hat mir immer eingeleuchtet. Wenn man aber daraus eine göttliche und eine himmlische Heerschar macht, hebt man die philosophische Einteilung auf und bleibt zu dicht bei den Einzelerscheinungen, die einen zum Teil erfreuen, zum anderen ärgern. Lindner hatte außer mir noch zwei Zuhörer, einen total verbummelten Theologen, der selbst nicht wußte, wie er in diese Vorlesung geraten war, und einen Balten, der W. Held hieß. Dieser war in der Habilitation für Völkerkunde begriffen, brauchte dazu zwei Nebenfächer und hatte sich als eins davon die vergleichende Religionsgeschichte ausgesucht, die am nächsten bei seinem Hauptfach lag. Er kannte jede Ecke im Museum für Völkerkunde und schleppte mich auch einmal hinein. Die Besichtigung der unzähligen fratzenhaften Götterbilder aus allen Zonen, der Masken und Totensäulen dauerte eine Reihe von Stunden, und dabei habe ich in der Tat eine Masse gelernt, aber von Held, nicht von Lindner. Gegen Weihnachten mußte Held ins Baltikum reisen, weil seine Mutter auf den Tod lag, und kam erst Ende Januar wieder. Ebsolange fehlte aber auch der verbummelte Theologe, der sich wieder einmal irgendwo festgesumpft hatte, vermutlich in einer Kellnerinnenkneipe. Daher saß ich alleine da, trampelte aber kräftig, wenn Lindner hereinkam. Er schritt feierlich

aufs Katheder und begann seine Vorlesung mit „Meine Herren!“ als ob vierzig Studenten vor ihm gesessen hätten. Es war also ähnlich wie bei Mogk. Schon in früheren Zeiten muß ein so spärlicher Besuch häufig gewesen sein. Sonst hätte sich nicht die alte Regel herausbilden können: „Tres facinat collegium“ (Drei bilden ein Kolleg, das heißt: „Ein Professor braucht nur zwei Zuhörer zu haben.“) Dieses System hat nur den Nachteil, daß es schauderhaft teuer für die Steuerzahler ist, die natürlich keine Ahnung davon haben, daß von den zu Bildungszwecken bewilligten Geldern ein großer Teil für die Finanzierung winziger Konventikel verwendet wird. Da wir von Ende Januar ab wieder die vorgeschriebene Mindestzahl erfüllten, sagte Lindner am Ende des Semesters gerührt: „Meine Herren, ich bin Ihnen aufrichtig dankbar, daß Sie mir diesmal ermöglicht haben, meine so oft ergebnislos abgebrochene Vorlesung wirklich zu Ende zu führen. Sie haben mich dadurch von einer Entmutigung befreit, die meine ganze akademische Tätigkeit zu lähmen drohte. Ich danke Ihnen!“ Darauf trampelten wir noch einmal kräftig, und dann trennten wir uns. Lindner scheint aber nicht wieder so aufopfernd ausharrende Zuhörer gefunden zu haben; denn er zog sich ein Jahr später von der Universität ins Privatleben zurück und weihte den Rest seines Lebens der Armenpflege. Da wird er sich über Mangel an Zulauf nicht mehr zu beklagen gehabt haben.

Als ich meine historischen Kenntnisse einigermaßen fundiert hatte, meldete ich mich zum Staatsexamen und bekam die Kommission Sievers, Wundt, Wachsmuth und Seeliger. Natürlich paßte mir Seeliger nicht, aber ich konnte nicht länger warten; denn ich war bereits zwölftes Semester, während man zur Vorbereitung auf den höheren Schuldienst nur sechs Semester zu studieren verpflichtet war. Außerdem wurde ich allmählich zu alt für mein immer wieder verschobenes Einjährigengjahr, das nach dem Examen an die Reihe kommen sollte. Meine drei bis fünf Jahre jüngeren Brüder wollten auch nachrücken. Zum Examen gehörten drei schriftliche Arbeiten, entweder als Klausuren oder als ausgedehnte häusliche Arbeiten, was ich natürlich vorzog; denn eine Klausur ist nichts anderes als ein Extemporale in der Schule und hat keinen schriftstellerischen Wert. Für die häuslichen Arbeiten wurden je sechs Wochen bewilligt, die auf Antrag auf zwölf Wochen verlängert werden konnten. Auch von dieser Möglichkeit machte ich Gebrauch, um etwas Ordentliches abliefern zu können. Als Ersatz für meine schriftliche Arbeit im Deutschen wurde, wie das üblich war, meine Doktorarbeit betrachtet. Ich lieferte den stattlichen Band nunmehr gedruckt ein, und er lag während der mündlichen Prüfung auf dem Tische, so daß sich jeder Prüfende überzeugen konnte, daß ich ein dicke Bücher schreibender Mensch war.

Wundt hatte fast ein Jahr nach der Doktorprüfung zu meiner Mutter in einer Gesellschaft bei Sievers gesagt, er habe endlich einmal wieder zwei ausgezeichnet unterrichtete Doktoranden gehabt, nämlich Jeß und mich. Er hatte also trotz seines hohen Alters die Prüfung behalten und fragte mich, ob ich nunmehr schriftlich über Plato arbeiten wollte. Ich sagte ja, und er gab mir das von vornherein auf die Erteilung einer 1 berechnete schwierige Thema: „Platos Verhältnis zur Sophistik in Bezug auf das Erkenntnisproblem.“ Es sollte nicht von der laxen Moral der Sophisten geredet werden, wie das gewöhnlich geschieht, sondern von ihrer Art, Sinneseindrücke zu werten und Schlüsse zu ziehen. Ich konnte mich also nochmals beinahe ein Vierteljahr in die griechische Lektüre der Platonischen Dialoge vertiefen und zeigen, daß schon in der scheinbar alle Wahrheit auflösenden Skepsis der Sophistik eine positive Begriffsbildung vorliegt, die dann von Plato zur Ideenlehre umgebildet wird. Es wurde wieder ein recht umfangreiches Manuskript, und Wundt sagte mir, als ich mich zur mündlichen Prüfung meldete, ich hätte mich wirklich sehr eingehend mit Plato beschäftigt und sähe ihn richtig: „In der mündlichen Prüfung können wir aber nun nicht Plato zum dritten Male drannehmen,“ fügte er hinzu, „sondern da werde ich Sie nach andern großen Philosophen fragen.“ Er konzentrierte sich in der mündlichen Prüfung auf Kant, den ich inzwischen den unglücklichen Kindergärtnerinnen und

höheren Töchtern sehr ausführlich serviert hatte, so daß es mir nicht schwer wurde, von Wundt wieder die Zensur „mit Auszeichnung bestanden“ zu erlangen.

Man nennt das gewöhnlich „Glück bei der Prüfung haben“ und vergißt vollständig, daß eine solche Berührung mit eigenen Studien nur eintreten kann, wenn man allerhand Studien gemacht hat.

Die Prüfung bei Sievers war eine Wiederholung von Themen, die wir oft im Gespräch behandelt hatten. Er ließ mich eins der schwierigeren politischen Gedichte Walthers von der Vogelweide übersetzen, unterhielt sich mit mir über Burdachs nicht ohne Gewaltigkeit konstruierte Biographie Walthers und nahm dann die Zusammenhänge von Tanz und Lied durch. Sievers wollte keine gesonderte Ästhetik der Tanzkunst gelten lassen, was mir zu radikal war, und wir redeten über Friedrich Theodor Vischers „Ästhetik“, die ihm zu normativ und zu wenig historisch war. Heute denke ich, daß wir alle beide recht wenig vom Tanzen verstanden. Das nordische Gebiet wurde nicht berührt. Sievers gab mir ebenfalls die 1, blieb aber da und hörte sich die Prüfung bei Seeliger an. Dieser hatte mich schon bei der Meldung zum mündlichen Examen recht kühl empfangen, weil ich keine Übung bei ihm mitgemacht und die schriftliche Arbeit bei Wachsmuth und nicht bei ihm erledigt hatte. Ich sagte ihm, daß ich bei ihm Chronologie und Siegelkunde gehört hätte, bekam aber die Antwort: „Das sind nicht die Themen der Prüfungsordnung.“ – Erstaunt fragte ich: „Ja, richten Sie sich denn nach der Prüfungsordnung? Das tut doch eigentlich niemand.“ Seeliger rief empört: „Herr Kandidat, ich muß doch sehr bitten!“ Er sagte mir dann, er würde mich hauptsächlich die großen Staatsmänner prüfen, von denen jeder Geschichtslehrer etwas wissen müßte. Er fing aber, als die Sache vor sich ging, nicht bei der Renaissance und bei Richelieu an, wie ich erwartet hatte, sondern fragte mich: „Wie erklären Sie den Rückgang der Königsmacht in Deutschland im Verlaufe des Mittelalters?“ Ich antwortete, einen Grund dafür bilde das rasche Aussterben der deutschen Dynastien im Gegensatz zu den englischen und französischen. „Das ist nicht die Hauptsache!“ sagte Seeliger. Ich redete von dem mangelnden Bündnis mit den Städten und sagte: „Die deutschen Könige haben ihre Macht aber auch verschleudert und verschenkt.“ Darauf empörte sich Seeliger wieder und rief: „Herr Kandidat, ich kann nicht denken, daß sie sich in einer Prüfung so naiv ausdrücken! – Ich merkte, daß er den Lamprechtianer in mir entdeckt hatte und fügte vorsichtig hinzu: „Ich meinte die Wahlkapitulation und das Statutum in favorem principum (Festsetzung zugunsten der Fürsten).“ – „Jawohl,“ sagte Seeliger, „das ist eine richtige Antwort, es handelt sich um staatspolitische Akte. Reden Sie über die Kapitulation und den Statut, aber lassen Sie solche populären Redensarten wie Verschleudern und Verschenken beiseite!“ Ich gab die einzelnen Punkte, Marktrecht, Gerichtsbarkeit, Zölle, Münzrecht zum besten. Seeliger sagte: „Sie wissen einigermaßen Bescheid, aber der springende Punkt ist das noch immer nicht. Die französischen Könige haben die Erblichkeit der Lehen zugestanden und sich dafür die Erblichkeit der Krone zusichern lassen. Rechtlich blieb dagegen Deutschland immer eine Wahlmonarchie, wenn man auch faktisch lange Perioden hindurch die Könige aus demselben Geschlecht wählte.“ Als ich wieder hinausgehen durfte, dachte ich: „Na, das kann keine 1 sein!“ Mein Bruder Hans, der im Publikum saß, beobachtete aber, wie Sievers auf Seeliger einredete, ihm wiederholt „Goethes Romantechnik“ unter die Nase hielt und den Umfang gewissermaßen mit der Hand abzuwiegenschien. Seeliger schrieb, wie ich später erfuhr, im Protokoll der Prüfung: „Der Kandidat hat Blick für historische Zusammenhänge und ist über manche Einzelheiten ausgezeichnet unterrichtet. Es zeigen sich aber auch auffallende Lücken! Das war eine offenkundige 2, aber die Zensur mußte mit der Wachsmuths zusammengefaßt werden, und die war besser, so daß man aus beiden doch wieder eine 1 machte.

Natürlich war auch die Prüfung Wachsmuths keineswegs leicht. Das „summa cum laude“ in meinem Doktordiplom verpflichtete die Prüfenden ja geradezu, hohe Anforderungen zu stellen

und sich nirgends mit halben Kenntnissen zu begnügen. Wachsmuth gab mir für die schriftliche Prüfung das Thema: „Wie sind die einander widersprechenden Berichte des Thukydides und des Aristoteles über die oligarchische Revolution des Jahres 411 in Athen zu beurteilen?“ Dazu gab es ausgezeichnete Untersuchungen in Eduard Meyers „Geschichte des Altertums“ und dem Werke Wilamowitz-Moellendorffs über „Aristoteles und die Stadt Athen“. Diese Bücher waren erst vor kurzem erschienen, und ich kannte sie genau. Den Thukydides hatte ich mit meinen Privatschülern und dann wieder für die Arbeit über ihn und Herodot in Wachsmuths Seminar gründlich studiert. Den „Staat der Athener“ las ich erst jetzt im Urtext, weil ich für Aristoteles, den undankbaren Schüler Platos, nie viel übrig gehabt hatte. Nun stellte ich mich allerdings auf den Standpunkt Eduard Meyers, daß Thukydides die Vorgänge bei dem Staatsstreich genau gekannt habe, Aristoteles dagegen nur aus den von den Reaktionären hergestellten Akten, die er viel kritischer hätte betrachten müssen, und daß Wilamowitz sich ebenfalls auf den verkehrten Standpunkt gestellt habe, daß nichts auf der Welt sei, was nicht in den Akten stehe (Quod non est in actis, non est in mundo). Aber ich hob doch hervor, daß Wilamowitz in seinem Buche sehr viel Geistvolles über Aristoteles gesagt habe. Das war Wachsmuth schon zu viel. Er sagte mir bei der Anmeldung zur mündlichen Prüfung: „Sie reden in Ihrer sonst guten Arbeit zuviel über das neue Buch von Wilamowitz. Er hat zwar allerhand Gutes gesagt, aber er schlußfolgert zu rasch und haut manchmal gründlich daneben. Das haben Sie durchaus nicht immer gemerkt.“ Offenbar bestand auch zwischen Wilamowitz und Wachsmuth eine Rivalität seit ihren Anfängen, die der zwischen Nietzsche und Wachsmuth oder Jungmannn ähnelte. Es war wirklich schwer, sich zwischen diesen geltungsbedürftigen Gelehrten, von denen sich jeder für einzig in seiner Art hielt, hindurchzufinden. Einiges davon war mir ja aus Wachsmuths Vorlesung über „Enzyklopädie der Altertumswissenschaft“ geläufig, aber längst nicht alles. In diesem Kolleg hatte ich mich weidlich darüber amüsiert, daß Wachsmuth immer wieder auf seinen Lieblingsschriftsteller Poseidonios zu reden kam. Von seinen Schriften sind nur Fragmente erhalten, in die Wachsmuth alles hineinlas, was seitdem über die Zusammenhänge von Geschichte, Erdkunde, Klima, Bevölkerung und Kultur geschrieben worden ist. Bei der Anmeldung zur mündlichen Prüfung fragte mich Wachsmuth üblicherweise, welches Gebiet der antiken Geschichte ich bei meinen Studien bevorzugt hätte. „Die griechische Kulturgeschichte,“ erwiderte ich. „Die Darstellung Jakob Burckhardts hat mich besonders gefesselt.“ – „Darstellung,“ sagte Wachsmuth spöttisch. „Das Wort sollten Sie hier lieber nicht anwenden. Es handelt sich um eine Veröffentlichung aus dem Nachlaß Burckhardts, um eine Sammlung von Notizen und Einfällen, die Jakob Burckhardt selbst in dieser Form niemals veröffentlicht haben würde. Es sind Vorarbeiten, aus denen erst etwas gestaltet werden sollte. Nun, Ihre einzige Quelle für die Geschichte der griechischen Kultur wird das ja wohl nicht sein. Wir werden uns also einigen.“ Damit war ich entlassen.

Die mündliche Prüfung fing Wachsmuth mit der Frage an, wer der bedeutendste Universalhistoriker des Altertums sei. „Poseidonios,“ sagte ich. „Eine Universalgeschichte von Poseidonios?“ fragte Wachsmuth. „Wie meinen Sie das?“ – „Weil er das Klima, in dem die verschiedenen Völker leben, mit ihrer Geschichte in Zusammenhang bringt,“ erwiderte ich. „Ja,“ sagte Wachsmuth, „das gilt dann allerdings für alle, aber das ist doch noch keine Universalgeschichte, in der alle Einzelgeschichten sich vereinigen. Ich meine natürlich Diodorus Siculus, vollständig haben wir von seinen vierzig Büchern nur fünfzehn, das andere sind Fragmente. Haben Sie einen Begriff, wie er die großen Gruppen geordnet hat? Wieviele Bücher umfaßt jede Gruppe?“ – Natürlich riet ich auf Gruppen zu fünf, aber Wachsmuth belehrte mich, daß man je sechs zusammenfassen, Hexaden bilden müsse, statt sich an die Zufälle der Überlieferung in Komplexen zu fünf zu halten. Von dem, woran man eigentlich bei dem Worte griechische Kultur denkt, also von Tempeln, Bildsäulen, Tragikern und Philosophen redeten wir nicht, sondern andauernd von

Historikern. Der gesamte Verlauf der Prüfung bestätigte mir den Eindruck, den ich längst in Kollegien und Seminaren gewonnen hatte: die philosophische Fakultät der Universität ist eine Versammlung von Gelehrten, die sich mit der Geschichte der Gelehrsamkeit beschäftigen. Jeder ist stolz auf den Platz, den er in dieser Geschichte errungen zu haben glaubt und verteidigt ihn eifersüchtig gegen die Ansprüche der andern. Wachsmuth wollte auch von mir wissen, wie ich mir die Möglichkeit vorstelle, den Quellen Plutarchs für seine Biographien auf die Spur zu kommen. Ich sagte, daß Lokalschriftsteller in Frage kämen, wenn es sich um wenig bekannte Orte und Persönlichkeiten handle. Man könne auch bisweilen stilistische Einwirkungen feststellen. Das letzte ließ Wachsmuth nicht gelten. Er sagte, Plutarch schreibe einen vollkommen einheitlichen Stil. Der Arbeitsgang Plutarchs sei ein ganz anderer gewesen, als der eines modernen Gelehrten, bei dem neben dem Manuskript immer die aufgeschlagenen Bücher hängen und hin und her verglichen würde. Dagegen habe sich Plutarch auf ein Ruhebett gelegt und sich alles, was in seiner Bibliothek über irgendeinen großen Mann vorhanden war, vorlesen lassen. Dann hätte er aus dem Gedächtnis einem Schreibsklaven seine eigene Darstellung diktieren, die gerade deshalb immer aus einem Gusse sei. Plutarch hätte weder gelesen noch geschrieben, sondern gehört und dann sozusagen gedichtet. Ich wußte demnach von alledem, was Wachsmuth aus mir herausfragen wollte, zwar einen großen Teil, aber durchaus nicht alles. Die Hauptsache war ihm wohl, daß ich sehr vieles griechisch gelesen hatte. Da er das merkte, gab er mir eben die 1, mit der er sonst durchaus nicht verschwenderisch umzugehen pflegte.

Außer den Fächern, in denen er eine Fakultas erwerben wollte, mußte jeder Prüfling, auch die Biologen, Chemiker, Mathematiker und Physiker, in vier Fächern eine sogenannte Kulturprüfung ablegen, nämlich in Deutsch, Philosophie, Pädagogik und Religion; denn unsere Schulen waren christliche Schulen. Jüdische Schüler wurden zwar aufgenommen, galten aber nur als geduldete Fremdlinge, noch mehr die Dissidenten, wie man vornehmlich die Kinder von Mitgliedern der freireligiösen Gemeinde nannte, die ehemals Robert Blum in Leipzig begründet hatte. Man verweigerte auch dem Sohne eines sozialdemokratischen Abgeordneten, der als religionslos angemeldet war, die Aufnahme in die Sexta nicht, behandelte ihn aber als eine Ausgeburt der Hölle und warnte die übrigen Schüler vor dem vertraulichen Umgange mit ihm. Das wurde dann von diesen dahin mißverstanden, daß sie auf dem ersten Schulspaziergang über den unglücklichen Knaben herfielen und ihn krumm und lahm schlugen. So ging es dem Sohne des Leipziger sozialdemokratischen Abgeordneten Pollender. Eine Beschwerde des Vaters, daß der Lehrer seiner Aufsichtspflicht nicht genügt hätte, blieb stets erfolglos. Man muß bei der Beurteilung der alten Standesschule stets auch an solche Vorkommnisse denken.

Die Kulturprüfung in Deutsch und Philosophie fiel für mich natürlich weg, da sie durch zwei von meinen Hauptfächern erledigt war. Aber es blieb noch genug Lästiges und Unangenehmes übrig. Es gab einen besonderen Professor für die Vorbereitung auf die Religionsprüfung. Er hieß Hoffmann, und hatte den Beinamen „das Kirchelicht“. Zu seiner Professur war er auf sonderbare Weise gekommen. Er hatte seinen theologischen Doktor mit einer Arbeit gemacht, in der zwei einander widersprechende Berichte der Evangelien über die Begegnung des auferstandenen Christus mit seinen Jüngern auf überraschend einfache Art in Einklang gebracht wurden. Nach dem einen Bericht war Jesus seinen Jüngern in Jerusalem begegnet, nach dem andern in Galiläa. Hoffmann erklärte, es habe in Jerusalem einen Gasthof gegeben, in dem die dorthin kommenden Galiläer abzusteigen pflegten. Dieser Gasthof habe deshalb Galiläa geheißen, wie wir von einem Hotel Hamburg oder vom Thüringer Hof reden. Das Galiläa, in dem die Begegnung erfolgt sei, habe also in Jerusalem gelegen, und es sei ganz gleichgültig, ob im offenbarten Text von Jerusalem oder von Galiläa die Rede sei.

Amüsant ist mir und wird auch andern bei dieser Hoffmannschen These die Annahme sein, daß ein auferstandener Gott zunächst in seine Stammkneipe geht. Das ist noch reichlich studen-

tisch gedacht!

Dr. D. Hoffmann wurde Pfarrer in einer sächsischen Mittelstadt. Zufällig war in derselben noch ein Pfarrer tätig, der ebenfalls Doktor war und ebenfalls Hoffmann hieß, aber im Gegensatz zu seinem neuen Amtskollegen ein fleißiger und angesehener theologischer Schriftsteller war. Diesen wollte die Leipziger theologische Fakultät auf einen frei gewordenen Professorenstuhl berufen. Der Briefträger verwechselte aber die beiden Pfarrer D. Hoffmann und trug das Berufungsschreiben zum Galiläaforscher Hoffmann, der sofort annahm und sich in einem glückstrahlenden Brief für die ehrenvolle Berufung bedankte. Die theologische Fakultät war in der größten Verlegenheit, zumal da in der Sitzung auch geäußert wurde, daß die Verwechslung eine Fügung Gottes sein könne. Man beschloß, wie das in solchen Fällen öfter zu geschehen pflegt, das Unheil über sich ergehen zu lassen. Die Kollegen bedeuteten Hoffmann, als er ankam, daß man nunmehr eine schriftstellerische Leistung von ihm erwartete, und schoben ihn auf den Posten ab, daß er die philologischen Studenten auf die Kulturprüfung in Religion vorzubereiten hatte. Das Buch, das man von ihm verlangte, ließ ziemlich lange auf sich warten. Was aber stand darin? Nichts als neue Beweise für seine alte Hypothese vom Gasthof Galiläa in Jerusalem. Sie war ihm einfach zur fixen Idee geworden. Nunmehr drängte ihn niemand mehr zu schriftstellerischen Leistungen, die doch nur Beiträge zur unfreiwillig humoristischen Literatur geworden wären, sondern man wartete auf seinen Tod. Er wurde aber über achtzig Jahre alt.

Hoffmann hielt immer dasselbe Kolleg, wöchentlich zweistündig. Er begann mit dem Satze: „Der Fels des Glaubens ist das Licht des Lebens.“ Er soll aber auch einmal gesagt haben: „Das Licht des Glaubens ist der Fels des Lebens.“ Einen großen Unterschied macht das nicht aus. Der Fels leuchtet in beiden Fällen. Alle Religionen außer dem christlich evangelischen Glauben wurden abgelehnt. Er sagte etwa: „Nun blieb noch der Islam, aber, meine Herren, ist das überhaupt eine Religion? Es ist doch ganz offenkundig, daß dem Islam der religiöse Sauerteig fehlt!“ Oder er berichtete uns: „Vorigen Sonntag bin ich auf der Eisenbahn gefahren. Da saß ein Herr mit uns im Coupé und sagte zu den andern, die Berichte der Evangelien bewiesen gar nichts; denn sie seien erst zwei Jahrhunderte nach Christi Geburt entstanden. Nun denken Sie einmal, eine solche Behauptung! Die Namen der Apostel stehen doch über den Evangelien. Na, ich habe dann gesagt, die Bibel wäre Gottes Wort, und es wäre eine Todsünde, daran zu zweifeln. Außerdem wisse er doch selbst, wer Johannes, Lukas, Markus und Matthäus gewesen seien. Es handle sich um Berichte von Augenzeugen. Also wären sie um 50 entstanden und nicht um 200. Na, es wurde dann ganz still im Coupé, als ich das in aller Ruhe sagte. So müssen Sie es auch machen, meine Herren, wenn Ihnen Ihre Schüler mit solchen törichten Gereden kommen. Sie dürfen sich auch nicht dadurch irre machen lassen, daß es sogar Theologen gibt, die solche falsche Bibelkritik treiben. Sie kennen alle im Alten Testament die Messianischen Weissagungen, die dann im Neuen Testament sämtlich erfüllt werden. Aber mein Göttinger Kollege Julius Wallhausen behauptet, die Messianischen Weissagungen hätten gar nichts mit Jesus Christus zu tun, sondern wären nur Ausdruck der Hoffnungen der Juden auf Kyros, den Perser.“ Er sächselte stark und sagte daher „Gieros“. „Sollte man so etwas für möglich halten. Nicht unser Herr Jesus Christus, sondern Kyros der Perser, der doch wahrhaftig nichts mit uns zu tun hat! Aber beruhigen Sie sich, meine Herren, das ist alles nicht wahr. Die Leute, die solchen Unsinn reden, wollen sich nur interessant machen und können ihre Behauptungen gar nicht beweisen.“

Daß wir diese eigenartigen Vorlesungen nicht ernstnahmen, wird uns niemand übelnehmen. In der Prüfung wechselte Hoffmann mit Kittel ab, der ein wissenschaftlicher Theologe war. Er wurde damals stark gefürchtet, da er einen Kandidaten durchs Examen hatte fallen lassen, weil er nicht wußte, wie das vierte Gebot lautete. Ich überlegte mir, daß mir das wahrscheinlich nicht passiert wäre, weil ich mich sofort an Anzengrubers Tragödie: „Das vierte Gebot“ erinnert hätte,

die sich gegen Eltern richtet, die keinen Anspruch darauf erheben können, von ihren Kindern geehrt zu werden, weil sie liederlich und sittenlos leben. Aber wenn ich nach dem achten oder neunten Gebot gefragt worden wäre, dann wäre ich arg ins Gedränge geraten. Daher lernte ich am Tage vor der Prüfung, die in meiner Kommission gerade Kittel hatte, die zehn Gebote und die drei Glaubensartikel wieder auswendig. Kittel wollte mir aber als dem Sohne Hugo Riemanns entgegenkommen und prüfte mich daher die Musikinstrumente der Bibel. Natürlich kam ich dabei auf Jubal, auf den ich einmal ein Gedicht gemacht hatte. Er wird der Erfinder der Musik genannt. Ferner fielen mir die Posaunen von Jericho ein und das Gedichtbuch des älteren Spitter „Psalter und Harfe.“ Aufs Geratewohl fügte ich dann noch Becken und Pauke hinzu, was nicht ganz zu stimmen schien. Aber den Schofar, das bei der Ausstoßung von Kerzen geblasene Bockshorn, kannte ich aus der Biographie Spinozas und aus Gutzkows Drama: „Urieb Acosta.“ Kittel wollte dann wissen, wer die Psalmen gedichtet habe, und war nicht mit dem Namen David zufrieden, sondern sagte, daß es sich um eine ganze Sängerkunft handle. Er wollte dann noch hören, wann die Bücher der Makkabäer entstanden seien, worüber ich aber nicht genau unterrichtet war. Kittel schien aber an Prüflinge gewöhnt zu sein, die noch viel weniger wußten; denn er gab mir auch die 1.

In der Pädagogik hatte ich nach Richter meinen alten Thomasrektor Jungmann gehört, der nach Richters frühem Tode die Professur geerbt hatte, sich die Sache aber recht bequem machte. Über Comenius und Basedow machte er sich eine Zeit lang lustig, ging dann zu der Art über, wie man auf der höheren Schule Goethe behandeln müsse, und hielt seine mir noch bis in die kleinsten Einzelheiten bekannten Goethestunden, so daß ich den Oberprima-Unterricht nachträglich nachschreiben konnte. Jungmann würde mich auch ähnlich geprüft und mit mir die beinahe sieben Jahre vorher geführten Gespräche wiederholt haben, wenn er in meiner Kommission gesessen hätte. Aber da war vielmehr Volkelt an der Reihe. Als dieser mich fragte, auf welchem Spezialgebiet ich mich besonders unterrichtet hätte, nannte ich eine Abhandlung von Johann Jakob Engel, dem Verfasser der „Mimik“ und des „Herrn Lorenz Stark“. Volkelt sagte darauf: „Ich glaube, die kenne ich gar nicht.“ Ich gab Auskunft, daß es sich um eine Denkschrift für Zedlitz, den Unterrichtsminister Friedrich des Großen, handle. Engel habe empfohlen, den Vortrag des Lehrers auf der Schule abzuschaffen, und alles in Frage und Antwort nach dem Vorbilde des Sokrates zu behandeln. Volkelt sagte, er wolle ein solches Spezialwissen nicht unterschätzen, aber man könne doch Johann Jakob Engel nicht ebenso wichtig wie Locke, Rousseau, Comenius oder Pestalozzi erklären. Ich erwiderte: Pestalozzis „Lienhard und Gertrud“ hätte ich gelesen, aber über die andern drei wäre ich nur über Theobald Zieglers „Geschichte der Pädagogik“ unterrichtet. Das schien wieder nicht ganz nach Volkelts Herzen zu sein. Er sagte mir dann noch, er lege das Hauptgewicht nicht auf die historische Kenntnis der Pädagogik, sondern auf die Lehrprobe. Er ließe zu derselben Schüler aus der I. Realschule kommen, und ich sollte mit ihnen Uhlands Gedicht; „Wenn jetzt ein Geist herunterstiege“ behandeln. Es ist eine zornige Mahnung an das in den Freiheitskriegen gegebene und nicht gehaltene Verfassungsversprechen. Ich sagte, in diesen Themen wäre ich zu Hause. Auch hatte ich in der Schule von Henriette Goldschmidt schon viele Gedichte von Goethe und Schiller behandelt. „Oh, Sie haben also schon Praxis, das ist sehr gut!“ sagte er und verabschiedete mich.

Es ging in der mündlichen Prüfung genau so wie bei Seeliger und Kittel zu, nur war Volkelt wie immer außerordentlich freundlich und mild. Einen Menschen anzufahren, war ihm ja überhaupt nicht gegeben. Aber auch er stellte ein Gemisch von außergewöhnlichen Kenntnissen und auffallenden Lücken fest. Das wurde aber völlig aufgehoben durch seine enthusiastische Bewunderung der Lehrprobe. Rousseau behauptet im „Emile“, wenn jemand bei dem Unterricht eines Lehrers hospitiere, dann unterrichtet dieser sofort für den Zuhörer, nicht für die Schüler. Er sagt sogar, er habe das nicht nur bei anderen beobachtet, sondern auch bei sich selbst. Da muß

ich mit derselben Sicherheit berichten, daß ich bei mir genau das Gegenteil beobachtet habe. Die vierzehnjährigen Jungen, die uns Pfalz aus seiner I. Realschule geschickt hatte, waren vermutlich die besten Schüler. Sie benahmen sich außerordentlich gesittet, faßten sofort Vertrauen zu mir und fingen an, mich nach alledem zu fragen, was ihnen in dem von Zeitanspielungen wimmelnden Gedichte unverständlich war. Das war etwas ganz anderes als die teils schüchterne, teils hochmütige Zurückhaltung der Kindergärtnerinnen und höheren Töchter in Henriette Goldschmidts Institut. Der Austausch mit den prachtvollen Jungen wurde immer lebhafter, bis einer von ihnen sagte: „Der Herr Professor klopft!“ Ich sah mich um und merkte, daß der von mir völlig vergessene Volkelt laut auf den Tisch klopfte, um mir anzudeuten, daß ich die für die Lehrprobe angesetzte Zeit längst überschritten hatte. Also machte ich Schluß, schüttelte aber noch jedem von den Jungen zum Abschied die Hand, weil sie mir so gut gefallen hatten. Erst an diesem Tage wurde mir klar, daß ich weder zum Gelehrten noch zum Dichter geboren war, sondern zum Schulmeister. Dasselbe schrieb aber auch Volkelt ins Protokoll. Der Beruf, in dem ich mich fünfzig Jahre außerordentlich wohl gefühlt habe, war also gefunden. Nur nahm ich mir beim Herausgehen vor, auf keinen Fall auf eine Töcherschule zu gehen, weil ich einfach zu den Jungs gehörte. Daß eines Tages, ein paar Jahre vor Schluß, die Mädchen doch in die Knabenschule eindringen würden, konnte ich damals nicht ahnen.

Da auf die Art auch in der Pädagogik die 1 herausgekommen war, teilte mir der Vorsitzende der Kommission mit, daß ich die volle Fakultas in Deutsch, Geschichte und Philosophie mit der Zensur „Mit Auszeichnung bestanden“ errungen hätte. Einige Tage später bekam ich mein Prüfungszeugnis und ging mit demselben zu Jungmann, um ihn zu fragen, ob er mich an seiner Schule beschäftigen wolle. „Bei uns ist gegenwärtig alles besetzt. Der Thomasschule geben auch die klassischen Philologen das Gesicht. Wenn Sie eine Fakultas im Lateinischen oder Griechischen hätten, würde ich Ihnen für die Zukunft Hoffnung machen. Aber Ihr gegebener Platz ist das Realgymnasium. Sie brauchen mit Ihrem glänzenden Zeugnis eigentlich gar keine Empfehlung, aber ich will Ihnen der Sicherheit halber eine an Böttcher mitgeben, der Sie gewiß nehmen wird.“ Er schrieb sehr schnell eine Seite, steckte den Briefbogen ins Kuvert, klebte es zu und adressierte es an Böttcher. Ich bedankte mich und ging. Es ist mir nie klar geworden, warum mich Jungmann damals nicht genommen hat. Ich war sein Lieblingsschüler gewesen und hatte später immer Verbindung mit ihm gehalten. Allerdings hatte ich in seinem pädagogischen Seminar einmal eine Stelle von Nietzsche zitiert, aber er war rasch darüber hinweggegangen. Vielleicht hatte er es trotzdem behalten. In diesem Punkte war er ja sehr empfindlich. Daß er einen Gymnasiasten ohne eine Fakultas in den klassischen Sprachen nur für einen halben Gymnasiasten hielt, konnte ich mir nicht recht denken. Köster hatte mir eines Tages erzählt: „Jungmann scheint Ihr Buch über Goethes Romantechnik zu dick zu finden, um es zu lesen. Sie haben es ihm zugeschickt und er hat bei der nächsten Gelegenheit von mir partout wissen wollen, was darin stände. Aber ich habe es ihm nicht gesagt, weil ich nicht einsehe, warum er sich nicht auch damit plagen soll.“ Vielleicht hatte Jungmann, als ich bei ihm war, den Trieb, mich möglichst rasch loszuwerden, damit ich ihn nicht über den Eindruck, den mein Buch auf ihn gemacht hatte, ausfragen konnte, weil er es immer noch nicht gelesen hatte. Bisweilen bahnen uns gute Leistungen den Weg, bisweilen bahnen sie ihn zu.

Ich ging etwas enttäuscht zu Böttcher und freute mich doch darüber, in seinem Kollegium Busse und Mogk zu finden. Böttcher las das Schreiben Jungmanns durch und sagte dann: „Ah, Sie sind ein Sohn Hugo Riemanns, der sich wie mein Fachkollege Arthur von Öttingen mit der dualistischen Harmonielehre beschäftigt. Setzen Sie das Werk Ihres Herrn Vater fort?“ – „Nein,“ sagte ich, von seinen Kenntnissen frappiert, „ich bin unmusikalisch.“ – „Aber Sie verstehen doch sicherlich so viel davon, wie zur gesellschaftlichen Bildung gehört. Etwa beim Tanzen.“ – „Nein,“ sagte ich, „ich kann noch nicht einmal die Noten und kann auch nicht

tanzen.“ – „Ja, geht denn das überhaupt? Kennen Sie das Gespräch Goethes mit der Hofrätin Böhme, die ihn über die gesellschaftlichen Pflichten informiert?“ – „Jawohl, Herr Rektor, das steht in Dichtung und Wahrheit.“ – „Also! Sie müssen doch wissen, was einer meint, wenn er Riemann, Reimann, Reißmann sagt, wie das eine Zeitlang Mode war.“ – „Ich weiß nur, daß Reißmann eine Musikgeschichte zweiten Ranges geschrieben hat.“ – „Sehen Sie, also doch! Und Reimann ist auch ein Musiktheoretiker. Es handelt sich nur um eine Gravatio ad minus (Steigerung ins Geringere herein).“ – „Da freut es mich, daß mein Vater am Anfang und nicht am Ende steht.“ – „Aber ich bitte Sie! Wo sollte er sonst stehen? Kommen wir zum Sohne! Also Sie wollen ans Realgymnasium?“ – „Jawohl, Herr Rektor, zum humanistischen Gymnasium scheint es trotz meines Zeugnisses doch nicht ganz zu langen.“ – „Ah ja, zeigen Sie mir, bitte, das Zeugnis. Oh, mit Auszeichnung! Das kommt selten vor. Aber wie meinen Sie das, wenn Sie sagen, es lange nicht zum humanistischen Gymnasium? Verwechseln Sie uns etwa mit einer Realschule?“ – „Nein, aber in den klassischen Sprachen steht das Gymnasium doch voran?“ – „Warum? Wieso? Das Griechische ist überhaupt sehr spät in die Gelehrtenschule hineingekommen, und wenn wir ehrlich sind, müssen wir sagen, daß die Gymnasiasten es selten wirklich beherrschen. Sagen Sie einmal, wie es mit Ihnen selbst steht!“ – „Ich habe meine beiden Arbeiten im Staatsexamen über Plato, Thukydides und Aristoteles geschrieben. Auch habe ich zahlreiche Privatschulen im Griechischen und Lateinischen aufs humanistische Abitur vorbereitet.“ – „Wie, Sie haben schon unterrichtet?“ – „Jawohl, Herr Rektor, auch habe ich bei Frau Goldschmidt seit einem Jahre Kurse über die klassische deutsche Literatur gehalten.“ – „Na ja, Kurse. Aber haben Sie jemals in einer Klasse gestanden und Disziplin gehalten?“ – „Nein, aber ich glaube, daß es leichter ist, Disziplin zu halten, wenn man wissenschaftlich etwas kann.“ – „Nicht immer,“ rief Böttcher, „Durchaus nicht immer! Ich habe es erlebt, daß den gelehrtesten Männern die dummen Jungen ewig auf der Nase herumtanzten. Auf die Wissenschaft allein können Sie sich nicht verlassen. Die Klasse besteht doch nicht nur aus Jungen, die etwas lernen wollen. Also ich sagte, daß wir eine ausgesprochene Lateinschule sind. Gerade darin führen wir und nicht das sogenannte humanistische Gymnasium mit dem aufgepfropften Griechisch die Tradition des Mittelalters fort, indem es gar keine gelehrte Schule als die Lateinschule gab. Deshalb erreichen wir auch mehr.“ – „Mehr?“ sagte ich verblüfft. „Das Realgymnasium hat doch weniger Lateinstunden als das humanistische.“ – „Jawohl,“ rief Böttcher triumphierend, „wir haben weniger Stunden, also konzentrieren wir uns mehr und erreichen mehr.“ – Bei dieser genialen Logik stand mir der Verstand still. Ich sah ihn sprachlos an, und er genoß meine Verblüfftheit mit Vergnügen. „Also, Sie wollen das Probejahr an meiner Schule machen?“ – „Ja,“ aber ich muß es in zwei Teilen machen. Ich habe nämlich noch nicht gedient und muß am 1. Oktober zum Militär.“ – „Das läßt sich machen,“ sagte Böttcher. „Sie treten jetzt am 1. Juni gleich an unserer Schule an. Da können Sie vier Monate erledigen, von denen fünf Wochen Große Ferien sind. Also werden Sie sich nicht überanstrengen, sondern sich ganz langsam eingewöhnen. Den Rest machen Sie dann, wenn Sie in voller körperlicher Frische vom Soldatenleben ins Zivil zurückkehren. Es trifft sich sehr glücklich, daß der Kandidat der Theologie Geißler gerade zu einer Übung als Reserveleutnant einrückt. Er opfert einen Teil seiner Großen Ferien dafür aus Rücksicht auf die Schule, aber fünf Wochen ist er nicht da, also können Sie ihn vertreten.“ – „Einen Theologen?“ sagte ich entsetzt. „Ich soll Religion geben?“ – „Bewahre,“ lächelte Böttcher. „Ein so wichtiges Fach wie die Religion würden wir Ihnen auch gar nicht anvertrauen. Aber der Kollege Geißler gibt auch Deutsch und Latein. Sie müssen doch einsehen, daß das unbedingt notwendig ist. Sehen Sie einmal, die Neuphilologen, die bei mir tätig sind, können doch nicht nur ihre Fächer geben. Da bin ich sehr froh, wenn einmal einer kommt, der auch eine Fakultas für Religion hat. Aber das ist sehr selten. Ich muß mir mit Erdkunde, Geschichte, Gesang helfen, sogar mit Turnen. Ideal wäre natürlich, daß jeder Lehrer zwölf Stunden in Fä-

chern mit schriftlichen Arbeiten gäbe und zwölf ohne Korrekturen. Das ist nicht zu erreichen, die Neuphilologen kommen immer schlecht weg. Bei dieser schwierigen Unterrichtsverteilung sitze ich in den Wochen vor Ostern mit diesem Kasten voll bunter Steine, die in besondere Fächer gesteckt werden, oft tagelang. Anfangs habe ich sogar die Nächte zu Hilfe nehmen müssen. Hier auf der Unterrichtstafel ist der Kollege Geißler der blaue Stein, und ein Teil davon werden Sie. Der blaue Stein erscheint nicht nur in Religion, sondern auch in Deutsch und Latein auf Quinta, und da werden Sie der blaue Stein. Sie müssen sechs unbezahlte Stunden geben; vier werden aber mindestens bezahlt, wenn Geißler einrückt. Da bei Vertretungen für zum Militär einrückende Lehrer die Stadt Leipzig die Kosten trägt, kann ich vielleicht sogar durchsetzen, daß Sie für alle zehn Stunden bezahlt werden.“ – „Also ich soll vorläufig zehn Stunden in die Schule komme?“ sagte ich. „Etwas mehr wird es wohl werden,“ sagte Böttcher. „Sie müssen in der Geschichte, die Geißler nicht gibt, doch wenigstens hospitieren, und da möchte ich Sie zum Kollegen Gellert schicken. Er hält eine außerordentlich scharfe Disziplin. Daher lasse ich ihn die ungezogenen Tertianer bändigen, mit denen die andern Kollegen schwer fertig werden. Er gibt Religion, er ist nämlich Theologe, und dazu Geschichte und Deutsch. Hospitieren Sie bei ihm in der Geschichte! Da lernen Sie, wie man mit den Jungen in den Flegeljahren fertig wird. Aber das geht nur nebenher. Ihr wirklicher Mentor wird Geißler, der ungefähr ebenso alt ist wie Sie. Es ist ein Experiment, das ich da mache, eine Art von nicht nur kollegialer, sondern geradezu kameradschaftlicher Anleitung. Ich will diesen Ablauf auch nicht gerade stören, also werde ich selten dabei sein, damit Sie und Geißler ganz unter sich sind. Nun muß ich noch einen von den alten Herren herausuchen, der mehr formal den Mentor macht. Aber Gellert würde das zu ernst nehmen, da käme Geißler gar nicht zu Worte.“ – „Darf ich Herrn Professor Mogk vorschlagen?“ sagte ich. „Er kennt mich genau, da ich zwölf Semester Nordisch bei ihm an der Universität studiert habe.“ – „Das trifft sich ja wieder ausgezeichnet,“ rief Böttcher. „Nun habe ich den ganzen Plan vor mir. Also Sie kommen am 1. Juni zu mir, etwa 9 Uhr. Ich stelle Sie außer Gellert und Geißler auch den andern Herren Kollegen vor, die an dem Vormittag da sind. Eine Woche hospitieren Sie bei Geißler in Quinta und bei Gellert in Obertertia. Dann tritt Ihnen Geißler einmal eine Stunde Deutsch in Quinta ab. Ich lasse Sie ein Gedicht des Lesebuchs behandeln, Mogk und ich wohnen dem Unterricht bei. Dann hospitieren Sie wieder bei Geißler, der Sie dann und wann auch einmal eine Stunde halten läßt. Sie lernen die Klasse genau kenne, besonders die Namen der Schüler, was ungeheuer wesentlich ist. Nach den Großen Ferien ist Geißler nicht da, und Sie geben die zehn Stunden, bis er nach fünf Wochen wiederkommt. Dann haben Sie beide zusammen bei der Konferenz über die Klasse eine Stimme, und so erledigt sich alles, so daß Sie gewissermaßen schon Fachmann sind, wenn Sie uns am 30. September 1903 verlassen. Am 1. Oktober 1904 kommen Sie wieder und dann findet sich das übrige.“

Dieses Programm wurde genau eingehalten. Da mich die Schule keineswegs voll und die fünf Wochen Ferien überhaupt nicht in Anspruch nahm, konnte ich eine andere Arbeit erledigen, nämlich das Leben und die Schriften Gottfried August Bürgers genau studieren. In Molmerschwende im Harz sollte ein Bürgerdenkmal eingeweiht werden. Das örtliche Festkomitee hatte sich an Gaudig gewendet, der in Halle amtiert hatte, ehe er nach Leipzig kam, und bis in den Harz hinein als Reformpädagoge bekannt war. Gaudig schrieb dem Komitee, das im wesentlichen aus Lehrern und einigen Gutsbesitzern bestand, er sei zu überlastet, um sich auf die Weiherede vorbereiten zu können. Er kenne aber einen jungen Gymnasiasten, der die Sache gern mache, nämlich mich. Das Komitee verpflichtete sich, das Fahrgeld für mich zu bezahlen und von Meisdorf ab einen Wagen nach Molmerschwende zu stellen, in dem ich mit zwei Urenkelinnen Bürgers, die auch kämen, zusammen fahren könnte. Quartier bekäme ich beim Pfarrer von Molmerschwende, Krahnert, und als eigentliches Honorar für die Rede wollten sie fünfundzwanzig Mark bezahlen. Auf diese erste öffentliche Rede bereitete ich mich so sorgfältig

tig vor wie später nie wieder. Ich las nicht nur alles, was Bürger gedichtet, übersetzt und sonst noch geschrieben hatte, sondern sogar die aus dem Nachlaß veröffentlichten Kollegienhefte, die vier Bände Bürgerbriefe, die auf der Stadtbibliothek, der Universitätsbibliothek und im Germanistischen Institut vorhanden waren. Auf diese Weise schrieb ich ein riesiges Buch „Leben und Werke Bürgers“ zusammen. Als einen Auszug daraus stellte ich die Rede her, deren Dauer ich auf eine gute Stunde berechnete. Taxieren konnte ich ja, seit ich die Kurse bei Henriette Goldschmidt gehalten hatte. Mit diesem ziemlich groß geschriebenen zweiten Manuskript trat ich die Reise an. Die Fahrt machte ich mit einem Unteroffizier zusammen, der mich zuerst etwas langweilte, weil er endlos über die Fürsorge des Kaisers fürs Militär redete. Der Kaiser hätte dafür gesorgt, daß er bei seiner Urlaubsfahrt nur einen Pfennig für den Kilometer dritter Klasse zu bezahlen brauche. Der Kaiser denke nicht bloß an die Offiziere, sondern auch an die Unteroffiziere. Die Verpflegung wäre auch viel besser als früher, und wenn man seine zwölf Jahre abgedient habe, sei man ganz sicher, eine Stellung im zivilen Dienst zu bekommen, weil die Militäranwärter überall bevorzugt würden. Das gehöre sich ja auch so; denn Menschen, die immer bloß Schreiber gewesen wären und womöglich nicht einmal als gemeine Soldaten gedient hätten, könnten doch als Beamte niemals wirkliche Autorität haben. Ich fragte, ob sich das nicht dadurch ausgleiche, daß die Leute, die immer Schreiber gewesen wären, die größere Gewandtheit im Schriftverkehr hätten. Er antwortete, das bilden sich die Schreiberseelen allerdings ein. Aber die hätten eben keine Ahnung davon, daß die Unteroffiziere nicht bloß auf dem Kasernenhof und dem Schießstand arbeiteten, sondern in jeder Woche mehrere Stunden Unterricht im deutschen Aufsatz, in der Erdkunde und im Rechnen hätten. Da würde sehr viel verlangt, und man müßte seinen Kopf gehörig anstrengen, besonders wenn man gerade vom Felddienst komme oder in der Nacht vorher Wache gehabt hätte. Die Einjährigen wunderten sich allerdings, daß in den Kursen nicht mit x gerechnet würde, aber die Regeldetri [Dreisatz] wäre ebenso schwer. Die meisten Menschen hätten keine Ahnung davon, daß die Unteroffiziere außer dem Exerzierreglement und der Gelddienstordnung noch alles mögliche andere lernen müßten. Als irgendeine Station besonders laut ausgerufen wurde, wechselte er das Thema und sagte, auf der Strecke kämen erst Orte, die auf –leben endeten, dann aber viele auf –rode. Nun konnte ich mitreden und belehrte ihn, daß die Endung –rode anzeige, daß man dort vor neunhundert Jahren etwa den Wald ausgerodet habe. Ich wollte aber nach Molmerschwende und da habe man den Urwald „schwinden gemacht“, indem man ihn einfach angesteckt habe und etwa alle acht Tage nachgesehen habe, ob ein genügend großes Stück ausgebrannt sei, um Felder darauf anzulegen. Er fand das Schwenden greulich verschwenderisch, womit er recht hatte. Ich erzählte ihm, daß man vor tausend Jahren den Wald nicht geschont und gepflegt hätte wie ein krankes Kind, sondern ihn wie einen Feind bekämpft hätte. Es seien aus dieser Zeit sogar Gesetze erhalten, daß den Leuten, die den Wald wieder in die Felder hereinkommen ließen, ihre Äcker einfach weggenommen werden sollten, damit sie andere bekämen, die den Wald besser bekämpften. Natürlich stammte meine Weisheit aus Lamprechts Kolleg. Der Unteroffizier fragte mich, ob ich Forstmann sei. Ich erwiderte, ich wäre Lehrer und wir nähmen solche Dinge neuerdings in der Geschichte durch. Das fand er als Bauernsohn sehr vernünftig.

Er stieg dann aus, und ich fuhr alleine weiter nach Meisdorf. Dort fand ich auf dem Bahnhof das Gutsbesitzerwägelchen, in das auch die Urenkelinnen einstiegen, die allerdings keine jungen Mädchen mehr waren. Sie waren über ihren Ahnherrn sehr gut unterrichtet und kannten auch die Strodtmannschen Briefbände genau. Sie wunderten sich, daß Bürger oft an einem Tage lange Briefe in beinahe gleichem Wortlaut an verschiedene Personen geschrieben hatte. Ich konnte ihnen also einen längeren Vortrag über die Briefkultur des 18. Jh's halten, von der unsere entsetzlich schreibfaule Zeit zu den bekannten herzlichen Grüßen auf Ansichtspostkarten übergegangen ist. Die Damen kannten aber auch den Harz genau und belehrten mich, daß

die Laubwälder, durch die wir zunächst fuhren, eigentlich nicht hingehörten. Im richtigen Harz dürfe man überhaupt nichts um sich sehen als Tannen oder vielmehr Fichten; denn der weltbekannte Harzspruch:

*Es grüne die Tanne, es wachse das Erz,
Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!*

sei falsch und stamme von Leuten, die alle Nadelbäume als Tannen bezeichneten. Da ich selbst zu diesen Laien gehörte, verhielt ich mich schweigend. Dann kam eine merkwürdige Störung. Vor einer Brücke schob der Brückenwärter eine lange Stange mit einem Ledernen Löffel daran in unser Wägelchen hinein, worauf die Damen in ihren Portemonnaies krampfhaft nach Kupfer suchten. „Wir müssen pro Person zwei Pfennige Brücken- und Wegegeld bezahlen,“ sagten sie. „Donnerwetter,“ rief ich, „hier geht man also mit Zweipfennigstücken auf die Reise. Leben wir denn im 18. Jahrhundert?“ Wir legten schließlich einen Groschen hinein, worauf der Löffel noch einmal mit dem herausgegebenen Zweipfennigstück in den Wagen geschoben wurde. Ich sagte: „Na, auf diese Art können wir schon bei der fünften Brücke in der ortsüblichen Münze zahlen.“ Auf fünf Brücken brachten wir es aber gar nicht. Die beinahe unbevölkerte Gegend wurde immer wildromantischer. Ich genoß sie mit Entzücken und empfand damals erst das leidenschaftliche Vergnügen an der herben Harzlandschaft, das mich immer wieder dorthin geführt hat. Mit meinen Eltern habe ich später fünfmal die Großen Ferien im Harz verbracht, noch später mit meiner Frau sogar zwölfmal. Und noch ein paarmal waren wir zu Pfingsten dort. In diesem Jahre (1954) gehe ich zum zwanzigsten Mal in den Harz, sehr im Gegensatz zu den andern Leipzigern, die Thüringen bevorzugen oder die Sächsische Schweiz, wenn es für die Alpen nicht reicht. Die Harzblumen, Digitalis, Lichtnelken, Glockenblumen, Heidekraut, habe ich immer besonders farbenprächtig gefunden und das auf die starke Sonnenbestrahlung zurückgeführt. Beim abendlichen Einschlafen habe ich mich im Harz immer darüber gefreut, daß mir, sowie ich die Augen zumachte, die starkfarbigen Blumen erschienen und mich in den Schlaf begleiteten.

In Molmerschwende wurden die beiden Damen in dem einzigen kleinen Wirtshaus des Dorfes untergebracht, das natürlich aus dem festlichen Anlaß bis in den letzten Winkel vollgepfropft war. Der kleine etwas verschüchtert aussehende Pfarrer Kahnert führte mich zu seiner Behausung, in der Bürger das Licht der Welt erblickt hatte, und fragte mich auf dem Wege: „Was trinken Sie am liebsten, Herr Doktor?“ Es war eine Frage, an die ich gewöhnt war. Daher antwortete ich prompt: „Deutschen Rotwein.“ Ich dachte, es würde sich nun die gewohnte Unterhaltung über Ingelheimer, Aßmannshäuser, Oppenheimer, Walporzheimer, Dürkheimer Feuerberg und ihre Verwandtschaft mit Burgunder und Bordeaux anschließen. Statt dessen erschrak der Pfarrer, gab mich rasch an seine Frau ab, lief davon und kam erst nach einer ganzen Weile zurück. Zum Abendessen erschien dann eine halbe Flasche italienischer Rotwein auf dem Tisch; er hatte das Getränk noch rasch aufgetrieben, wahrscheinlich bei dem einzigen Krämer des Ortes, und entschuldigte sich auch noch, daß er keinen deutschen Rotwein hatte bekommen können. Ich sagte: „Herrgott, was habe ich da angerichtet, Herr Pfarrer. Ich dachte, es handle sich um ein rein theoretisches Gespräch über Weinsorten.“ Noch heute ärgere ich mich darüber, daß ich ihn zu Ausgaben veranlaßt habe, die seine Verhältnisse bei weitem überstiegen. Das Pfarrhaus war auch keineswegs stattlich. Es ist, nachdem Krahnert darin über achtzig Jahre alt geworden ist, in ein Armenhaus verwandelt worden, und man hat Molmerschwende an eine benachbarte Pfarre angeschlossen, so daß die Bauern nur alle vierzehn Tage einen Geistlichen zu sehen bekommen, womit sie aber durchaus zufrieden sind.

Als ich in meine Schlafkammer heraufkam, entdeckte ich mit Befremden, daß diese nicht gediehl war, sondern den mir bis dahin nur aus der Literatur bekannten Estrich hatte. Ich war,

um keinen Koffer mitschleppen zu müssen, gleich in dem damals noch obligaten schwarzen Rock gefahren und hatte zwar in einer Reisetasche zwei Hemden, und einen Kragen und die Bürsten nebst Kamm mit, aber keine Pantoffeln. Es war also ein recht fußkaltes Vergnügen. Meine Stiefel stellte ich gewohnheitsmäßig zur Tür hinaus, ohne mir zu überlegen, wer sie putzen sollte. Ob es der Pfarrer selbst oder seine Frau getan hat, weiß ich nicht. Jedenfalls waren sie am nächsten Morgen blank. Als ich herunterkam, kehrte der Pfarrer von einer Beerdigung zurück. Er sagte, er hätte sie auf sieben Uhr morgens gelegt, weil es pietätlos gewesen wäre, sie zu dicht an das Fest heranzurücken. Es wäre schon schlimm genug, daß der Trauerfall überhaupt noch ganz unvermutet dazwischen gekommen wäre. Ich hatte über solche Unvereinbarkeiten in Wiesbaden, Hamburg oder Leipzig noch nie nachgedacht, weil dort täglich Menschen begraben werden. Er zeigte mir dann das sogenannte Kirchenbuch, ein gebundenes Oktavheft, eigentlich nur ein Notizbuch. Da konnte ich sofort feststellen, daß Bürger nicht am 1. Januar 1748 geboren worden war, wie noch immer manche Literaturhistoriker behaupteten, sondern schon am 31. Dezember 1747. Sein Vater hatte nämlich das Jahr 1747 schon abgeschlossen und die neue Überschrift 1748 hingesetzt, dann aber alles wieder weggestrichen und darunter am 31. Dezember 1747 seinen Sohn als geboren eingetragen. Wir redeten ziemlich lange über die Notwendigkeit, immer die Originalurkunden einzusehen. Heute ist es mir nicht mehr so wichtig, aber damals war ich schon ein sehr penibler Philologe.

Das Festessen im Wirtshaus war natürlich im Tanzsaal, den es immerhin auch dort gab. Es war aber eigentlich nur ein großes Zimmer. Nach der Suppe kam erst ein mächtiger Kalbsbraten und dann ein ebenso großer Schweinebraten, statt erst Fisch und dann Geflügel, wie ich es gewöhnt war. Aber damit hätte man die Gutsbesitzer, Bauern, Lehrer und Förster wahrscheinlich nie satt gekriegt. Dann kam die Sensation für die Damen, die am Essen teilnahmen, nämlich zwei ungeheure Texameterhüte, eine Form, in die man das Speiseeis geformt hatte. Ein Student der Medizin Erich Ebstein, Sohn des berühmten Wilhelm Ebstein, der ein sehr verbreitetes Buch über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, geschrieben hatte, war gerade noch vor dem Essen zur Bürgerfeier aus Göttingen herübergekommen und war vor Vergnügen über die Texameterhüte außer sich. Außer mir und ihm bekümmerte sich niemand um die Form. Man sah nur, daß diese offenbar für höchste Festlichkeiten charakteristische Konditorware in unerschöpflicher Masse da war. Aber sehr rasch verschwand sie; denn die Damen vertilgten geradezu unwahrscheinliche Mengen davon. Dann tranken wir Kaffee, um die nach dieser Zyklopmahlzeit unvermeidliche Verdauungsmüdigkeit zu bekämpfen. Plötzlich fuhr eine Kutsche mit einem Diener in Livree vor dem Wirtshaus vor. „Ach, mein Patron,“ sagte erleblich der Pfarrer und eilte hinaus, um beim Aussteigen zu helfen. Der Kutsche entstieg der Graf von der Asseburg-Falkestein, ein sehr vornehm aussehender Herr mit langem weißem Vollbart. Er hatte einen fürstlichen Grundbesitz, zu dem ein großer Teil der Harzwälder gehörte. Mit ihm kam seine scheinbar nur einfach gekleidete Gattin, die mit freundlichem Lächeln grüßte. Es war für Molmerschwende eine gewaltige Ehre, daß der Kirchenpatron, der als eine Art von Monarch betrachtet wurde, zur Denkmalsenthüllung kam, und man erstarb allgemein in Ehrfurcht. „Das ist ja genau, wie in Sondershausen,“ fuhr es mir durch den Kopf.

Aus Rücksicht auf den hohen Gast, dessen Zeit natürlich als beschränkt betrachtet wurde, obwohl er wahrscheinlich weniger zu tun hatte als seine Förster, wurde sofort der Festzug formiert. Voran schritt der Graf, neben ihm Krahnert, der den Zylinder in der Hand behielt. Dann folgte die Gräfin, an die sich niemand herangewagt hatte. Daher bemächtigte ich mich ihrer und behielt, da das offenbar zur dortigen Hofsitte gehörte, ebenfalls meinen nicht ganz neuen Filzhut in der Hand. Die Gräfin plauderte sehr vergnügt und gewandt mit mir. Hinter uns ging der Schöpfer des Denkmals, der Bildhauer Künne. Dann kam die Musikkapelle, nach ihr die Gutsbesitzer und ihre Damen, die uniformierten Förster, die Lehrer aus der näheren und ferne-

ren Umgebung, die sehr zahlreich waren, die Bauernknechte und endlich die Dorfjugend unter Führung ihres Lehrers, der sie wirklich einigermaßen in Zucht hielt. Der Zug bewegte sich mit unerhörter Langsamkeit, weil es doch mindestens zehn Minuten dauern mußte. Das war aber schwierig, weil die Entfernung vom Wirtshaus bis zum Denkmal kürzer war als der Zug. Man ging also immer ein paar Schritte und stand dann wieder eine Weile. Bei einer solchen Pause sang ein Chor von Männern einige Zeilen von Bürger, in denen er die Mahnung einschärft: „Arbeite fleißig, leb’ genau!“ So recht „genau“ war mir das Leben Bürgers eigentlich nie vorgekommen, aber der von einem der anwesenden Lehrer komponierte Gesang wurde sehr beifällig aufgenommen, weil er den moralistischen Idealen der Versammelten, namentlich der Ehefrauen, durchaus entsprach. Es ist sehr sonderbar, daß man den Leuten Denkmäler setzt, weil sie etwas ganz Besonderes sind, und dann aus ihrem Wirken gerade das herausucht, was dem normalen Durchschnitt entspricht. Mit großem Erstaunen sah ich, daß gegenüber dem Denkmal ein Tanzplatz, ein großes Zelt zum Biertrinken und zwei Jahrmarktsbuden aufgebaut waren, in denen Kuchen, Würstchen, Spielzeug und die bekannten Musikinstrumente für Kinder zu kaufen waren. Die eigentliche Feier begann damit, daß ein Lehrer Bürgers Gedicht:

*Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier!*

vortrag. Ein anderer folgte mit der unvermeidlichen „Leuvre“, ein dritter mit dem hier noch unvermeidlicheren „Lied vom braven Mann“. Dann stieg ich zum Rednerpult herauf und begann meinen sehr ausführlichen Vortrag, ohne mich ängstlich ans Manuskript zu halten. Inzwischen hatten aber die Kinder ihre Eltern in Kontribution gesetzt und sich allerhand Trompeten und Flöten kaufen lassen, auf denen sie mit großer Freude bliesen. Als ich meine volle Stimmkraft entfaltete, brach das Getöse plötzlich ab, und alle Kinder lauschten entsetzt der donnernden Redeflut, von der sie nichts begriffen. Während der musikalische Lärm aufhörte, brach dafür ein anderer los. Die Förster hatten ihre Hunde mitgebracht, die auf mein Gebrüll mit lautem Bellen und Heulen antworteten. Als sie von ihren Herren zur Ruhe gebracht waren, konnte ich meine Stimme etwas mäßigen. Die Rede war natürlich für dieses Volksfest viel zu lang. Als sie endlich erledigt war, folgte mächtiger Beifall, der wohl mehr meinem Organ als dem Gedankeninhalt galt. Der Bildhauer Künne schritt zum Denkmal und nahm mit dem Vorsitzenden des Festkomitees, einem Amtmann Quasthoff, die Hülle ab. Es war ein großer Granitblock mit der aufgenagelten vergoldeten Bürgerplakette, kreisförmig umrahmt von dem Verse: „Hoch klingt das Lied vom braven Mann!“ Das eine Auge Bürgers war zu stark betont, so daß er aussah, als ob er schiele. Künne sagte dann noch einiges von den Intentionen, die ihn bei seiner Schöpfung geleitet hatten, und redete vom Genie Bürgers, obwohl er selbst nicht diesem Geistesgebiet anzugehören schien, sondern aussah wie ein bescheidener Beamter. Der Graf und die Gräfin gewährten Krahnert, Künne und mir einen Händedruck, verabschiedeten sich huldreich von ihren Untertanen und stiegen in ihre Kutsche. Dann fing die Jugend an zu tanzen, und das gesetzte Alter bevölkerte Bierzelt und Würstchenbude. Ich fischte Quasthoff heraus und erleichtert ihn um die versprochenen fünfundzwanzig Mark und das Fahrgeld, um mich ohne Hemmungen an der Kneiperei beteiligen zu können. Zunächst aber hielt mich einer von den Lehrern an und sagte: „Herr Doktor, Sie können mir einen großen Gefallen tun. Ich muß jetzt gleich noch auf die nächste Poststation, um den Bericht an die Magdeburgische Zeitung aufzugeben. Den Anfang und den Schluß meines Artikels habe ich, aber von Ihrer Rede sehr wenig, denn Sie haben furchtbar schnell gesprochen, und ich bin nicht mitgekommen. Wenn ich einen halben Satz hingeschrieben hatte, waren Sie schon zehn Sätze weiter. So habe ich nur ein paar ganz wirre Notizen.“ – „Da kann ich helfen,“ sagte ich, „Sie könne die ganze Rede haben, aber Sie müssen dafür die Pflicht übernehmen, mir Ihren Artikel zuzustellen oder zustellen zu lassen.“

Er nahm freudestrahlend das Manuskript entgegen, sagte mir, daß ich in spätestens zwei Tagen die Zeitung nach Leipzig bekäme, schrieb sich meine Adresse auf und eilte davon.

Unsere Biertrinkerei war gerade in Gang gekommen, als plötzlich im Zelt der Pastor Nutzhorn mit seinen beiden Söhnen, geweckten, aber etwas dreisten Tertianern, erschien. Er sagte, es wäre ein schauerhaft heißer Tag, und er hätte auf jeder Station ein Glas Bier getrunken. Wir sagten ihm, das Denkmal sei bereits eingeweiht. Er erwiderte, daran sei niemand schuld als das Konsistorium. Das habe schon lange ein Ärgernis daran gewonnen, daß er so viele Aufsätze über Bürger schrieb. Da hätten sie ihm heimtückisch den erbetenen Urlaub erst von dem Tage der Feier an bewilligt, und da habe er nicht rechtzeitig kommen können, um die Bürgerrede zu halten. „Da waren Sie ja eigentlich viel geeigneter als ich,“ sagte ich. „Mein Wissen über Bürger ist sehr jungen Datums, und Sie haben sich schon lange mit ihm beschäftigt. Aber was hat denn das Konsistorium gegen Bürger? Angriffe auf den christlichen Glauben habe ich bei ihm nicht entdecken könne.“ – „Aber da genügt schon der berühmte Vers Bürgers: Ich kenne die Pastöre,“ erwiderte Nutzhorn. „Und dann die leidige Ehegeschichte! Das Verhältnis zu seiner Schwägerin, die er nach dem Tode seiner Frau ja schließlich geheiratet hat. Das ist doch beinahe Bigamie.“ – „Ja, er hat von den beiden Schwestern abwechselnd Kinder bekommen,“ erwiderte ich. „Aber Goethe hat die Doppelehe doch auch in der „Stella“ verherrlicht. Begreift das Konsistorium nicht, daß die Dichter Leidenschaftsmenschen sind und etwas anders beurteilt werden müssen als andere Menschen?“ – „Ach, das Konsistorium begreift überhaupt nichts.“ polterte Nutzhorn weiter. „Sag mal, Krahnert, sind sie etwa mit dir zufrieden, wenn du hier bei der Errichtung eines Bürgerdenkmals mitmachst?“ Der gute Krahnert blickte hilflos um sich und wußte nicht, was er antworten sollte. Er wollte weder etwas gegen das Konsistorium noch etwas gegen seinen Amtsbruder sagen. „Na, warte das nur ab,“ fuhr Nutzhorn fort, „wenn sie dir bis jetzt nicht auf den Kopf gekommen sind, folgt sicher eine Anfrage nach und wahrscheinlich eine Art von Verweis.“ – „Ich habe nicht bei der Feier gesprochen,“ sagte Krahnert. „Aber ich werde es jetzt tun,“ rief Nutzhorn, steuerte auf die Tanzkapelle los, ließ das Spiel einstellen, trat zwischen die Tanzenden und hielt seine Bürgerrede, obwohl es bereits dunkel war.

Seine Rede war, wie ich ohne weiteres zugeben muß, besser als meine; denn sie war in jedem Satze volkstümlich. Insofern habe ich auch bei dieser Gelegenheit wieder allerhand gelernt, was ich sehr nötig brauchte. Während ich den Zuhörern ein möglichst vollständiges Bild von Bürgers Leben und seinen Werken hatte geben wollen, griff Nutzhorn nur die Hauptsituationen heraus und appellierte beständig an das Gefühl. Der arme Bürger – diesen Ausdruck brauchte er wiederholt – war das Opfer seiner Leidenschaften und der Niederträchtigkeit der Spießbürger, der Adligen, der Universitätsprofessoren und ganz besonders Goethes. Das Gedicht, das Bürger nach seinem Besuch in Weimar auf Goethe gemacht hatte, rezitierte Nutzhorn aus dem Gedächtnis und schmetterte besonders leidenschaftlich die letzten Verse heraus:

*Und vor dem hölzernen Minister
Kriegt' ich den Künstler nicht zu sehn,
Hol' ihn der Kuckuck und sein Küster!*

„Ja, so ist Goethe zur gefrorenen Exzellenz erstarrt,“ schloß Nutzhorn, „aber Bürger ist immer ein Dichter aus dem Volke und für das Volk geblieben, und deshalb hat ihm Mohrenschwende dieses Denkmal errichtet und ist stolz auf seinen größten Sohn.“ Darauf wurde mächtig geklatscht. Dann setzte die Musik wieder ein, und der Tanz ging weiter.

Als Nutzhorn wieder zu uns ins Bierzelt kam, beglückwünschte ich ihn zu seiner Rede und sagte, daß man die Schulung auf der Kanzel nicht gegenüber der akademischen unterschätzen dürfe. Er hätte weit mehr Fühlung mit den Zuhörern gehabt als ich. Überrascht hätte es mich, daß er sich auch gegen die Adligen gewandt hätte, und daß daran die Bauern keinen Anstoß

genommen hätten. „Bisher hatte ich den Eindruck,“ sagte ich, „daß hier im Harz der Adel noch unbedingt verehrt und beinahe angebetet wird.“ – „Ach was,“ sagte Nutzhorn, „die Bauern sind in Wahrheit gar nicht damit zufrieden, daß der Adel mit dem Walde macht, was er will. Und soll ich etwa den Adel schonen? Er rechnet uns Geistliche ja gewissermaßen zu sich, aber dafür sollen wir ihm auch aus der Hand fressen!“ Nun ging unter Nutzhorns belebendem Einfluß die Kneiperei erst richtig los. Natürlich beteiligten sich der Studiosus Ebstein und ich besonders eifrig. Wir beschlossen, daß wir am nächsten Tag einen Ausflug nach dem Falkenstein machen wollten, um die Burg zu besichtigen, aus der in Bürgers Ballade der böse Junker heruntergekommen war, um „des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ zu verführen und zu verlassen. Von dem Ausflug wollten wir dann zur Bahn gehen und nach Hause fahren. Mittlerweile fing es bereits an zu dämmern. Die beiden Tertianer schliefen auf ihren Stühlen, und die Nichtakademiker hatten sich größtenteils verlaufen. Ebstein sagte: „Gefehlt hat heute eigentlich ein Fackelzug. Wir müssen das Denkmal wenigstens noch einmal mit brennenden Streichhölzern umschreiten.“ Das geschah sofort. Wir liefen aber sehr lange herum, weil man beim Genusse von Alkohol zuerst immer das Zeitmaß verliert. Sogar Krahnert machte mit, weil er aus Verzweiflung über Nutzhorns Prophezeiung eines Verweises einige Gläser mehr getrunken hatte, als er sonst zu sich genommen hätte. Wenn einem von uns das Streichholz ausgegangen war, schrien die andern: „Ihre Fackel, Sie müssen wieder anstecken!“ Dann wurde so lange pausiert, bis er wieder ein brennendes Streichholz in der Hand hatte. Aus den Schritten wurde allmählich eine Art von Tanz, ein Streichhölzerfackeltanz. Als wir keine Streichhölzer mehr hatten, suchten wir endlich unsere Lagerstätten auf.

Am nächsten Tage fand ich bei einem Förster Liebing, der uns über den Weg zum Falkenstein unterrichten wollte, die anderen wieder und auch den gänzlich gebrochenen Krahnert. Er hatte nicht nur einen mörderischen Kater, sondern er hatte auch gehört, daß die am frühen Morgen bereits zur Arbeit auf die Felder fahrenden Bauern unseren Streichhölzerfackeltanz beobachtet hatten, und fürchtete, daß er als Teilnehmer an einer Orgie dem Konsistorium denunziert werden würde. Ebstein gebärdete sich als werdender Arzt, erklärte Krahnerts Zustand für durch ungewohnten Alkoholgenuß verursachte Herzschwäche und verrührte ein Phenacetinpulver in einem Glase Johannisbeerwein. Mit dieser Medizin brachte er Krahnert einigermaßen wieder auf die Beine. Dieser war aber doch offenkundig erleichtert, als Nutzhorn, Ebstein, die beiden Bengels und ich von dannen zogen und ihn dem friedlichen Einerlei seiner gewohnten Tätigkeit überließen. Wahrscheinlich ist er in den dreißig Jahren, die ihm noch in Mohnerschwende zu wirken vergönnt waren, an dem Denkmal immer nur mit scheuem Seitenblick vorübergegangen, obwohl er sicher niemals einen Verweis bekommen hat. Aber ist es nicht ein viel unbehaglicherer Zustand, sich ständig vor einem solchen Schreckbild zu fürchten, als wenn es gelegentlich auf einen niedergeht? Epikur, die Stoiker und Spinoza sind darüber völlig einer Meinung.

Den Falkenstein haben wir niemals erreicht. Keiner von uns hatte eine Karte, keiner hatte Ortskenntnis, und jeder hatte sich bei der Beschreibung Liebings darauf verlassen, daß die andern besser zuhörten und mehr kapierten als er. Als wir bereits einige Zeit umhergeirrt waren, beschlossen wir, alle Erinnerungen an den Vortrag des Försters beiseite zu lassen und einfach in Richtung auf die Burg, die wir ja über uns aus dem Walde emporragen sahen, zu marschieren. Dabei kamen wir aber sehr bald an die Selke und fanden keine Brücke. Einmal war so etwas ähnliches da, nämlich ein gefällter Baum, der quer über dem Wasser lag. Die Tertianer balancierten darauf sofort hin und her, ebenso Ebstein, der ja noch ein jugendliches Semester war, aber Nutzhorn hatte bereits einen gehörigen Herzklops und lehnte mit zitternden Gliedern auf seinem Stab. Er starb schon zehn Jahre später an Koronarsklerose (Herzkranzgefäßverkalkung), die bei mir erst nach weiteren vierzig Jahren bedenklich wurde. Aber auch ich hatte nicht die geringste Lust, in meinem schwarzen Staatsrock, dem denkbar unpraktischsten Kostüm für ei-

ne Fußwanderung, ins Wasser zu fallen. Daher machte ich den Vorschlag, die beiden Jungen sollten große Steine suchen, und daraus einen Damm durchs Wasser bauen, auf dem wir hinübergehen könnten. Die Tertianer waren sofort freudig bereit, aber Ebstein, der nach und nach die Führung bekam, lehnte entschieden ab: „Das ist ein philologischer Vorschlag, der wahrscheinlich aus Xenophons „Anabasis“ stammt. Das Geröll rasselt sofort zusammen, wenn man darüber geht und dann liegen die beiden Herrn im Wasser.“ Wir beschlossen also am Flusse oder Bache, denn eigentlich war es nur ein großer Bach, weiterzugehn. Die Burg hatten wir jetzt auch aus dem Gesicht verloren, da sie durch die Wälder versteckt war. Wir wußten daher nicht, ob wir stromaufwärts oder stromabwärts zu marschieren hatten, die Mehrheit war für stromabwärts. Nach geraumer Zeit trafen wir einige Waldarbeiter, die uns sagten, die nächste Brücke sei dreiviertel Stunden entfernt, und von hier hätten wir noch anderthalbe Stunden bis zur Burg Falkenstein. Darauf gaben wir diese auf, ließen uns den Weg zur nächsten Bahnstation zeigen und fuhren nach Hause. Ich kam mit einem gewaltigen Bergstock zurück und erweckte durch meine Erzählungen bei der Familie die Sehnsucht nach dem Harz.

Einen Tag später kam die Magdeburgische Zeitung an. Dieses doch recht angesehene nationalliberale Blatt mußte aus mir unbekanntem Gründen gerade an Manuskriptmangel gelitten haben; denn es hatte meine Rede in nahezu vollständigem Wortlaut auf einer ganzen Reihe von Spalten gedruckt. Eingeleitet war sie durch den von dem Lehrer herrührenden Satz: „Darauf ergriff der Bürgerforscher und glühende Verehrer Dr. Robert Riemann das Wort und führte aus.“ Der Lehrer hat für den umfangreichen Artikel sicher vier- oder fünfmal soviel Honorar bekommen wie ich für die Rede. Sofort stürzte ich auf die Post, wies telegraphisch drei Mark für die Expedition der Magdeburgischen Zeitung an und telegraphierte dazu, sie sollten mir so viele Exemplare der Nummer zuschicken, wie man für drei Mark bekomme. Am nächsten Tage kam das dicke Zeitungspaket an, und ich sandte meine Rede an alle Welt. Natürlich bekam Dr. Fuchs in Danzig ein Exemplar, ebenso Julius Petersen. Dieser adressierte sein Dankschreiben „An den Bürgerforscher und glühenden Bürgerverehrer Dr. Riemann“ und gratulierte mir dazu, daß ich für meine Anbetungsbedürfnisse schon wieder einen neuen Gott gefunden hätte. Dieser Spott kränkte mich nicht weiter. An den Verlag von Philipp Reclam jun. schickte ich gleich zwei Exemplare der Zeitung und schrieb dazu, ich hätte Material genug, um für seine Heftereihe: „Dichter Biographien“ sofort ein Leben Bürgers schreiben zu können. Ich hätte das dringende Bedürfnis, nachdem ich mich der Gelehrtenwelt durch „Goethes Romantechnik“ vorgestellt hätte, nunmehr einmal etwas für das Volk zu leisten. Reclam antwortete, ich könnte nicht von ihm verlangen, daß er ein Manuskript erwerbe, das noch gar nicht existiere. Aber er interessiere sich für die Sache, bäte mich die Sache auszuführen und sie in den Verlag zu bringen. Als Honorar wolle er hundert Mark zahlen. Seine ganze Universalbibliothek, in der jedes sechs Bogen starke Heft nur zwanzig Pfennig koste, sei überhaupt nur möglich, weil keine Veröffentlichung mit hohen Honorarkosten belastet sei. Den Umfang von sechs Bögen dürfe ich auf keinen Fall überschreiten.

Ich ging mit großer Liebe an die Arbeit und gestaltete die Einteilung so, daß ich über jedes Kapitel eine Strophe aus einem Gedicht Bürgers setzen konnte, zugleich als Motto und als summarische Inhaltsangabe. Der Aufbau war künstlerisch, und ich vermied alle unverständlichen Fremdwörter, wie das Nutzhorn in seiner Rede auf dem Tanzplatze getan hatte. Dadurch kam ein für mich ganz neuer Ton in die Sache. Es wurde wirklich ein kleines Kunstwerk. Dann ging ich in den Verlag und lernte den greisen Chef und seinen Redakteur Mexritz persönlich kennen. Sie sagten mir, daß erst noch ein paar andere Sachen herauskämen; die Bürgerbiographie würde im Laufe des nächsten Jahres herausgebracht, ich bekäme in einigen Monaten schon die Korrekturen. Diese Verzögerung war mir natürlich nicht willkommen; denn ich brannte darauf, daß man in jedem Bahnhofsautomaten nur zwei Groschen zu stecken brauchte, um meine Bür-

gerbiographie herauszuholen. Diese Automaten mit Reiselektüre waren damals etwas Neues und erschienen mir als das eigentliche Wahrzeichen der Volksbildung. Petersen hatte recht. Ich hatte einen neuen Gott. Nur war es weniger Bürger als das Volkstümliche. Meine akademischen Freunde schüttelten den Kopf. Für sie waren populär und oberflächlich oder unwissenschaftlich gleichbedeutenden Worte.

Die Zeit rollte immer rascher auf den 1. Okt. 1903 zu, an dem ich Soldat werden mußte. Die Untersuchung auf Tauglichkeit hatte dem Stabsarzt das Ergebnis geliefert: „Vollkommen tauglich. Starke Kurzsichtigkeit, die aber korrigiert ist. Überkräftige Konstitution. Enorme Fettpolster.“ Er sagte, als ich abging: „Sie werden jetzt bald an Gewicht verlieren, aber das ist durchaus kein Unglück für Sie, sondern einfach notwendig.“ Rudolf von Gottschall wurde am 30. Sept. 1903 achtzig Jahre alt. Der Schriftstellerverband veranstaltete für seinen greisen Senior ein großes Festessen, an dem alle Verehrer gegen Entrichtung von fünf Mark für das trockene Kuvert teilnehmen konnten. Ich beschloß daraus meinen Abschied vom zivilen Leben zu machen, und meldete mich zur Teilnahme an. Busse war nicht zu bewegen, die Ehrung des Literaturgreises mitzumachen, und sagte mir, er würde in einem Lokal, das damals noch Karolinenhof hieß, abends auf mich warten, um den persönlichen Abschied zu begießen. Ich sollte hinkommen, wenn ich nicht inzwischen bei dem „offiziellen Fraß“ vor Langeweile gestorben sei. So war der Tag ziemlich ausgefüllt. Am Vormittag machte ich erst noch eine Konferenz unter Böttchers Vorsitz mit, an deren Schluß er erwähnte, daß ich nun zum Militär ginge, aber auf die Anstalt zurückkehren würde. Dann begab ich mich zum Barbier, ließ mir den Kopf ratzekahl scheren, wie es damals beim Militär noch Vorschrift war, und mich sorgfältig rasieren. Dann ging ich ins Dampfbad, und so wurde es allmählich Zeit, daß ich zum Festessen kam. Als ich hereinkam, stand zu meinem Erstaunen Böttcher in etwas gebückter Haltung in einer Schriftstellergruppe, in der er vergeblich nach Bekannten suchte. Mit einer Verbeugung trat ich auf ihn zu. Er sah mich mit einem etwas wirren Blick an und sagte: „Böttcher“ – „Aber Herr Rektor,“ erwiderte ich: „Wir haben uns doch vor wenigen Stunden gesehen, und Sie waren so liebenswürdig, einige Worte an mich zu richten.“ – „Ach ja,“ sein Blick belebte sich, „jetzt erkenne ich Sie erst; aber mir fehlt etwas an Ihnen, sie sind verändert.“ – „Meine Haare sind herunter, ich bin gewissermaßen schon Rekrut,“ sagte ich lachend. „Ach ja, wir wollen uns zusammensetzen,“ erwiderte er, sichtlich froh, einen Anschluß gefunden zu haben. „Es sind wenig Spitzen da. Aber ich bin doch gekommen, weil ich mir gleich dachte, daß es zu wenig würden. Wer sollte denn überhaupt kommen, wenn wir nicht kämen? Da kommt wenigstens der Dramatiker Henzen!“ – „Mit dem habe ich mich auch schon beschäftigt,“ sagte ich, „weil er in seinem Drama „Isländisches Blut“ denselben Stoff behandelt hat wie ich in meinem „Björn“. Aber Henzen hat auch keinen Erfolg damit errungen.“ – „Überhaupt nie,“ sagte Böttcher, „und das Schlimmste ist, daß man nicht recht einsieht, wie sich das noch ändern soll; denn er ist ja auch schon über sechzig.“ Der Reclamsche Verlag war nicht durch den alten Herrn, den ich kannte, vertreten, obwohl Gottschall eine recht mäßige Schillerbiographie mit unterschiedlichen Fehlern in derselben Reihe veröffentlicht hatte, in der nun mein „Bürger“ erscheinen sollte. Statt des Chefs war der junge Dr. Reclam mit seiner Frau gekommen, einer von den drei Söhnen, die demnächst die Verlagsleitung übernehmen sollten. Da ich den Dr. Reclam kannte, schloß er sich an Böttcher und mich an. Die Musik setzte ein, und wir gingen zu den Plätzen. Dann kam der Jubilar herein und nahm in dem blumengeschmückten Ehrensessel Platz. Neben ihm prangte eine riesige achtzig aus elektrischen Birnen, die jetzt erst aufflammte. Das Essen fing mit einer Schwedenplatte an, deren Nordseekrabben mir besonders mundeten. Nach dem Braten hielt der Vorsitzende des Schriftstellerverbandes eine sehr lange Rede, in der er Gottschalls Wirken von seinen „Barrikadenliedern“ bis zu der mir wohlbekanntem „Kahab“ schilderte. Er schloß mit einem Hoch auf den großen Leipziger Dichter Gottschall. Wir brüllten mit, und dann ging eine

feierliche Prozession zu dem Ehrensessel vor sich, weil nunmehr jeder mit Gottschall anstoßen wollte. Die Gläser klirrten, da Gottschall an allen Gliedern zitterte. Diese schönen Alterskennzeichen beobachtete ich damals mit demselben Interesse bei andern wie heute bei mir selbst. Gottschall dankte dann sehr bewegt in einer Rede, die er mit den sonderbar laut herausgekrähten Worten schloß: „Man mag von meiner schriftstellerischen Arbeit denken, wie man will; eines kann ich heute mit Stolz sagen, ich habe meine Feder nie entweiht, und ich habe meine Feder nie verkauft.“ Da die anwesenden Schriftsteller entweder davon überzeugt waren, es ebenfalls nie getan zu haben, oder es nie wieder tun wollten, brach ein stürmischer Beifall los, und der Jubilar sank erschöpft auf seinen Stuhl zurück. Ich fing mit Böttcher und Dr. Reclam eine Unterhaltung darüber an, welchen Sinn man eigentlich mit dem Wort käuflich verbinde, und zitierte den Ausspruch Katharinas II.: „Jeder Mensch ist käuflich, der Unterschied liegt nur im Preise.“ Sie meinten aber, das wäre ein Satz, der wirklich für Rußland gelte, aber für Deutschland ganz gewiß nicht. Mich beschäftigte das Problem, ob man aus einem Barrikadenkämpfer zum Hofrat und zum Mitarbeiter der „Leipziger Neuesten Nachrichten“, eines erzreaktionären Blattes werden kann, ohne sich den herrschenden Gewalten anzupassen. Da das Gespräch überall zu erlahmen anfang, brach man auf, und ich ging zu Busse in den Karolinenhof. Wir kneipten bis gegen Mitternacht und unterhielten uns sehr viel besser.

Am nächsten Tage wurden wir eingekleidet, hörten die Verlesung der Kriegsartikel mit dem schönen Refrain: „wird mit zehn Jahren Zuchthaus, im Felde mit dem Tode bestraft,“ einigermaßen entsetzt an und beschlossen, solche Möglichkeiten nach Kräften zu vermeiden. Unsere Rekrutenzeit dauerte fünf Monate, die nicht zu den angenehmsten meine Lebens gehörten. Der Winter war ungewöhnlich kalt, es mußte viel im Exerzierhaus geübt werden, wo dann unzählige Unteroffiziere durcheinander brüllten. Die versprochene Gewichtsabnahme trat allerdings sehr rasch ein, und schon nach vier Monaten sagte unser ausbildender Unteroffizier, Etzrodt, eines Tages zu mir, indem er auf meinen schwindenden Bauch klopfte: „Herren Se ma, Riemann, ich sag' Ihnen, lassen Sie Ihre . . . zufrieden! Sie reiben sich zuviel ab. Man kann ja bei Sie schon zwei Fäuste untern Waffenrock stecken, so hängt er um Sie `rum.“ Im Sommer nahm ich aber wieder etwas zu, weil wir bei gewaltiger Hitze große Märsche machten und dabei einen Riesendurst entwickelten, den ich anfangs häufig, dann beinahe regelmäßig mit einem „Viertelhundert“ löschte, das heißt mit fünfundzwanzig Seideln Bier. Schließlich litt ich sogar an vomitus matutinus (Morgenerbrechen, ein Husten, bei dem man zwar nicht ganz, aber doch beinahe ins Speien hineingerät!). Ich hatte auch das deutliche Bewußtsein, daß ich mehr und mehr verrohete. Außerdem beging ich die Albernheit, mich mit der Schwester eines Kompaniekameraden, mit dem ich den Pfingsturlaub in Braunschweig verbrachte, zu verloben. Die Sache nahm aber den gewohnten Verlauf, da ich den Briefwechsel der Brautzeit zu einem Versuch gestaltete, das unglückliche Wesen zum Freidenkertum zu bekehren. Ich schrieb ihr also Unterrichtsbriefe über Atheismus, bis dadurch alles entzweigend. Darüber waren meine Eltern, denen die wirklich ungeistige Familie nicht paßte, ebenso erfreut wie meine Freunde, die meinen etwas tölpelhaften Schwager nicht leiden mochten. Unter ihnen lief die alte Losung der Tropenfarmer um: „Geheiratet wird nach dem ersten Schlaganfall, früher auf keinen Fall!“ Einer trank mir mit den Worten zu: „Es gibt noch Verlobungen, die glücklich enden.“ Busse sagte: „Wie das enden mußte, war mir längst klar. Da fährt der Mensch nach Braunschweig, besäuft sich, und auf der Rückfahrt fällt ihm plötzlich ein, daß er sich verlobt hat, was eigentlich gar nicht seine Absicht war!“ Ich blieb also auch bei dieser Gelegenheit unbeweibt.

Beim Militär machten mir meine Augen Schwierigkeiten. Ich schoß auf dem Schießstand mit solcher Regelmäßigkeit vorbei, daß ich zur Augenuntersuchung geschickt wurde. Der Assistenzarzt stellte fest, daß außer der starken Kurzsichtigkeit auch Astigmatismus vorliege und infolgedessen Sehschwäche. Demnach bekam ich in meinen Militärpaß die Eintragung:

„Schießt auf verkürzte Entfernungen (bis 200 m).“ Demnach hätte ich besser ins friederizianische Zeitalter gepaßt als in das der modernen Waffen. Meine zweite Crux war die Eskaladierwand. Man mußte sich auf die Schultern seines Vordermannes stellen, dann mit den Händen den oberen Rand packen und sich auf das Dach hinaufziehen. Meine Arme sind unverhältnismäßig kurz, ebenso die Oberschenkel. Außerdem war ich noch immer eine gewichtige Persönlichkeit. Daher war dies eine heikle Angelegenheit, bis ich mich schließlich mit einem herkulisch gebauten Metzger unter den Landsern anfreundete. Dieser sagte: „Ich helfe Ihnen, Herr Doktor! Stellen Sie sich nur immer zwei Plätze hinter mich, wenn wir an die Wand kommen. Sobald Sie mit den Händen heraufkommen, packe ich am Nacken zu und werfe Sie einfach aufs Dach. Ich bin gewöhnt, das so mit Rindervierteln zu machen, und viel mehr wiegen Sie auch nicht.“ Seitdem ging die Sache glatt. Nur machte sie ihm sehr viel mehr Vergnügen als mir.

Man lernt beim Militär erst seinen eigenen Körper kennen. So merkte ich erst bei den großen Märschen, daß ich zierliche und feine Fußknöchel habe, die zu meinem stämmigen Körperbau überhaupt nicht paßten. Bei Frauen gilt das als eine große Schönheit und wird bereits von den antiken Dichtern besungen. Aber was soll ein Mann damit anfangen, wenn er außer dem Gewehr fünfzig Pfund zu schleppen hat und dreißig Kilometer marschieren soll? Auf dem Rückmarsch schnappte mir gegen Ende immer ein Fußgelenk ein oder aus, und ich machte dann unwillkürlich einen Hopser. Auch das hatten die Landser bald heraus und schrien dann vergnügt: „Der Doktor tanzt wieder!“ Zu diesem beim Militär als moralische Mängel betrachteten Unvollkommenheiten kam noch meine gelegentlich etwas undisziplinierte Haltung. Ein Feldwebel sagte mir einmal: „Sie können sich nicht mit einem so hochmütigen Gesicht hinstellen, Einjähriger! Es sieht immer so aus, als ob Sie sagen wollten: Meine sämtlichen Vorgesetzten können mich am Arsch lecken! Sie haben den Dienstrang zu respektieren.“ Ein anderes Mal kam ein etwas dämlicher Major auf mich zu und sagte: „Ich habe gehört, daß Sie Bücher schreiben, Riemann. Davon müssen Sie mir unbedingt etwas schicken. Ich kann dabei nur lernen!“ – „Ja, daran habe ich nie gezweifelt,“ antwortete ich unbesonnenerweise, worauf er wütend abging. Daß man mich im Aspirantenunterricht beließ, war einzig und allein dem Umstand zuzuschreiben, daß ich dort weitaus der beste Schüler war, nach dem die andern erst in sehr großem Abstand kamen. Daher wurde ich nach einem halben Jahr Gefreiter und drei Tage vor Ende der Dienstzeit sogar Unteroffizier. Die Übung, die ich als solcher 1906 in Wurzen machte, war dann sehr viel gemütlicher. Wir wurden im Kasino gesellschaftlich von den Offizieren erzogen. Ich hatte zu Beginn geschworen, an jedem Tage, an dem ich im Dienst einen „Staucher“ (Tadel) bekommen hätte, abends eine Flasche Sekt im Kasino zu trinken. Am Ende stellte sich heraus, daß ich jeden Tag eine getrunken hatte. Äußerst geschätzt wurden meine humorvollen Bierreden im Kasino, in denen ich mich über alles lustig machte, am meisten aber über mich selbst. Meine Beförderung zum Vizefeldwebel hatte ich in jedem Sinne des Wortes meiner Kehle zu verdanken. Weitere Übungen habe ich nicht gemacht. Als bei einer nochmaligen Untersuchung bei mir Herzerweiterung festgestellt wurde, ließ ich mich von der Aspirantenliste streichen. Darauf wurde ich zu einer weiteren Untersuchung durch den Generalarzt befohlen und bekam den Vermerk: „Scheidet aus jedem Militärverhältnis aus.“ Aber im Herbst 1915 stellte man sehr viel geringere Anforderungen an die körperliche Tauglichkeit und zog mich trotzdem ein.